Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
die Erwartungen
von einem zukünftigen Leben.

Eine Selbstbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,
Doktor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doktorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München.

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.

Erlangen, 1855.
Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.
(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Die ersten Gastrollen des praktischen Lebens.

Inhalt.

1. Ein Bild aus der Ferne.

Mein Leben, während des letzten Universitätsjahres in Jena, glich dem eines wandernden Gesellen, der an einer Gränzstation verweilt, von welcher man nicht nur leicht aus dem Gebiete des einen Landesherrn in das eines anderen hinüberkommen, sondern selbst von dem Hügel, auf dem das Wohnhaus liegt, hinüberblicken kann in das Nachbarland. Und wenn nun in diesem Nachbarlande, ganz nahe der Gränze, der Ruhepunkt liegt, an welchem das Herumtreiben in der Fremde endigen und das Wohnen am eigenen Herde beginnen soll, dann geht mit den Blicken zugleich, die sich an der Aussicht vom Hügel weiden, auch das Herz wandeln, nach der Traumwelt, welche die Seele dort über den Bergen aus ihren Hoffnungen und Wünschen sich geschaffen hat.

Ich erkenne darin, in recht vorzüglichem Maaße, eine jener treuen Führungen, dergleichen ich in meinem Leben so viele erfahren, daß mir da, wo ich die eine Hauptstation meines Lebenslaufes so eben erreichen sollte, schon die andere gezeigt wurde, welche mir zum nächsten Zielpunkte meines Berufes bestimmt war. Dort im Garten meines Vaters, am zweiten Ostertage, hatte mir, statt der Palmen im fernen Afrika, nach denen mein Wandergelüste

mich hinzog, ganz in meiner Nähe ein Palmenzweig Frieden und Freude zugewinkt, welcher, wäre er auch am fernsten Punkte der Erde gestanden, des mühsamsten Weges über Land und Meer, selbst auf den Trümmern eines gescheiterten Schiffes, werth gewesen wäre. Ein kurzer Augenblick der Zeit hatte in seinem eiligen Vorüberfluge ein Bewegen in meinem Innern geweckt, das mit der Zeit und ihren Erdenjahren nicht enden kann, weil seine Abkunft nicht von dem Wesen eines Dinges der Zeit war. Ist doch schon der Naturtrieb, wenn er als ein prophetisches Wunder der untergeordneten Art das Thier zu Handlungen bewegt, die nicht das Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblickes, sondern das zukünftige Wohl des Einzelwesens und seines noch ungeborenen Geschlechtes angehen, nach seinem Maaße ein Abbild jenes Dranges der Menschenseele, welcher, ihr selber unbewußt, auf ein Wohl, nicht des zeitlichen Lebens allein, sondern eines ewigen Daseins, gerichtet ist. Denn beide, der Naturtrieb des Thieres wie der Drang der Menschenseele, werden von einer Anregung geweckt, welche nicht aus dem Wesen der sichtbaren, leiblichen Natur, sondern aus dem unsichtbaren Wirken eines Alles tragenden Urgrundes hervorging, auf welchem das Werden und das Bestehen der leiblichen wie der geistigen Welt beruht.

Was war das, was mich dort so unwiderstehlich schnell, so unauflöslich fest zu einer Menschenseele hinzog, in deren Tiefe ich so eben nur den ersten Blick gethan hatte? Mein Finger hebt wohl auch durch sein mechanisches Bewegen eine stählerne Nadel vom Boden auf, welche der Magnet in Blitzesschnelle zu sich hinanzieht, jenes ist ein sichtbar leibliches, dieses ein unsichtbares, gleichwie geisterhaftes Bewirken. Eindrücke des leiblich Schönen hat-

ten meine Sinne schon oft empfunden; sie waren schnell, wie sie kamen, an meinem Herzen vorübergegangen. Das, was hier so mächtig mich ergriff, war nicht die Schönheit eines in natürlicher Fülle blühenden Fleisches und Blutes, sondern eine solche, welche das Siegel des Geistes trug. In dem Dunkel der Augen, darein jetzt mein Auge blickte, wohnte ein Licht, das von einem anderen, höheren Feuer als dem der Sonne entzündet schien; es war nicht ein anlockender Reiz, sondern eine Ehrfurcht gebietende Majestät der Schönheit, welche über die stillen, ernsten und dennoch leicht beweglichen Züge dieses Angesichtes sich ergoß, dem nicht die Rose ihre Farben, sondern die Lilie ihren Anhauch gab. In jeder Bewegung der edlen Gestalt waltete jungfräulich züchtige Anmuth; das, was aus den Mienen, wie aus den ungekünstelten Worten sprach, das war ein Verstand, dessen Gaben der Geist des Menschen nicht in der Schule der Welt, sondern in der Zucht und Furcht des Herrn empfängt. So war das liebliche Bild, das mir, aus der Ferne einer längst vergangenen Zeit, noch so, als hätte ich heute es gesehen, vor der Seele steht.

Erst lange nach dem Beginne unserer eigentlichen Bekanntschaft im Hause meiner Eltern lernte ich die Stimmung verstehen, in welcher damals die seltene Jungfrau mir entgegentrat. Sie war, wenig Monate vorher, auf einem lebensgefährlichen Krankenlager, mit den Gedanken der Ewigkeit, welcher zwar niemals ihrem Gemüthe fremd gewesen, näher noch und inniger denn sonst befreundet worden. Nach ihrer Wiedergenesung hatten die Aerzte, wie die Eltern, eine Reise zu der Mutter ihrer Schwägerin als heilsam empfohlen, welche zugleich die Tante meines Schwagers, des Arztes, und hierdurch auch uns verwandt war.

1*

Gestärkt wie erheitert durch die fremde Luft und die Neuheit der Umgebung, war sie auf der Durchreise nach der Heimath nach Chemnitz, zu meiner Schwester gekommen, nicht aber um bei dieser zu verweilen, sondern um noch zum Osterfeste zu den Ihrigen zu eilen. Denn es war mit dem des Festes zugleich noch ein anderer Zug, der sie nach dem Elternhause und seiner Nachbarschaft hinführte. Sie wußte es, daß dort ein Fremder auf sie warte, der ihrer theilnehmenden Erinnerung nicht fremd war; ein Jüngling, den sie zwar nur ein oder etliche Male gesehen, dessen innige Zuneigung sie aber auch ohne Worte wohl verstanden und der stillen Erwiederung nicht unwerth gefunden hatte. Mit der Freudigkeit des neubekräftigten Lebens war auch diese im Verborgenen keimende Neigung wieder so wach geworden, daß sie das dringende Verlangen der Jungfrau, so bald als möglich nach Hause zu kommen, wohl begreiflich machte, so wie die entschiedene Weigerung, sich wenigstens einen Rasttag im Hause meiner Schwester zu gönnen. Aber was half da alles Drängen und Treiben? Ich weiß nicht mehr gewiß, durch welche äußere Veranlassung, wie ich aber vermuthe, durch eine, mit vielem Gefolge nach Böhmen reisende Herrschaft, waren die Pferde, welche zur Extrapostfahrt für die Freundin dienen sollten, hinweg genommen worden; es erschien ihr jetzt unmöglich, noch zur bestimmten Zeit die Heimath zu erreichen, und sie entschloß sich, mit meiner Schwester und meinem Schwager den Weg nach unserem Elternhause zu machen; wie sie mir später erzählte, nicht ohne manche geheime Thräne, darin der Schmerz über das Mißlingen all' ihrer Bemühungen, hinwegzukommen zur Heimath, sich aussprach. Ein anderer Wille als der des Menschenherzens hatte sie geführt, dahin sie nicht wollte, wohl

aber, nach einem über uns beide beschlossenen Rathe, gehen sollte.

Ich hatte mir, schon beim Schlusse unseres Gespräches im Garten, von der geliebten Jungfrau die Erlaubniß erbeten, ihr schreiben zu dürfen, und hatte nach meiner Zurückkunft nach Jena diese Erlaubniß fleißig benutzt. Ich zwar war in meinen Briefen gar bald aus den Schranken herausgetreten, in denen ein Freund zur Freundin sich gehalten fühlt, denn die Gluth der ersten Liebe brach allenthalben durch diese Schranken hindurch; sie aber, als wolle sie nicht verstehen, was meine Gefühle sprachen, antwortete im Tone einer bescheidenen Jungfrau, die einem werthen Bekannten und Freunde für seine fortwährende Theilnahme an ihr, dem unbedeutenden Landmädchen, dankbar ist. Doch sprach sie es dabei aus, daß auch Sie gern und mit Theilnahme meiner gedenke, und als ich in einem meiner Briefe in sehr lebendiger, dringender Weise das Verlangen geäußert, sie wieder zu sehen und ihre Eltern kennen zu lernen, da kam von ihr und ihren Eltern die Einladung, ich solle sie besuchen. Man spricht oft, in poetischer Uebertreibung, von einer Trunkenheit der Freude. Was dieses Wort bedeute, das habe ich damals in Wahrheit erfahren, als der Brief aus theurer Hand mit dieser Einladung an mich kam. Im Zimmer wie auf meinem einsamen Spaziergange las ich ihn unzählige Male, es blieben immer dieselben Worte, einmal so tief, so innig mich bewegend, so freudig mich erhebend wie das andere Mal.

2. Eine Wanderung am Pfingstvorabend.

Das Pfingstfest war nahe, mit diesem gab es für mich einige Tage freie Zeit. Was sollte mich hindern, den

Worten, die hier im Briefe standen, zu folgen; ich konnte der Reiselust nicht widerstehen; mir war es, als regten sich in meinem Innern Flügel, welche durch die Brust hindurchbrechen und mich hinwegtragen wollten.

Man hat öfters das Hervortreten des leichtbeschwingten Schmetterlinges aus der engen Puppenhülle, die ihn umschloß, mit dem Durchbruche der neuen, unsterblichen Leiblichkeit aus der irdisch=sterblichen im Tode, verglichen; ein anderer Vergleich des Schmetterlinges mit seiner früheren Larvenform liegt uns noch näher. Die Natur weiß hier zunächst nichts von dem Tode; sie zeugt nur von einer neuen, höheren Gestaltung des sterblichen Wesens durch eine Macht, welche im Thierreiche Lust der Geschlechter heißt, im Menschen aber zur Liebe sich veredelt. Der Hauch der Luft, mit dem Duft des Maies ging wohl auch vorhin wohlthuend leicht in deiner jugendlichen Brust ein und aus, als aber die Liebe kam, da war es, als sei dir in der Brust aus Fleisch und Gebein noch eine andere, neue gegeben. Diese neue Brust, weit über die alte sich ausdehnend, ist für das Ein= und Ausgehen eines Lebensodems gemacht, der, von höherer Kraft, als der irdische, bei jedem Zuge das Herz mit einem Gefühle der Freude erfüllt, welches bei jedem Aushauche zum Gesange werden möchte. Der Schmetterling ist bei seinem Hervorkommen aus der Hülle in eine neue, vorhin nie gesehene Welt getreten, für welche er erst jetzt Augen und wahrnehmende Sinne empfangen hat. — Und als die Liebe kam, war es dir da nicht, als sei dir erst jetzt ein Auge gegeben für eine vorhin nie gesehene, paradiesische Welt, die mitten in der altbekannten, längst gesehenen, wie aus einem Widerscheine der Morgenröthe gewebt, dastand, du wußtest es nicht? Und was siehest du, wohin du schauest,

in der neuen paradiesischen Welt? Es sind Augen, in welche du ohne Aufhören im Wachen des Tages und im Traume des Nachts blickest, diese Augen, so scheint es deinem Entzücken, sind auf dich gerichtet; die Flöte des Hirten tönt, und dir ist es, als vernähmest du, zu dem Tone der Flöte den Gesang der Stimme, welche, inniger bewegend und rührend als jede Stimme der Natur, zu deinem Herzen sprach.

Dieses ist in schwachen Zügen ein Abbild jener Liebe, welche den Jüngling zur Jungfrau zieht, daß er Vater und Mutter verläßt und seiner Erwählten anhanget. Und was ist diese Liebe von vergänglichem Gewebe gegen eine andere, höhere von ewiger Natur, deren Vorbild und Schattenriß sie darstellt? Glücklich allerdings sind der Jüngling, die Jungfrau, welche die Macht einer Liebe in sich erfahren, die das eigene Selbst in einem anderen vergißt und dahin gibt. Selig aber, ja selig der Jüngling wie der Greis, welchem der Morgenglanz jener höheren, ewigen Liebe aufging, dessen Strahlen ihn mitten in der sichtbaren Schöpfung seines Gottes eine Herrlichkeit der künftigen Welt des Friedens, Augen, voll ewigen Erbarmens auf ihn gerichtet, erkennen und eine Stimme vernehmen lassen, die ihn zum neuen Leben ruft.

Vielleicht mag es wirklich ein Schmetterling gewesen sein, der, als ich den Brief mit der süßen Einladung, dort am Ufer der Saale sitzend, noch einmal las, so eben aus der Puppe kommend, aus dem Gesträuch sich hervorarbeitete, mich auf einige Gedanken dieser Art gebracht hatte, die ich in einem Briefe an die Geliebte aussprach, darin ich meinen baldigen Besuch, doch ohne Bestimmung des Tages, ankündigte. Ich aber selber hatte mir schon längst Tage und Stunden abgezählt, bis zu dem Augenblicke, da ich die mit

den leiblichen Augen wieder sehen sollte, deren Bild mir unverrückbar fest vor der Seele stand.

Es war am Vortage (Heiligabend) des Pfingstfestes, am 5. Juni, als ich frühe vor Sonnenaufgang zum Lobedathore hinauszog. Ich hatte in der Nacht nur wenig geschlafen, denn der Traum mit wachen Augen, den ich träumte, war mir süßer und erquicklicher gewesen als der Schlaf. Ich wanderte leichten Fußes dahin, meinen Sonntagsrock für die Zeit des Festes trug ich an mir, in der Jagdtasche, welche mir zugleich mit einem burschikosen Hirschfänger über die Schultern hing, fand sich nur etwas Wäsche und ein Buch, das ich der Geliebten als Gabe mitbrachte. Es war Heinrich von Ofterdingen von Novalis; eine damals neue, liebliche Erscheinung des Tages.

Welches der nächste, beste Weg sei nach Bärenwalde, so hieß das Dorf, in welchem Henriette wohnte, das konnte mir in Jena niemand sagen. Von Kirchberg, dem Wohnorte fleißiger Tuchmacher, das wußte ich, lag es kaum zwei Stunden aufwärts in einem Gebirgsthale. Die Landkarte mußte meine Wegweiserin sein, und ich beschloß, in der geraden Linie, welche ich mir auf der Karte zwischen Jena und Kirchberg zog, meinen Weg zu nehmen. Allerdings führte diese Linie ohne Hinderniß von einem Dorfe zum anderen oder mitten zwischen zwei Ortschaften hindurch, aber die Landstraße und selbst die Fußwege mochten von meiner geraden Linie nichts wissen, und wenn ich dieser über die gemähten Wiesen folgen wollte, da trat mir bald ein dichtes Gebüsch und dann etwa eine Reihe von Ackerfeldern in den Weg, oder es gab einen Sumpf, einen Bach zu durchwaten, über den keine Brücke ging. Und schon in Ziegenhayn wußte mir der Bauer, den ich fragte, nicht zu sagen, wo Quirla läge; die Arbeiter auf einer

Wiese bei Möckern gaben mir über den Weg nach dem Dorfe Eineborn nur unsichere Kunde.

Ich ließ mich durch diese kleinen Hemmungen in meiner Lust am Wandern nicht stören. War es mir doch, als hätte ich, wie in der Mährchenwelt, Meilenstiefeln an und die Strecke von reichlich neun geographischen Meilen, die zwischen Jena und Bärenwalde lag, sei für eine Tagereise eher zu gering als zu groß. Denn als ich, noch in der Morgenkühle, nach dem schön gelegenen Ziegenhayn kam, da däuchte es mir, als sei ich soeben erst aus dem Lobedathore heraus getreten; in Quirla ließ es mich nur der Stand der Sonne errathen, daß mir doch schon einige Zeit auf der Wanderung vergangen sei, und erst da, als ich auf einem beschwerlichen Umwege Eineborn erreicht hatte, sagte ich zu meinem Leibe: „Du hast dich brav gehalten, dafür sollst du auch hier ein Glas Milch und ein Stück Brod zum Frühstück haben."

Es war aber auch ein Tag, so schön, so reich angethan mit allen Herrlichkeiten der Natur, daß mir es zu Muthe war, als hätte ich noch niemals einen so schönen erlebt. Die Sonne strahlte hell am unumwölkten blauen Himmel, ein kräftig wehender, erfrischender Wind kam mir von Osten her entgegen, welcher mit dem Laute eines fernen Gewässers durch den Eichwald rauschte und die hochstehenden Saaten der Felder wie ein grünendes Meer in auf- und niedersteigenden Wogen bewegte. In mir tönte es, wie die Worte des alten, hehren Lobgesanges sagen: „Himmel freue dich, und Erde sei fröhlich; das Meer brause, und was darinnen ist; das Feld sei fröhlich, und alles was darauf ist; und lasset rühmen alle Bäume im Walde vor dem Herrn. Denn er kommt, denn er kommt!" . . . Schien mir es doch, als ob die schönen blauen Schwert-

lilien, mit denen eine Wiese geziert war, und die hohen Glockenblumen, bewegt vom Winde, das morgende Fest einläuten wollten; in einem Walde der grünenden Buchen und Eichen erfaßte mich das Mitgefühl mit der Ruhe und dem Frieden, welche dort in der Natur walteten, so mächtig, daß ich mich ihm, sitzend und lesend in Novalis' Buch dahingab, bis ich fast erschrocken über den langen Verzug, mich aufraffte und weiter eilte.

In dem Städtchen Weida machte ich Mittag; auf den Hügeln jenseits Gottisgrün und bei Neumark begrüßte ich mit unbeschreiblichem Wohlbehagen meine liebe erzgebirgische Heimath. Nicht die Abendröthe allein, die mir auf der Anhöhe bei Kirchberg leuchtete, sondern sicherer noch als dies verkündete mir mein hoffendes Herz auf morgen einen wunderschönen Tag. Der Abend dämmerte schon, so leicht hinschattend als es in der Zeit der längsten Tage zu geschehen pflegt, als ich vom Hügel hinab in das Gebirgsthal kam, darin der Ziel- und Ruhepunkt der bedeutungsvollsten Wanderung meines Lebens lag. Ich fühlte keine Ermüdung mehr von dem ziemlich reichlichen Tagemarsche; meine Schritte wurden wieder so eilig wie am Morgen, auf dem Wege vom Lobedathore nach Ziegenhayn, ich sah, in der hellen Dämmerung, eine Kirche, nicht fern von mir, dort, meinte ich, sei mein Ziel. Ich wußte aber nicht, daß dort im Thale hinauf eine lange Dörferreihe mehr denn eine Stunde lang sich fortzieht; ein Mann, dem ich begegnete, sagte mir, daß ich hier erst in Hartmannsdorf sei, nach dem Wirthshause in Bärenwalde habe ich noch weit, könne aber nicht irren, wenn ich nur immer am Bache hinanginge. Wie oft ich an diesem Abende über den guten, munteren Bach, der mir zum Wegweiser dienen sollte, theils auf kleinen Brücken mit trockenen, theils um seine

vielen Krümmungen abzuschneiden, mit nassen Füßen gekommen bin, das wüßte ich nicht zu sagen, wohl aber, daß ich, sobald ich von einer Wasser schöpfenden Frau vernommen, hier sei ich in Bärenwalde, in die Fenster jedes Hauses, darin noch Licht brannte, hineinschaute, ob ich nicht in dem Zimmer Die sähe, nach welcher ich gern, nicht nur hier in diesem Thale, sondern in allen Thälern der Erde suchen gegangen wäre. Freilich gab es nur hin und wieder noch ein brennendes Licht, und ehe ich den Weg durch das lange Dorf, bis hinauf zur Kirche, in deren Nähe das Wirthshaus stand, zurückgelegt hatte, da waren alle verloschen. Dennoch fand ich in dem Gasthause noch eine sehr zuvorkommende Aufnahme; der elegante Hirschfänger, den ich mir von einem meiner jenaischen Freunde, einem stattlichen Burschen, für diese Wanderung geliehen, schien den Wirthsleuten eine so hohe Achtung vor mir einzuflößen, daß sie mir zum Nachtlager nicht nur das größte Gastzimmer, sondern auch ein Bett anwiesen, dessen Breite, drei bis vier Mann, dessen Decke, mit der ungeheueren Fülle ihrer Federn, zur Erwärmung von fast doppelt so vielen Menschen, mitten im kalten Winter, hingereicht hätte.

Ob ich in meinem großen Bette mehr gewacht oder mehr geschlafen hatte, als ich beim ersten Aufglänzen des Morgens mich daraus hervorarbeitete und zu den Fenstern hinausschaute in die wahrhaft herrliche Gegend, das weiß ich nicht. Sobald sich im Hause ein erwachendes Leben regte, trat ich zur Thüre hinaus an den Bach, in dessen Wasser ich mein Angesicht erfrischte und dann sogleich den Hügel hinanstieg, über dessen Felsenzinnen und hohe Edeltannen soeben die Morgensonne heraufkam.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich das Thal, in das ich jetzt mit all' meinen sehnlichsten Wünschen und Hoffnungen eingezogen war, eines der schönsten nenne, das ich in allen Gebirgen des deutschen Vaterlandes, in Norden wie in Süden, in Osten wie in Westen gesehen habe. Wenn sich zu den Trümmern einer alten, mächtigen Ritterburg der friedliche Anbau eines jetzt lebenden, glücklichen Volkes gesellt, im Schatten des alten Thurmes die hohen Nußbäume sich erheben, am Gemäuer des vormaligen Burghofes die Weinrebe sich hinanrankt und die Rosengesträuche blühen, dann wird der Reiz der ernsteren Vergangenheit durch den der lieblichen Gegenwart, dieser durch jenen so wunderbar erhöht, wie in einem volltönenden Choral die Laute der höheren Töne durch den harmonischen Einklang mit denen der ernsteren, tieferen Töne. Hier in dem Thale, darin ich jetzt stand, sind nicht die Reste eines mächtigen Bauwerkes der früheren Jahrhunderte zu schauen, welches die Hand des Menschen hervorrief und zerstörte, sondern die Trümmer eines Aufbaues der vergangenen Jahrtausende, welchen die Macht des Schöpfers an seinen Ort stellte und von diesem weichen hieß. Die Felsart, aus der die umliegenden Berge bestehen, ist ein porphyrartiger Granit, in dessen Grundmasse die großen, schönen Feldspathkrystalle, mit glatter Fläche allenthalben zerstreut sind; abgerundete Blöcke, zum Theil von der Größe oder von der Masse eines mäßigen Hauses liegen am Bette des Baches, sowie am Abhang des Berges umhergeworfen, und auf der Kampfstätte, an welcher eine gewaltige Fluth mit der Kraft des Feststehenden, ein Flüssiges mit dem Erstarrten um den Sieg rang, sind nun oben auf der Höhe die Wälder der Weißtannen und

Fichten, darinnen vor hundert Jahren noch die Bären hausten, und an den Abhängen wie im Thale die Saatfelder und die Obstgärten eingezogen.

Gleich neben dem Wirthshause, in das ich jetzt zurückkehrte, stand, von Gärten umgeben, ein Haus, das sich, unter der Pflege seiner damaligen Bewohner, schon von außen durch eine, ich möchte sagen, holländische Sauberkeit und Zierlichkeit vor allen anderen auszeichnete. Selbst in der Auswahl und Anordnung der Blumenflor, mit welcher der Garten vor dem Hause und die Blumentöpfe vor den Fenstern geziert waren, zeigte sich ein Sinn für die Harmonie der Farben und Gestalten der Pflanzenwelt. Ich wußte nicht, wie nahe dieses Haus und sein Besitzer, der Kaufmann Mühlmann, mich bald nachher angehen würden.

Als ich soeben im Wirthshause mich bereit machte zu dem Besuche in dem Hause des Herrn Kaufmann Martin, des Vaters meiner geliebten Jungfrau, da trat ein Mägdlein in das Wirthszimmer herein, welches im Auftrag seiner Mutter bei der Wirthin etwas zu bestellen hatte. Es war die älteste Tochter aus dem Nachbarhause, das ich soeben mit besonderer Theilnahme betrachtet hatte. Eine Jungfrau, noch an der Gränze der Kinderjahre stehend, einfach und sauber gekleidet, mit den munteren Augen einer Gazelle. Das Kind betrachtete mich ernst und forschend; die Wirthin hatte ihm, wie ich später erfuhr, schon außen auf der Hausflur gesagt, es solle doch hineingehen in's Zimmer und den seltsamen, jungen Herrn betrachten, von welchen man nicht wisse, ob er ein Offizier, oder was sonst er sei.

Anjetzt, nach einer Zeit von 53 Jahren, mit all' ihren Freuden und Leiden, erkenne ich auch darin einen Wink, den mir die verborgene Hand gab, die mich von der Kindheit

bis in's Greisenalter treulich auf meinem Pilgerweg geführt hat, daß es von allen Gliedern des theuren Hauses meiner Henriette gerade diese, ihre älteste Nichte, sein mußte, die mir zuerst begegnete und mich begrüßte. Dort bei der Kirche am Hügel, und an vielen anderen, nahen wie fernen Orten zerstreut, sind die Gräber aller damaligen Bewohner des Elternhauses, sowie des Schwesternhauses, aus welchem das Kind zu mir kam. Dieses aber, das Kind, eine Gabe, die mir an jenen Gräbern geschenkt worden, ist mir allein aus dem theuren Kreise der freudig und selig dahin Geschiedenen geblieben; ist nun seit 43 Jahren eine Pflegerin meines so bald verwaisten Hauses, meine treue Begleiterin auf meiner Wanderschaft von einem Wohnorte zum anderen, wie auf meinen Reisen in drei Welttheilen, vor Allem aber auf dem Wege des Friedens geworden, der aus der Zeit zur Ewigkeit führt.

3. Der Gang zur Brautwerbung.

Ein Knabe aus dem Wirthshause geleitete mich in das Unterdorf, zu dem etwas fern abgelegenen Hause, darin Henriette wohnte. Freundlich und zutraulich wurde ich hier von Alt und Jung, nur von Henriette mit jungfräulicher Schüchternheit begrüßt. Zu dem Vater des Hauses: Benjamin Martin, sowie zu der Mutter fühlte ich mich sogleich mit kindlichem Vertrauen und hingebender Liebe gezogen. Es war, als könne man dem Vater unter seinem ergrauten Haupte, schon durch seine klaren blauen Augen hinab in das gute redliche Herz blicken; in seinen Mienen wie ganzem Wesen sprach sich ein wohlwollendes Gemüth und der Friede eines guten Gewissens aus. Die Mutter aber, das mußte man bald hindurchfühlen und merken, war die eigentliche Krone des

Hauses. Noch in ihrem vorgerückten Alter eine wahrhaft schöne Frau, hatte sie auch an Geist und Gemüth eine seltene Frische der Jugend sich bewahrt. Die geistvoll blickenden, dunklen Augen, die als Erbstück namentlich auf ihr jüngst geborenes Kind, auf Henriette übergegangen waren, theilten den heiteren, fröhlichen Mienen des edlen Angesichtes eine Mischung von Ernst mit, welche in mir mit der kindlichen Liebe zugleich eine Ehrfurcht weckte, die der seltenen Frau gebührte, und welche sie bei Allen, die sie näher kannten, in ungetheiltem Maaße genoß. Es war ein Weib, wie der gekrönte Weise und Dichter es beschreibt *), von ihrem Fleiße und anordnendem Verstande war aller Wohlstand des Hauses gekommen. Denn bei Allem, was ihre Hand unternahm, war Glück und Segen. Namentlich so bei dem Handel mit Spitzen, den sie begründet hatte, während den Vater bei seinem Handel mit Eisenwaaren, der ihn immer außer Hause führte, schon frühe ein unverschuldetes Unglück nach dem anderen traf. Eine Erzieherin, zuerst ihres jüngsten, sehr bald zum Waisen gewordenen Bruders, der nachmals in Straßburg als Kaufmann sein Glück suchte und fand, dann der eigenen Kinder, hatte sie auch in dieses jüngere Geschlecht den Schatz ihres eigenen Herzens gelegt: ungeheuchelte Gottesfurcht, Anhalten am Gebete und am unermüdeten Fleiße der Hände; Ordnungsliebe und Zucht sowie Wohlanständigkeit der Sitten.

Mit den Eltern zugleich kam mir auch der mit ihnen im Hause wohnende Sohn Philipp mit brüderlicher Offenheit und Liebe entgegen. Er war nur um etwa fünf Jahre älter als Henriette, hatte aber durch Fleiß und

---

*) Sprüchw. K. 31. V. 11 u. f.

Gottes Segen schon seinen eigenen Hausstand als Kaufmann wohl begründet. Seine, aus der Oberlausitz gebürtige Frau, die, wie ich schon erwähnte, durch meinen Schwager, Fröhnel, den Arzt, mir verwandt war, hatte ihm zwei liebliche Kinder geboren, von denen das älteste, ein Knabe, mit mir sehr bald vertraut wurde.

Noch eine andere Zeugin meines heutigen Glückes war so eben hier im Hause, welche weder den Bewohnern von diesem noch auch mir, obgleich ich sie heute zum ersten Male sah, eine ganz Fremde war: eine Freundin Henrietten's, aus der Nähe von Schneeberg, eine weitläufige Verwandtin meines väterlichen Hauses in Schwarzenberg. Man behält bei uns, im Erzgebirge, auch die entfernteren Verwandtschaften, auf viele Glieder hinaus, in treuem Andenken; meine älteren Schwestern hatten in dem Hause des Vaters dieser Freundin manche frohe Stunde verlebt, an welche sie selber, aus ihrer früheren Kindheit noch die Erinnerung bewahrte; so wurden wir denn auch, gleich in der ersten Stunde, gute Bekannte. Und dieses unerwartete Zusammentreffen war für mich selber von höchst bedeutenden Folgen, denn jene Freundin war bestimmt, besser, denn ich jemals es vermocht hätte, für mich um Henrietten's Liebe zu werben; sie war es, welche den verschlossenen Garten der jungfräulichen Zuneigung ihrer Freundin mir aufthat; ohne sie, so möchte nach menschlichem Urtheile ich sagen, wäre Henriette kaum mein geworden. Dieses zeigte sich vor Allem schon an dem Festtage, dessen merkwürdig verflochtene Begebenheiten ich hier beschreiben will.

Es war Zeit, zur Kirche zu gehen; die ganze Familie, ich mit dem Vater Martin voran, machte sich dahin auf den Weg. Im Vorbeigehen an dem Hause,

dessen Blumenflor und schmuckes Aussehen mich heute am Morgen erfreut hatte, erfuhr ich, daß in ihm die älteste Tochter des Martin'schen Elternpaares, vermählt an Kaufmann Mühlmann, wohne; der Schwiegersohn, ein Mann von schönem, einnehmendem Aussehen, trat aus dem Hause hervor, begrüßte uns freundlich und schloß sich an uns zum Wege nach der Kirche an.

Was in dieser gepredigt wurde, davon vernahm ich nur wenig, so viel ich auch bemüht war, mich aufmerksam zu erhalten. Rührender als das Wort war mir der Gesang, denn wir Alle, die Genossen des Martin'schen und Mühlmann'schen Hauses, saßen in einem großen, gemeinsamen Familienchor beisammen, und sie sang mit uns, deren leise Stimme mir lieblicher tönte als alle laute Harmonieen der kunstreichsten Oratorien und Konzerte.

Nach der Kirche traten wir, der Einladung folgend, in das liebe Mühlmann'sche Wohnhaus ein. Es gab hier vielfältige Gelegenheit, mit dem Freunde der schönen Blumen, der zugleich ein eifriger Pfleger der Bienenzucht war, über Beides: die Kunde der Pflanzen und die Naturgeschichte der Bienen, zu reden, was für ihn und die anderen Hörer von Interesse war; die Betrachtung der Heilkräfte der Pflanzen führte mich tiefer in das Innere meines Handwerkes, die Arzneikunde, ein. In Menge hatte ich in der Umgegend des Dorfes den Bergwohlverlei (die Arnika) blühen sehen, dessen Kräfte ich gegen manche leibliche Leiden rühmte, und ich weiß nicht mehr, war es diese oder war es eine andere heilkräftige Pflanze im Nebengarten des Mühlmann'schen Hauses, deren wohlthätige Wirkung sich bald nachher an einer leidenden Nachbarin erprobte.

Auf dem Heimwege nach dem Elternhause gesellte ich

mich, zunächst im Gespräche mit Henrietten's Freundin, meiner Verwandtin, zu den beiden Jungfrauen. Als wir zum Hause kamen, da erwartete uns schon an der Thüre eine alte Nachbarin, welche, wie es schien, etwas sehr Angelegentliches mit Henrietten zu reden hatte. Diese, das entging meinen aufmerksam sie beachtenden Blicken nicht, schien durch die leise Mittheilung sehr bewegt; die Freundin trat zu ihr und beide, im Garten auf- und abgehend, waren einige Zeit in angelegentlichem Gespräche.

Bei Tische saß ich zwischen der lieben, trefflichen Mutter und Henrietten's Freundin. Diese, ein Mädchen von lebhaftem Geiste und vielem Verstande, um mehrere Jahre älter als Henriette und von einer, für ein Landmädchen ungewöhnlichen Belesenheit und Bildung, schien es recht absichtlich darauf anzulegen, mir die Zunge zu lösen und mich beredt zu machen. Sie führte mich durch ihre Fragen zuerst nach Leipzig, wo sie schon selber gewesen, dann nach Jena und Weimar, zu den berühmten dort wohnenden Männern, dann, ich weiß selbst nicht mehr, wohin, in die weite Welt. Da ergriff mich auf einmal mein Hang zum Erzählen. Ich hatte zwar noch wenig in der Welt gesehen, desto mehr aber gehört und gelesen. Ich war jetzt in meinem rechten Elemente, in welchem ich mich munter und kräftig bewegte; bald in der Beschreibung von den Abenteuern und Erfahrungen kühner, berühmter Reisender und der Thaten großer Helden, bald in der Schilderung der Lebensschicksale merkwürdiger Menschen. Ich bemerkte gar bald, welche Erzählungen und Schilderungen dem Gemüthe meiner Henriette am meisten zusagten. Denn diese, obgleich am anderen Ende des Tisches sitzend, hatte mit reger Theilnahme mir zugehört, und meinem eigenen Gemüthe wie dem ihrigen lag

die Richtung von den munteren, heiteren Partien der Unterhaltung zu den ernsteren, tiefer zum Herzen sprechenden, nicht ferne. Wir saßen ungewöhnlich lange an dem Tische der Familie, bei welchem ich, ungeachtet der oft wiederholten, dringenden Einladung der freundlichen Hausmutter, mehr nur gesprochen, als gegessen hatte.

Man wolle mir diesen Rückblick auf mein erstes Tischgespräch im Hause meiner nachmaligen Schwiegereltern, so sehr er auch den Anschein einer Rotomondate haben mag, zu Gute halten. Wer es an sich erfahren, welche Kraft der Begeisterung in einer aufflammenden Liebe liegt, der wird meinen damaligen Drang, so wie die ungewöhnliche Gabe zu reden, begreiflich finden. War doch Alles, was ich sprach, zunächst nur an sie gerichtet, es war ein Werben um ihre Theilnahme und Gunst. Wäre ich ein Dichter gewesen, dann würde meine Rede zu einem Liede geworden sein, während sie, wie ich sicher vermuthe, großen Theils nur das Geschwätze einer gewandten Zunge war, das von der Begierde, Menschen zu gefallen, angeregt wurde. Wohl aber dem, welchem eine höhere Liebe als Frauenliebe ist, zum Sprechen vor einem anderen Ohre und Auge bewegt, als das menschliche es ist! Nur in einem solchen Sprechen wird mit der Einfalt zugleich die rechte Kraft sein, welche Menschenseelen in der Tiefe ergreift und zu einer Liebe erweckt, die nicht vergeht.

Noch an demselben Nachmittage so wie an den darauf folgenden Tagen meines diesmaligen kurzen Aufenthaltes in Bärenwalde begann für mich eine andere Geschäftigkeit, zu welcher ich fortan, so oft ich wieder in die Gegend kam, mich vielfach aufgefordert und genöthigt sah. Der Sohn eines Nachbars, der jenseits des Baches dem Elternhause gegenüber wohnte, war plötzlich von einem

heftigen Erkranken befallen worden. Man rief mich als jungen Arzt, denn als solcher war ich ja in den Kreis der anderen werthen Bekannten und Freunde eingeführt, zu Hülfe. Nun darf ich zwar wohl sagen, daß der Standpunkt meiner ärztlichen Kenntnisse seit meiner vorjährigen Reise nach Bayern (m. v. Bd. I S. 377) ein ungleich anderer und tüchtigerer geworden war. Ich hatte mich durch die trefflichen Lehrer, welche damals in Jena lebten, einführen lassen aus den Vorhallen in das eigentliche innere Gebiet der Lehre von den Krankheiten und ihrer Heilung; hatte mit großem Eifer die Anleitungen benutzt, welche mir der tägliche Besuch des Krankenhauses und die Theilnahme an der Krankenpflege darboten. Dennoch muß ich es für ein vollkommen unverdientes Glück halten, daß ich die Krankheit des jungen Nachbars richtig erkannte und daß jene Mittel, die ich sogleich durch einen Boten aus der Apotheke in Schneeberg bringen ließ, einen so auffallend günstigen Erfolg hatten. Wenn sich aber jetzt schon vom anderen Tage an eine Menge von Kranken mit einem wunderlichen Vertrauen an mich, als einen Wunderdoktor, wendeten, und wenn meine zum Theil sehr einfachen und dennoch kräftigen Mittel bei einer großen Mehrzahl eine unerwartet glückliche Wirkung zeigten, dann darf man dieses wohl nicht meiner, noch durch so wenig Erfahrung gereiften Erkenntniß und Kunst, sondern nur der guten, für jede einigermaßen zweckmäßige Anregung höchst empfänglichen Natur des Landvolkes, das hier ferne vom Arzte und der Apotheke wohnte, so wie der psychischen Kraft des blinden Vertrauens zuschreiben, welche diese guten Leute in mich setzten. Es leben noch Viele, die es bezeugen können, wie groß, so oft ich später, eine Reihe von Jahren hindurch, in das schöne, stille Thal kam, der Zulauf der

Kranken oder der für andere Kranke Hilfe Suchenden, aus allen Thälern der benachbarten Gebirgsgegend zu mir, dem „Martins-Doktor" (so nannte man mich), war, bis ich es zuletzt, da mein Beruf mich fast ganz der ärztlichen Praxis entfremdet hatte, für Gewissenssache hielt, die Hilfsbedürftigen von mir hinweg an andere, bessere Aerzte zu weisen.

So unbedeutend an sich selbst das Ereigniß mit dem kranken Nachbar erscheinen mag, war es dieses dennoch für mich gerade in der Zeit, darin es eintrat, keinesweges; es ward für mich ein höchst begünstigender Fortschritt in dem Geschäfte meiner Werbung um die liebe Braut.

Wir folgten am Nachmittage der Einladung in das befreundete Mühlmann'sche Haus. Meine, an diesem Tage so mächtige Redseligkeit, fand hier neue Aufregung. Mein nachmaliger Schwager Mühlmann war in seinen früheren Jahren viel gereist, er hatte das südliche Deutschland, die Gegenden am Bodensee und die Schweiz öfter in Geschäften des Handels besucht und dort Vieles gesehen und erfahren. Er liebte den heitersten Ton der Unterhaltung, auch mir fielen mancherlei Anekdoten und Schwänke ein, die ich theils selbst erlebt, theils aus fremder Mittheilung geschöpft oder gelesen hatte und daran sich jetzt Alt und Jung belustigten.

Henriette und ihre Freundin waren auf dem Nachhausewege vorausgegangen. Sie hatten, wie es schien, ernste und angelegentliche Dinge mit einander zu sprechen, wobei sie nicht gerne gestört sein wollten. Ich erfuhr erst später, was dies für Dinge waren, und wie sich heute, an diesem Tage, für Henrietten's späteres Leben, wie für das meinige eine ähnliche Wendung zugetragen hatte, als die an Ostern war, wo die Jungfrau ganz gegen ihren Wil-

len, statt zu einem anderen, von ihr erwünschteren Ziele der Reise, in das Haus meiner Eltern und zu mir in den Garten geführt worden war. Heute am Vormittage, als wir nach der Kirche länger als gewöhnlich im Mühlmann'schen Hause verweilten, hatte sich ein bescheidener Besuch dem Martin'schen Hause genaht. Es war derselbe Jüngling, dessen Bild, wie ich vorhin (S. 4) sagte, in Henrietten's Erinnerung, seit dem ersten Sehen, einen tiefen Eindruck zurückgelassen hatte. Er war in ein Nachbarhaus getreten, dessen Bewohner er kannte. Hier hatte er erfahren, daß bei Henrietten's Eltern ein Besuch von Fremden sei. Lange hatte er gewartet, um die wenigstens zu sehen und zu begrüßen, zu der auch ihn eine stille Neigung hinzog, zuletzt aber, sei es aus schüchterner Bedenklichkeit oder nur um eine verabredete Zusammenkunft mit einem Geschäftsfreunde in Schneeberg nicht zu versäumen, war er abgereist. Er hatte es kaum gewagt, der Nachbarin auch nur einen eigentlichen Gruß an Henrietten aufzutragen, sondern sich nur recht angelegentlich nach ihr erkundigt und die Hoffnung ausgesprochen, daß er sie in einigen Tagen in Schönheida, wo Henrietten's Schwester verheirathet war, sehen werde.

Dies war die Botschaft, welche heute Vormittag die gesprächige Nachbarin an die Jungfrau zu bestellen hatte und von deren Inhalt diese so sichtlich bewegt worden war. Die Freundin, die ich bei ihrem Vornamen Friederike nennen will, war zugleich schon seit längerer Zeit die innig Vertraute Henrietten's gewesen. Sie kannte ihre geheime Neigung so wie die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit mir. Sie hatte alle meine Briefe gelesen und diese hatten ihrer leicht entzündlichen Phantasie, ihrem eigenthümlichen Geschmacke an poëtischen Herzensergießungen

sehr wohl gefallen. Sie war schon durch diese Briefe von einem sehr günstigen Vorurtheile für mich befangen gewesen und war das heute, bei unserer persönlichen Bekanntschaft, noch mehr geworden. Meine Liebe zu Henrietten, mein Verlangen nach ihrer Gegenliebe, und nach einer nahe künftigen Vereinigung mit ihr auf immer, hatte sich, wenn auch von dem leichten Schleier eines blos freundschaftlichen Verhältnisses verhüllt, so handgreiflich kund gegeben, daß nicht nur die beiden Freundinnen, sondern alle Mitglieder der Familie, vor Allem die geistig scharfsichtige Mutter, es gleich als eine, wenn auch noch nicht in Worten ausgesprochene Werbung um eine Braut betrachten mußten.

Es galt jetzt von Henrietten's Seite, eine entscheidende Wahl zwischen zweien Bewerbern um ihre Gunst, davon der eine nur in bescheidener Stille, der andere aber, allerdings mit großer Zudringlichkeit, ihr genaht war. Mein Mitbewerber gehörte dem Stande an, in welchem die Eltern, die Brüder und alle Verwandte Henrietten's sich vergnügt und glücklich befanden: er war ein fleißiger wackerer Kaufmann, der zwar noch kein eigenes Geschäft führte, jedoch nahe daran war, in ein solches einzutreten. Ich war ein Gelehrter und Arzt, und wie mein unverdientes Glück in diesen Tagen zu bezeugen schien, ein solcher, der sich wohl das allgemeine Vertrauen und sein gutes Auskommen erwerben könne. Ich war, diesem Anscheine nach, eben so nahe an der Begründung eines eigenen Hausstandes als mein Mitbewerber. Was mithin die äußere Stellung betraf, waren wir beide uns gleich, und die rathgebende Freundin konnte es nicht verbergen, daß sie, bei der Wahl zwischen uns, ohne allen Anstand zu meinen Gunsten stimmen möchte.

Nicht aber, selbst auch der leiseste Schatten der äußeren Rücksichten, auch nicht das Vorurtheil der Freundin für einen von uns, sondern ein anderer, innerer Hang ihrer Natur war es, der Henrietten bestimmte, der früher keimenden Neigung zu entsagen und den Druck meiner Hand, den sie wohl verstand, in gleich verständlicher Weise zu erwidern. Es lag in dem Geiste und Gemüthe dieses seltenen Mädchens ein mächtiges Sehnen nach Belehrung und Wissen; nach Entwickelung seiner reichen Anlagen. Dieses Sehnen hatte in ihrer bisherigen Lage nur wenig Befriedigung gefunden; kaum daß ihr nur Zeit geblieben war, hin und wieder ein belehrendes und geistig anregendes Buch zu lesen, welches die Freundin Friederike ihr brachte, die mit den bedeutendsten Erscheinungen der damaligen deutschen Literatur nicht unbekannt war. Nur selten fand sie auch Gelegenheit, etwas im Gespräche Anderer zu hören, das ihren Durst nach Wissen befriedigen konnte; wo sich aber etwa, vielleicht im Gespräche des damaligen, ziemlich unterrichteten Pfarrers mit ihrem Schwager Mühlmann, oder in einer Gesellschaft gebildeter Männer in Schneeberg und Plauen, dahin sie zuweilen kam, eine Gelegenheit, etwas zu lernen, ergab, da war sie ganz Ohr, faßte das Gesprochene leicht und bewegte so wie bewahrte es in Kopf und Herzen. Und so war es ihr namentlich auch heute mit meinen Gesprächen ergangen, darin ich aus den verschiedensten Gebieten der Belesenheit und eigenen wie fremden Anschauungen, alles was ich nur wußte, ausgekramt hatte. Die theuere Seele hatte sich dem Vergnügen hingegeben, nur recht viel Neues zu hören, und bei dieser Gelegenheit sich zu Gunsten des Erzählers und Sprechers so einnehmen lassen, daß ihre Wahl für diesen entschieden ward.

Die Jungfrau ahnete es nicht, was das für ein Weg der Sorge und der Mühen sei, auf den sie, durch einen augenblicklich blendenden Schein, sich hinziehen ließ, und ich wußte das auch nicht. Wenn man aber fragt: war dieser Schein ein Irrlicht, wie jene sind, die nach der Sage des Volkes den Wanderer im Dunkeln an Fallgruben und Abgründe hinlocken, die ihm den Tod bringen, dann kann ich getrost antworten: nein, das war er nicht. Er war der Glanz eines nächtlichen Feuers, welches, ehe noch der Morgen dämmert, vor der Hütte eines armen Hirten brennt, und welcher über die Bretterwände der Hütte, über die Weißdornhecken ihrer Nachbarschaft ein täuschendes Licht ausgießt, das dem Bretterverschlage den Anschein eines hohen, stattlichen Wohnhauses, dem Gebüsche jenen eines ansehnlichen Gartens verleiht. Der Wanderer, der eines gastlichen Obdaches begehrte, lenkt seine Schritte hin nach dem Scheinbilde; aber das Feuer verlöscht, der Tag wird hell, und er findet sich, mitten im Dornengebüsch, in der Bretterhütte eines armen Hirten, der nur sein schwarzes Brod und das Wasser seines Quelles mit ihm theilen kann.

Ich will das Gefühl des herzlichen Mitleides nicht verschweigen, das mich jetzt als Greis oft ergreift, wenn ich an die äußere Noth und Armuth denke, in welche ich meine Henriette durch unsere unvorsichtige, allzufrühe Verheirathung geführt habe; sie, welche der Liebling all' der Ihrigen als eine zarte Pflanze im Elternhause von keiner Noth gewußt hatte, von keinem rauhen Lüftchen angeweht worden war. „War das nicht", so hat mich jenes herzliche, innige Mitleid zuweilen, in Stunden einer menschlich weichherzigen Stimmung fragen lassen, „eine schwere Verschuldung von mir, daß ich sie, freilich ohne mein Wissen,

von dem Wege vielleicht zu einem wohlversorgten Hausstande durch meine Zudringlichkeit hinwegriß, in solche Tiefen der Sorgen!" Zwar, mein Mitbewerber um ihre Liebe, hätte Henrietten's geistigem Bedürfnisse nie genügt, auch war er kränklich und starb nach wenig Jahren, sie würde aber leicht einen Lebensgefährten gefunden haben, der ihrer Liebe werth gewesen wäre, und in dessen Haus kein Mangel und keine Noth sie angerührt hätte.

Aber mein Gefühl des Mitleidens hat noch einen anderen anregenden und verstärkenden Grund. Wenn ich mit dem festeren Blicke meines gereifteren Alters das Bild meines eigenen Wesens, wie es damals roh und verwildert vor dem Lichte der Wahrheit dastand, und daneben das jungfräulich reine, lautere, in der Furcht des Herrn stehende Wesen meiner Henriette betrachte, dann ergreift mich öfters ein tiefer Ernst. Wäre ich damals ein alter, väterlicher Freund des Hauses gewesen, und hätte ich uns beide, den leichtsinnigen Jüngling und die, ihm gegenüber schuldlose Jungfrau, so wie jetzt, erkannt, ich würde vielleicht, nach menschlich guter Meinung und Gesinnung, auf die Jungfrau blickend, für diese gebetet haben jene Worte des 74. Psalmes: „Du wollest nicht dem Thier geben die Seele deiner Turteltaube."

Und dennoch, was sind Menschengedanken, was ist unser menschliches Mitleid gegen Gottes Gedanken und Sein Erbarmen, das nicht in der Zeit, sondern in der Ewigkeit unser Wohl, unsere Seligkeit will?

Nicht nur auf ihrem Sterbebette, zu welchem sie frühe geführt wurde, sondern auf unserem ganzen, kurzen, gemeinsamen Lebenswege ist ihr Herz von der Sorgen Last nie zum Boden gebeugt, sondern voll freudigen Muthes und voll Dankens und Lobes gewesen, wie dies jener im

Leiden und Dulden geübte, königliche Sänger im 103ten Psalm es ausspricht. Denn mit den Worten dieses Psalmes in Herz und Mund ist ihre Seele hinüber gegangen zu ihrer Ruhe. Und es war ja auch unser gemeinsamer Lebensweg, wie dies die weitere Beschreibung desselben bezeugen wird, neben seinen Kümmernissen reich an inneren wie äußeren Tröstungen und Freuden, welche meine Mitpilgerin, nach ihrem genügsamen, der Freude mehr als dem Schmerze offenen Sinne so gerne ergriff und festhielt, daß sie, wie sie es oft that, ihr Loos als ein für sie gesegnetes, reich beglücktes pries. Was das Unsrige war, das mußte freilich durch ein Feuer der Läuterung gehen, damit das, was mitten in dem Unsrigen das Seine, was Gottes war, herrlich, und für uns zum bleibenden Gewinn, hervorkeimen und gedeihen möge.

Von diesem meinen ersten Besuche, meiner ersten Werbung um die Liebe einer Braut habe ich übrigens hier nur noch wenig zu sagen. Ich hatte mir das Vertrauen und die Liebe nicht nur der Tochter, sondern auch der Eltern und Verwandten des Hauses erworben. Namentlich hatte ein Bruder meiner künftigen Schwiegermutter, der an äußerem Vermögen so wie an Bildung und Kenntniß der Welt mit Recht bei allen Verwandten in höchster Achtung stand: der Kaufmann Gottlieb Wappler ein besonderes Wohlgefallen an mir gefunden und günstige Erwartungen von mir ausgesprochen. Auch die Geschwister aus Schönheida kamen zum Besuche und schenkten mir ihr Vertrauen, ihre Liebe; mit dem Mühlmann'schen Ehepaare hatte ich eine herzbrüderliche Freundschaft geschlossen.

So trat ich meinen Rückweg nach Jena in recht selig fröhlicher Stimmung an; ich hatte viel, ja sehr viel erworben auf dieser kurzen Pfingstreise, und wenn ich all'

die Hemmungen, die der Erfüllung meines Wunsches entgegenstanden und die merkwürdige Führung durch dieselben, wenn ich vor Allem den Gewinn für Zeit und Ewigkeit, den mir meine Verbindung mit Henrietten brachte, so erkannt hätte, wie ich später es that, dann wäre in mir wohl nur jene Stimme des Lobes und Dankes laut geworden, die sich in dem Liede des seligen Ludwig Andreas Gotter: „Womit soll ich dich wohl loben" im 4ten Verse ausspricht:

Ja, wenn ich es überlege,
Mit was Lieb und Gütigkeit,
Du, durch so viel Wunderwege
Mich geführt die Lebenszeit,
So weiß ich kein Ziel zu finden,
Noch den Grund hier zu ergründen.
Tausend, tausendmal sei dir
Großer König, Dank dafür.

Bald mit Lieben, bald mit Leiden,
Kamst du, Herr, mein Gott, zu mir!
Nur mein Herze zu bereiten,
Sich ganz zu ergeben dir,
Daß mein gänzliches Verlangen
Möcht an deinem Willen hangen.
Tausend, tausendmal sei dir
Großer König, Dank dafür.

4. Wohin zuerst?

Mein innerer Trieb zog mich schon im Jünglingsalter zu einem Berufe hin, den ich später auch wirklich nach mancherlei Schwierigkeiten und auf vielen scheinbaren Umwegen erreicht habe; zu dem Berufe eines Lehrers der Jugend. Wäre nicht ein anderer Zug in mir erwacht, welcher jetzt zunächst der unwiderstehlich mächtigste geworden war: der Zug der ersten Liebe, dann würde ich wohl bald

nach meinem Abgange von der Universität den Versuch gemacht haben, als Privatdozent in meinem lieben Jena aufzutreten, ein Ziel der Wünsche, das mir auch später, als ich schon praktischer Arzt war, nicht aus dem Sinne kam (m. v. Bd. I, S. 167). Aber einem Privatdozenten ohne alles Vermögen würden die Eltern meiner lieben Henriette wohl schwerlich die Hand und das äußere Glück ihrer Tochter anvertraut haben, was sie mir als praktischem Arzte in voller Zuversicht thaten. Denn als solcher hatte ich mir, seitdem ich bei ihnen aus- und einging, einen ganz besonders guten Ruf erworben, weil ich in der Behandlung der vielen Kranken, die sich, so oft ich nach Bärenwalde kam, an mich wendeten, meist sehr glücklich gewesen war. Jener Ruf war, namentlich in Bärenwalde, durch einen seltsamen Anlaß noch sehr erhöht worden.

Ich erwähnte schon früher (Bd. I, S. 404), daß ich mich während des letzten Jahres meines Aufenthaltes in Jena, durch Ritter's Forschungen veranlaßt (S. 365), durch meine Lehrer und Vorstände am Krankenhause aufgemuntert, mit der Anwendung des Galvanismus zur Heilung mancher Krankheiten sehr eifrig beschäftigt hatte. Dieses Mittel hatte sich in solchen Fällen wirksam gezeigt, in denen einzelne Parthieen des Nervensystemes für den Strom der belebenden Kräfte, der von dem Gehirne und Rückenmarke nach allen Theilen des Leibes ausgeht, mehr oder minder unzugänglich — gelähmt worden waren. Die Wirkung hatte sich, wenn das Uebel kein veraltetes war, und wenn ihm keine organische Verstimmung und Entstellung des Nervengebildes zu Grunde lag, öfters als eine augenscheinlich günstige erwiesen. Ein solcher günstiger Erfolg, selbst da, wo nicht blos die Beweglichkeit der Glieder, sondern auch da, wo die Empfänglichkeit der Sinnesnerven

gehemmt war, hatte, ohne mein Zuthun, Veranlassung gegeben, daß man Taubstumme, selbst von auswärts her, meiner Behandlung zuwies. Bei mehreren von diesen schien auch wirklich der galvanische Reiz auf den Gehörnerven die vorhin gebundene, verschlossene Erregbarkeit für die Eindrücke des Schalles und der Töne so zu erwecken, daß ich mich selbst von der Hoffnung täuschen ließ, der Galvanismus könne ein sicheres Heilmittel für angeborene Taubheit werden; eine Hoffnung, welche ich noch in meiner Inaugural-Dissertation mit großer Zuversicht aussprach, während sich doch gezeigt hat, daß jener künstlich herbeigeführte Zustand der Anregung der Gehörnerven kein bleibender sei *).

Unter den Taubstummen, die zu mir nach Jena kamen, fand sich der Sohn eines ehrwürdigen Mannes, der früher in Bärenwalde, seit längerer Zeit aber zu Döhlen im sächsischen Voigtlande als Pfarrer wirkte. In dem Pfarrhause zu Döhlen waltete ein Familienleben, welches dem meines Elternhauses sehr verwandt war, und welches deshalb auch zwischen mir und den noch jetzt lebenden Gliedern der Familie Meißner eine Verwandtschaft begründet hat, welche haltbarer ist, als die des Fleisches. Namentlich hat der jüngste Sohn des ehrwürdigen Pfarrer Meißner, Dr. Benjamin Meißner, als Ober-Kirchen- und Schulrath zu Dresden in seinem reich gesegneten Wirken durch That und Wort jene Gesinnung bezeugt, welche die unserer Väter war.

*) Nach meiner späteren, gereifteren Erfahrung gelingt die künstliche Erweckung des Gehörsinnes nur bis zu einem gewissen Maaße, hängt von der fortgesetzten galvanischen Anregung ab, diese aber, bei längerer Dauer, erweist sich dem Gesammtleben des Leibes als nachtheilig.

Ein Bruder dieses meines Freundes Benjamin war der Taubstumme, welcher, freilich etwas älter als meine anderen Kranken dieser Art, bei mir Hilfe suchte. Die vorhin erwähnte günstige Wirkung des Galvanismus zur Erweckung des örtlich gebundenen Nervenlebens zeigte sich schon nach einigen Monaten bei diesem Taubgeborenen in so vielfacher und augenscheinlicher Weise, daß dieselbe nach meiner Ueberzeugung kein Blendwerk der Selbsttäuschung sein konnte. Ich brachte meinen, abgesehen von seinem örtlichen Gebrechen, kräftig blühenden Patienten bei meinem Besuche während der Herbstferien mit mir nach Bärenwalde. Hier an seinem Geburtsorte hatten ihn Viele noch als taubstummen Knaben gesehen und gekannt, jetzt kam er dahin, als ein, wie man aus übertreibender Erwartung wähnte, Halbgeheilter. Namentlich meine künftigen Schwiegereltern, welche mit der Familie Meißner in sehr vertrautem Umgange gelebt hatten, freuten sich sehr über den glücklichen Erfolg meiner Kur, und das Volk betrachtete mich als einen rechten Wunderdoktor. Auch im Hause meiner Eltern, wohin ich von Bärenwalde aus mit meinem Begleiter kam, erregte die Erscheinung von diesem viele Hoffnung und Freude.

Nach diesem Allen mußte es scheinen, als ob auf die Frage „wohin zuerst?", so weit sie die Wahl des äußeren Berufes und Broderwerbes betraf, nur die Antwort: „zur ärztlichen Praxis" denkbar sei. Aber der Sinn der Frage hatte noch einen weiteren Umfang, er ging auch den Ort an, wo ich meine ärztliche Praxis beginnen und zuerst häuslich mich niederlassen sollte.

Zunächst waren es zwei, in der Nähe meiner Heimath gelegene Städte, welche für mich, als angehenden Arzt, die günstigsten Aussichten darzubieten schienen: Chem-

nitz und Altenburg. In Chemnitz wohnte meine jüngste Schwester, mein Schwager war daselbst durch seine amtliche Stellung im Magistrat wie durch seine Gesinnung in allgemeiner Achtung, beide waren nicht nur mit den angesehensten und gebildetsten Familien der Stadt sehr wohl bekannt, sondern auch bei den übrigen Bürgern hochgeachtet und beliebt. Schon diese Verwandtschaft würde mir zu einer stillen Empfehlung in der Stadt gedient haben, und mein Eintritt in die Reihe der dortigen Aerzte wäre mir durch den Einfluß meines Schwagers so wie des freundlich gesinnten, trefflichen Herrn Landhauptmannes sehr erleichtert worden. Außer meinen eigenen Verwandten würde ich auch in Chemnitz noch viele andere Bekannte und Freunde von der Vaterstadt und von der Universität Leipzig her gefunden haben. In Altenburg dagegen wußte ich damals auch nicht einen einzigen Freund und Bekannten. Ich hatte dorthin nur einen Empfehlungsbrief an den alten Hofrath Heine, den Senior und Vorstand des Kollegiums der Aerzte und einen Brief an den Minister von Thümmel, der sich meist in Altenburg aufhielt. Den Empfehlungsbrief an Heine hatte mir der damalige Dekan der medizinischen Fakultät in Jena, von welchem ich zum Doktor promovirt war, der gelehrte Gruner, mitgegeben, der sich zwar freundlich und gefällig gegen mich bezeigt hatte, dem jedoch, wie er mich dies wohl merken ließ, meine große Neigung zur „Naturphilosophie" keinesweges zusagte. Konnte dieser Empfehlungsbrief nicht ein halber Uriasbrief sein? Das andere Schreiben an den Herrn Minister hatte mir mein Freund, der Physiker Wilhelm Ritter aus Jena, nachgesandt, ohne mir etwas von dem Zweck und Inhalt desselben mitzutheilen. Daß Ritter mit dem geistreichen Minister von Thümmel,

der sich überall als theilnehmenden Freund und Förderer der Wissenschaft bezeigte, persönlich wohlbekannt war, das wußte ich; vielleicht enthielt der Brief die Anzeige von irgend einer neuen Entdeckung meines unermüdet fleißigen Freundes.

Diese beiden Briefe denn, und die mir von Gruner und Anderen gegebene Versicherung, daß Altenburg, bei der gerade damals im Verhältniß zur Menge der Einwohner geringen Zahl seiner Aerzte, sehr gut noch einen aufnehmen könne, waren das Einzige, was für die Wahl dieser Stadt sprach. Wie weit schien dieses hinter Dem zurückzustehen, das mich nach Chemnitz hätte ziehen können. Und dennoch, ich wußte selber nicht warum? fühlte ich mich ganz entschieden für Altenburg geneigt, welches ich doch kaum im Vorübergehen gesehen hatte, während ich in Chemnitz, durch meine öfteren Besuche im Hause meines Schwagers, des Bürgermeisters, halb einheimisch geworden war.

Jetzt, wo ich nahe bei dem Ziele meines Pilgerlaufes stehe, erkenne ich wohl, woher mir der sonderbare Zug nach Altenburg kam. Es war jene unsichtbare Hand, welche vor der Zeit auch meinen Lebensplan angeordnet hatte, die mich dahin führte, wo mein Weg für die nächste Zeit allerdings durch großes Dunkel ging. Hätte ich mich nach Chemnitz gewendet, dann zweifle ich wohl nicht, daß ich bei recht fleißiger, treuer Benutzung all' meiner Kräfte und allmählig immer mehr reifenden Erfahrungen ein brauchbarer und wohl auch geachteter Arzt geworden wäre; dieses würde ich dann auch geblieben sein bis an's Ende. Wie ich aber dafür halte, war meine Bestimmung eine andere; ich sollte wohl nach meinem Maaße als Schriftsteller und Lehrer thätig sein und auf diesen Weg meiner

künftigen Bestimmung wurde ich in Altenburg durch unwiderstehliche, mir zum Theil sehr schwer fallende Ereignisse hingezogen.

Als ich, bald nach meiner Promotion, nachdem ich die geliebten Freunde in Bärenwalde begrüßt hatte, zu meinen Eltern kam, theilte ich dem Vater meinen Wunsch mit, mich in Altenburg niederzulassen. Er sagte nichts dagegen, sondern stellte es mir frei, da ich Chemnitz und die Aussichten, die ich da hatte, ja schon kenne, auch nach Altenburg zu gehen und zu sehen, was daselbst für mich zu hoffen sei. „Gott werde wohl die Schritte, die ich jetzt nach eigener Wahl und Einsicht zu thun gedenke, zu meinem Besten leiten."

Es war ein schöner Frühlingstag im angehenden April, als ich meinen Weg von Waldenburg aus, wo ich mein Nachtlager bei den lieben Geschwistern Helmers genommen, nach Altenburg antrat. Das Herz war mir dennoch, mitten in meinem Leichtsinn, von Sorgen schwer und aus der besseren Zeit meiner Kindheit, im Elternhause, wachten in mir solche Gedanken auf, wie sie das schöne Lied von Paul Gerhard, „Befiehl du deine Wege", ausspricht:

Dein' ewge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sei oder schade
Dem sterblichen Geblüt:
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starker Held,
Und bringst zu Stand und Wesen
Was deinem Rath gefällt.

Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt's dir nicht;
Dein Thun ist lauter Segen
Dein Gang ist lauter Licht;

Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruh'n,
Wenn du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, willst thun.

Ich kam schon frühzeitig am Vormittag in der schönen Stadt an, die ich mir heute mit rechtem Wohlgefallen besah. Hofrath Heine war zum Besuche seiner Kranken ausgefahren; ich gab meinen Empfehlungsbrief ab und ließ mich für eine spätere Stunde anmelden. Mit Ritter's Brief, um dessen baldige Bestellung mich der Schreiber desselben gebeten hatte, ging ich den Berg hinan zu dem schön gelegenen herzoglichen Schlosse, in dessen Nähe der Minister von Thümmel ein eigenes, in einem Garten gelegenes Haus bewohnte. Ich meinte, hier würde mein Geschäft mit der Abgabe des Briefes sogleich abgethan sein, aber der Bediente, dem ich das Schreiben einhändigte, hieß mich im Vorzimmer ein wenig warten, und nach einiger Zeit schellte es, der gerufene Bediente brachte mir die Aufforderung, zu Seiner Exzellenz hineinzukommen. Der Minister empfing mich in so wohlwollender Weise, daß ich sogleich großes Zutrauen zu ihm faßte. „Ihr Freund Ritter", so sagte er, „den ich sehr schätze, schreibt mir, daß Sie den Wunsch hegen, sich hier in Altenburg als praktischer Arzt niederzulassen. Alles Andere, was er mir von Ihnen meldet, ist für Sie so empfehlend, daß ich keinen Anstand nehme, Ihnen zu versichern, daß von Seiten der Regierung Ihrem Wunsche nichts entgegenstehe. Wir nehmen gerne wissenschaftlich gebildete Männer in unsere Mitte auf. Ich erwarte Ihre Eingabe, um sogleich für Sie die geeigneten Schritte zu thun." Noch manches andere freundliche Wort sprach der wohlwollende, viel vermögende Mann gegen mich aus. Ritter schien ihm eine

ganze Skizze meines wissenschaftlichen Lebenslaufes gegeben zu haben, er sprach mit mir von Weimar, namentlich von Herder, so wie von den gelehrten Notabilitäten in Jena.

Ganz entzückt über diesen ganz unerwartet günstigen Anfang meines Geschäftes in Altenburg ging ich den Schloßberg hinunter nach der Stadt. Ich hatte vor der Stunde, die mir zum Besuche bei Hofrath Heine bestimmt war, noch Zeit genug; ich setzte sogleich im Gasthause, darin ich abgetreten war, mein Bittgesuch auf und brachte es selbst zur Kanzlei; ich dachte jetzt an keine Schwierigkeit mehr.

Und dennoch hätte es leicht dergleichen für mich geben können. Der wackere Hofrath Heine wenigstens, der vielleicht gerade durch Geschäfte aufgeregt und etwas verstimmt war, ging auf mein Anliegen nicht in so zuvorkommender Weise ein, als der Minister von Thümmel. „Sie hätten", sagte er, „in Altenburg Aerzte genug, brauchten keine Fremden." Mit jener Bescheidenheit, die dem Jüngling, gegenüber dem Greise, geziemt, überreichte ich ihm die mancherlei guten Zeugnisse, welche ich von meinen Lehrern mit mir brachte; er durchblickte dieselben, sagte mir, daß auch sein Freund Gruner mich ihm gut empfohlen habe und wurde etwas freundlicher. Doch konnte er es nicht lassen, einige spöttische Bemerkungen über die neumodische Weisheit der Naturphilosophie zu machen, welche anjetzt zu Jena im Schwange gehe. Es wäre vergebliche Mühe gewesen, ihn hierüber eines Besseren zu belehren, denn viele der damaligen so wie der noch jetzigen Gegner der Schelling'schen Naturphilosophie hatten die wahre Gestalt von dieser niemals, auch nur mit einem einzigen geistigen Blicke, gesehen, sondern sie pflegten sich selber einen Strohmann oder eine andere, lächerlich auf-

gestutzte Vogelscheuche in ihrer Phantasie zu schaffen, gaben diesem ungereimten Machwerk den Namen Naturphilosophie und wiesen an diesem die Miserabilität des Strohes so wie der bunten Lappen und Glasscherben nach, die doch nur aus ihrem eigenen Kopfe gekommen waren. Machten auch wohl die Naturphilosophie, wenn ihnen dieses beliebte, in ihrer Phantasie zu einem Pulverthurm oder einer arsenikalischen Gifthütte, daraus für Land und Leute Todesgefahr kommen könnte. Doch zu diesen Letzteren gehörte der achtbare, alte Heine nicht, sondern eher zu den Ersteren, an deren selbstgemachtem Karrikaturbilde man lächelnd vorübergehen konnte. Der alte Herr war durch seinen Witz selber heiterer Laune geworden, sprach mit mir über einige Lieblingsmeister seiner Jugend, und es gefiel ihm wohl, daß ich nicht nur mit Boerhave's und Albrecht von Haller's Werken sehr wohl bekannt war, sondern auch in seine Bewunderung dieser großen Männer von Herzen einstimmte. Er entließ mich freundlich, beschied mich auf den anderen Tag wieder zu sich, wo er mir, nach Benehmen mit seinen Kollegen, Bescheid über die Gewährung meines Wunsches geben wolle.

Als ich zurück in mein Gasthaus zum Hirsch kam, erwartete mich da ein neues günstiges Vorzeichen für mein Verbleiben in Altenburg. Die guten, trefflichen Leute, denen das Gasthaus gehörte, der alte Vater Hempel und seine Frau, denen ich, ermuthigt durch die Verheißung des Herrn Ministers, meinen Wunsch und meine Hoffnung, in Altenburg mich niederzulassen, mitgetheilt hatte, waren mir mit einer so freundlichen Theilnahme entgegengekommen, als ob sie mich schon seit Jahren gekannt hätten, und ich werde es später erwähnen, wie treu sich ihre, ich möchte sagen, elterliche Zuneigung während unseres ganzen

Aufenthaltes in Altenburg an mir und meiner Henriette bewährte. Gleich an jenem ersten Tage unserer Bekanntschaft hatte die gute Mutter Hempel schon auf ganz besondere Weise für mich gesorgt. Die gegenüber gelegene Apotheke, die noch im Besitze einer Wittwe war, schien ihr zu einer Wohnung für uns so geeignet, daß sie nicht nur mit der Eigenthümerin, sondern auch mit dem vermuthlichen Käufer der Apotheke, der gerade in Altenburg anwesend war, vorläufig für uns in Unterhandlung trat. Und wer war dieser künftige Besitzer? Ein mir wohlbekannter, lieber Studiengenosse von Jena her, Herr Gleitsmann, den ich als fleißigen, talentvollen Zuhörer von Göttling, und als Famulus bei diesem getroffen hatte. So wußte ich nun selbst schon ein Obdach für mich in dem lieben Altenburg. Und als mir am darauffolgenden Tage der Hofrath Heine, ganz anders gestimmt als bei dem ersten Empfang, mit der Nachricht entgegenkam, daß mir der Eintritt in die Reihe der Aerzte an hiesigem Orte von Seiten der Regierung bereits gewährt und, da ich an der Landesuniversität Jena mit sehr rühmlichen Zeugnissen absolvirt habe, jede weitere Prüfung erlassen sei, da war für mich die Frage: Wohin zuerst? auf's Vollständigste beantwortet. Es konnte mir, wie später noch bei manchen anderen Führungen meines Lebens, ein beruhigender Beweis dafür sein, daß ich hier auf der rechten Straße meines Lebensberufes gegangen sei, denn hier fand ich die Bahn so geebnet, jeden Schritt mir so erleichtert, wie ich dies an keinem anderen Orte, selbst in Chemnitz nicht, getroffen hätte.

Noch am Nachmittag des anderen Tages machte ich mich wieder auf den Weg über Waldenburg nach dem Elternhause. Die Meinigen alle waren mit mir über das

unerwartet schnelle Gelingen meiner Wünsche nicht wenig verwundert. Mich aber verleitete mein Glück, wie ich dies bald berichten werde, zu einem anderen, unüberlegten Schritte, welcher mich in eine Fluth von Sorgen stürzte, deren schmerzliche Taufe mir dennoch, für mein inneres wie äußeres Leben, nöthig und heilsam gewesen ist.

5. Eine Friedensstörung.

Unmittelbar nach meiner Promotion in Jena war ich, wie ich bereits am Schlusse des ersten Bandes berichtete, zunächst nach Bärenwalde zu meiner Henriette, dann aber, nach kurzem Aufenthalte, zu meinem Eltern gereist. Diese, vor Allen der Vater, waren froh, daß ihr jüngstes Kind, dieser Sohn vieler Sorgen, nun auch so weit gediehen sei, daß er im Dienste der Nächsten sein eigenes Brod mit Ehren essen könne. Mein so baldiges, glückliches Unterkommen in der Stadt Altenburg, welche bei dem Vater noch von der Zeit her, wo er als Student in Leipzig öfters hindurch gekommen, in wohlgefälligem Andenken stand, hatte diese Freude noch erhöht. Da zogen sich über den heiteren Himmel unseres Familienfriedens trübende Wolken auf, die ich allerdings vorausgesehen, weil ich sie ja selber erregt hatte.

Ich habe schon in der Beschreibung des letzten Halbjahres meines Universitätslebens (B. I S. 404) darauf hingedeutet, daß mit mir und meinem ganzen Wesen damals eine sehr große Veränderung vorgegangen war. Erging es mir etwa hierbei so wie dem Schmetterling, wenn er, nach einem vorhin (S. 6) gebrauchten Vergleich mit seinen großen, leichten Schwingen aus der Puppe hervorgekrochen ist? So lange er in dieser verschlossen war, lag er still und fest an einem Orte, jetzt aber, wo er frei

und munter im Strahle der Sonne sich erhebt, spielen die Lüfte mit seinen Schwingen und führen ihn bald da bald dorthin. In der That, ich war, gerade in der Zeit, wo mein Gemüth ein neues, inneres Leben der Liebe so mächtig emporhob, wie zu einem Spiele der Lüfte geworden, das mich vorher nie bewegt hatte. Ich liebte und suchte jetzt die heitere Gesellschaft der Freunde und so wie ich bei diesen, namentlich bei einigen Norddeutschen, denen die wohlhabenden Eltern beständig allerhand für uns seltene Lebensmittel zusendeten, öfters gastfreie Bewirthung genossen hatte, so waren nun auch sie und Andere meine Gäste, die ich, so weit es dazu in Jena Gelegenheit gab, freigebig bewirthete. Es war mir, in dieser Zeit der inneren Aufregung, jeder Sinn für Sparsamkeit, ja für Ordnung im Haushalt vergangen. Auch meine Reisen nach dem lieben Gebirge, Freigebigkeit, welche für das Maaß meiner Mittel Verschwendung war, Uebervortheilung von Leuten, die mir das, was ich nicht baar bezahlt hatte, mit vielfach vergrößerten Summen anschrieben, was ich in leichtsinniger Arglosigkeit nicht eher bemerkte, als da, wo mir die gewonnene Einsicht zu spät kam, dies Alles hatte mich in Schulden hineingebracht, deren Betrag mir bei meinem Abgange von Jena selber nicht ganz bekannt war. Jetzt, nach meiner Ankunft im Elternhause, kamen auf einmal fast auf einen Tag die Mahnbriefe der Gläubiger seines leichtsinnigen Sohnes in die Hände meines guten Vaters. Der Greis staunte; er traute seinen Augen nicht; ich war früher so gewissenhaft und mäßig in meinen Anforderungen an ihn gewesen; schon meine medizinische Schlußprüfung mit der Promotion und dem Druck der ziemlich weitläufigen Dissertation hatte seine ganzen, seit Jahren für mich baar zurückgelegten Ersparnisse erschöpft und nun sollte er für

mich noch so viel nachzahlen, als ich früher kaum in einem ganzen Jahre verbraucht hatte. Er ließ mich auf sein Zimmer kommen, legte mir die Briefe vor, die meine Schuld bezeugten, war mehr noch über den inneren Grund meiner weiten Verirrungen von dem Wege der Zucht und Ordnung, als über die äußeren Gründe derselben tief besorgt und bekümmert. Es war für mich eine Stunde, deren ich noch jetzt mit tiefer Beugung und Reue gedenke. Ich hatte nicht nur meinen Vater jetzt, in seinem Greisenalter, in Sorgen und Verlegenheit gebracht, sondern sein treues, liebevolles Herz mit einer Sorge um mich und um mein künftiges Wohl beschwert, die leider nicht ohne Grund war. Denn meine Stimmung in jener Stunde, seinem ernsten Angesicht gegenüber, war keinesweges die, welche sie jetzt ist, wenn ich an seine Worte und seine von Kummer um mich getrübten Blicke gedenke, sondern eine weit andere. Es war nicht die Stimmung, in welcher der verlorene Sohn, seine Schuld erkennend, in kindlicher Reue und Liebe zum Vater zurückkehrt, sondern vielmehr jene, in welcher derselbe trotzig das Vaterhaus verläßt. In diesem meinen Trotz, darin ich durch mein unverdientes, mich aufblähendes Glück (nach C. 4) gerathen, meinte ich, es geschähe mir unrecht, daß der Vater eine unerwartete Mehrausgabe, die ich gemacht, so ernst, so hart ansähe. Mein Herz war in einen Zustand der Empörung gegen die väterliche Zucht und Liebe, ja in dieser gegen die göttliche Zucht, gerathen.

Wir wissen, daß es im Bereiche unserer Leiblichkeit Symptome und Anzeigen der Krankheiten gebe, davon die einen dem heilkundigen Arzte wichtiger und bedeutender, andere von minderer Bedeutung erscheinen. Allerdings zeigen sich in einer schweren Krankheit alle Glieder, vom

Haupte bis zu den Sohlen in einem leidenden Zustande; das Wehethun des Hauptes, das Gefühl der Müdigkeit in den Händen und Füßen geben aber bei weitem keinen so sicheren Maaßstab für die Heftigkeit der Krankheit, für die Größe der Gefahr als das krankhafte Bezeigen des Herzens, das in dem Pulse sich kund gibt. Was der Puls des leiblichen Lebens, das ist in unserer geistigen Natur das Bewegen der Liebe. Wo die Liebe zu Gott und den Brüdern das Gemüth mit ihren Kräften durchdringt, da ist der Zustand des inneren Lebens ein gesunder, mit dem Erkalten der Liebe droht ihm Gefahr des Todes.

Die innere Krankheit, an welcher in jenen Tagen mein ganzes Wesen litt, war vom Geschlecht des Hochmuthes; daß in mir die Liebe zu meinem Vater erkalten konnte, das war ein Symptom, welches bezeugte, wie sehr meine Krankheit eine solche war, die nach allen Richtungen hin in meine Gesinnungen und Thaten ihr verderbliches Gift ergoß. Es gehörten jene kräftigen und schmerzhaften Mittel dazu, welche Israels Arzt und Helfer mir reichte, um den am Tode liegenden Kranken zu retten.

Auch meine theure, liebe Mutter mußte ihren eigenen Theil des Kummers über meinen Leichtsinn tragen. Sie hatte mich, als ich die Universität bezog, mit Wäsche, Betten und anderen Dingen dieser Art reichlich ausgestattet, und aus Leipzig hatte ich, außer den mir durch Diebstahl entwendeten Kleidern (nach B. I S. 302) meinen ganzen Haushalt wieder mitgebracht, war dann mit ihm, durch viele neue Zugaben bereichert, nach Jena gezogen. Jetzt sah es mit meinen Sachen nicht anders aus, als sei ich unter Räuber gefallen. Und dieses war auch so; denn ich hatte auf der hohen Stufe des Leichtsinnes, darauf ich mich im letzten Universitätsjahre befand, nicht nur versäumt,

meine Wäsche und andere Dinge dieser Art zu zählen, wenn ich sie zur Reinigung weggab und von dieser wieder empfing, sondern auch, die unwiderstehliche Versuchung nicht ahnend, in welche ich hierdurch die zur Veruntreuung geneigten Aufwärterinnen setzte, meinen Koffer und andere Behältnisse der Art nie verschlossen, ja selbst bei meiner Abreise von Jena sie offen in dem Zimmer, wozu die Aufwärterin den Schlüssel hatte, stehen lassen, weil sich ein Freund mir erbot, die Verpackung und Versendung zu meinen Eltern zu besorgen.

Eine solche Frau wie meine Mutter, welche ein Muster der häuslichen Ordnung, Sauberkeit und Wirthschaftlichkeit war, mußte ein Grauen anwandeln, wenn sie einen Blick in meine wüste Studentenwirthschaft that. Sie konnte dieses Grauen nicht verbergen. Einer solchen liebenden Seele gegenüber, wie das meiner Mutter war, konnte aber der Trotz nicht aufkommen. Es that mir leid, daß sie durch Umstände, in die ich, nach meiner Meinung, ohne meine Schuld und Wissen, gerathen sei, so betrübt worden war. Aber mein Mitleid mit der treuen Mutter ging nicht auf den rechten tiefen Grund; das Herz war krank, es war kalt, das Haupt krank — sein Verstand wie umnachtet.

Mir war es in dem theuren, lieben Elternhause nicht mehr wohl, ja der Aufenhalt in ihm unerträglich. Der Friede aus meinem Innern war gewichen; wie konnte ich in dieser Wohnung des Friedens mich heimisch fühlen, — der Unselige unter den Seligen. Ich kündigte den Eltern an, daß ich für etliche Tage eine Fußreise in das Gebirge machen wolle. Man ließ mich schweigend ziehen; ein wehmüthiger Ernst sprach aus den Mienen des Vaters wie der Mutter, als ich ihnen zum Abschied die Hand reichte.

Und siehe, der verlorene Sohn ging von dem Angesicht und Herzen seines Vaters hinweg und zog, wenn auch nicht dem Raume, doch der inneren That nach, fern über's Land.

6. Die Verlobung und ihre Folgen.

Wohin ich ging, das brauche ich nicht zu sagen. Mich zog es nach dem Berge in Süden hin, nach welchem ich schon in meiner Kindheit (m. v. Bd. I, S. 145) so gerne und so oft hingeschaut hatte, und von dessen Fuße das Thal sich hinabzieht, in welchem Bärenwalde liegt. Es war mir allerdings auf diesem Wege nicht so wohl zu Muthe, als mir es früher gewesen, ich meinte, es thäte mir Etwas in der Brust wehe. Was aber dieses Wehethun sei und wovon es entstanden, das bedachte ich nicht, oder wenn der rechte, ernste Gedanke daran hervorkommen wollte an's Licht, da deckte ihn der Leichtsinn alsbald mit seinem weiten Mantel zu.

Da war ich wieder bei Henrietten, sah und sprach sie, und Alles, was in den letzten Tagen mich so sehr bewegt hatte, das war vergessen. Pflegt doch auch bei einem leiblich Kranken der Zustand des Fieberfrostes in den der Fieberhitze überzugehen; so war auch in meinem kranken Gemüthe das Feuer der Liebe auf dem alten, inneren Herde, wo seine Flamme niemals hätte verlöschen sollen, erkaltet, während es auf einem neuerbauten Herde in heftiger Gluth aufloderte. In ihrer Fieberhitze wissen die Kranken nicht, was sie thun, sie entspringen dem Bette und der Aufsicht ihrer Hüter und treiben ihre Glieder zu Bewegungen an, welche weit über ihre Kräfte gehen, weil sie ihre Ohnmacht nicht fühlen; in ähnlicher Weise erging es damals auch mir.

Wie muß ich doch jetzt als Greis die Tage jenes zweiten Osterfestes, das ich mit Henrietten verlebte, die mir in meinen jüngeren Jahren als Tage der festlichsten Freude und Wonne erschienen, mit so ganz anderen Augen, mit einem Gefühle von wehmüthigem Ernste betrachten, als den Anfang vieler Leiden, weniger für mich, als für die, welche das Glück ihres Lebens meinen Händen vertraute. Der Tag der Erinnerung an unsere erste Bekanntschaft war gekommen; ich war in meiner Liebe und Freude wie ein Trunkener; ich wagte es am Mittag, als wir zu Tische saßen, bei den Eltern meiner Henriette anzuhalten um ihre Hand, und die Eltern gaben ihre Einwilligung; die Tochter, deren Herz mir schon ganz zugewendet war, wurde meine verlobte Braut. Meine lieben, künftigen Schwiegereltern, gänzlich unbekannt mit jenem Gebiete des bürgerlichen Lebens und Broderwerbes, in welches ich eintreten wollte, hatte sich durch das kecke Vertrauen, welches ich in meine Geschicklichkeit als praktischer Arzt und in mein Glück setzte, einnehmen und täuschen lassen. Der bisherige Erfolg sprach zu meinen Gunsten; Altenburg selbst, wie seine Umgegend, mit ihrem wohlbemittelten, ja reichen Landvolke, erschienen für einen angehenden Arzt als ein so wohl geeignetes Feld, daß man ihm die Versorgung eines eigenen Hausstandes wohl zutrauen durfte.

So dachten alle Verwandte und Angehörige des trefflichen Martin'schen Hauses; das junge Brautpaar machte seine Besuche in Bärenwalde wie bei den Geschwistern in Schönheida; man nahm an seiner Freude Theil; wünschte ihm Glück.

In der „Freudetrunkenheit" meines Gemüthes antwortete ich auf die Frage eines der Verwandten, wann

die Hochzeit sein solle? — „In wenig Wochen, oder doch Monaten." Und wirklich stellte ich meiner lieben, sich mir ganz vertrauenden Braut, so wie ihren Eltern die Nothwendigkeit so eindringlich vor, daß ich, um leichteren Zugang bei den Familien zu gewinnen, und um mit so wenigem Aufwand als möglich mein Hauswesen im Stillen zu begründen, baldmöglichst mich verheirathen müsse, daß diese meinen Bitten nachgeben und die Zeit unserer Verbindung — auf Lebenszeit — für den Junimonat feststellten.

Den theuren Eltern und Verwandten erschien es jetzt als Pflicht und Schicklichkeit, daß die Braut auch ihren künftigen Schwiegereltern in Hohenstein ihre kindliche Ehrfurcht persönlich bezeuge. So sehr mir vor dieser Ueberraschung meiner lieben Eltern bange war, wagte ich dennoch gegen den wohlgemeinten Reiseplan nichts einzuwenden. Zwar hatte ich meinem Vater unsere Verlobung in einem Briefe angekündigt, wie aber dieser ernste, ruhig überlegende Mann die Nachricht von einem solchen übereilten Schritte, aufgenommen haben werde, das konnte ich mir wohl denken.

Meine Braut, von meinen Sorgen nichts ahnend, saß mit mir im Wagen. Es war ein heiterer Frühlingstag und die Stimmung ihres kindlich unschuldigen Herzens war eben so heiter wie der klare, blaue Himmel über uns. Ich aber, aus dem munteren Tone des Gespräches, versank öfters in ernstes Schweigen. Ich konnte ihre Fragen, was mich so traurig mache, nicht unbeantwortet lassen; ich ließ sie einen Blick in meine Sorgen und bänglichen Erwartungen thun über unseren Empfang bei den Meinigen, sagte ihr auch den Grund der vorausgegangenen Verstimmung gegen mich. Der theuren Jungfrau kam eine Thräne in die Augen; doch nach einigem Schweigen nahm sie

meine Hand und sagte: „sei getrost: dein Vater und deine Mutter werden uns ihre elterliche Liebe nicht versagen.“

Wir kamen an, wir traten hinein in das Haus, dessen inneren Frieden ich durch meine Schuld auf einige Zeit gestört hatte. Meine geliebte Schwester aus Chemnitz war zum Besuche da. Sie empfing meine Braut gleich aus dem Wagen mit Thränen der theilnehmenden Liebe, führte sie hinein zu den Eltern. Wer konnte, so meine ich noch jetzt, dem gewinnenden Eindrucke widerstehen, den Henrietten's edles, seelenvolles Wesen machte. Der ernste Vater schien durch die kindlich vertrauende Liebe, mit welcher meine Braut als Tochter ihn begrüßte, tief gerührt, er erwiderte ihren Gruß mit Liebe und auch die Mutter schloß das gute Kind zärtlich in ihre Arme. Ich stand, meiner Schuld mir bewußt, schweigend in einiger Entfernung, und der Vater, ohne zu sprechen, doch mit einem Blicke, der mir durch die Seele ging, reichte mir die Hand.

Meine Schwester, die treue Seele, nahm sich meiner Braut, als diese in bänglicher Verlegenheit über das bald allgemein gewordene ernste Schweigen dastand, in herzlicher Liebe an; führte sie mit sich in das zu ihrem Empfang bereitete Gastzimmer und die beiden kamen erst wieder in die Familienstube zurück, als man sich zum Abendessen an den Tisch setzen wollte. Auch bei diesem wurde die Unterhaltung nur von den beiden Schwägern, dem Arzte und dem Juristen, geführt; der Versuch der guten Schwester Fröhnel, auch die schweigende Braut in ein Gespräch von heiterem Inhalt zu ziehen, gelang nur auf Augenblicke und sehr unvollkommen. Henriette hatte, wie sie mir später sagte, die darauf folgende Nacht großentheils schlaflos und in Thränen zugebracht.

Der nächste Tag war der Sonntag Quasimodogeniti. Mein Vater hielt eine recht gotteskräftige Predigt, darin er es beschrieb, wie Christus, der Auferstandene, in den Kreis seiner betrübten Jünger Frieden brachte, und wie er noch jetzt für alle von Herzen betrübte Seelen ein Verkündiger des Friedens und immer bereit sei, denen, die ihn lieben, Trost und Freude in ihrem Leide zu bringen. Henriette war durch diese Predigt recht beruhigt und getröstet worden, und ich meine, der Tag wäre uns Allen in Frieden und in einer guten, immer besser werdenden Stimmung vergangen, wenn ich nicht selber eine neue Hemmung in diesen guten Verlauf hineingebracht hätte.

Schon gestern, während meine Schwester mit Henrietten in's Gastzimmer gegangen war, hatte mein Vater ernste Worte mit mir gesprochen über die Tollkühnheit meiner unzeitigen Heirathsgedanken. Er selbst, das wußte ich, konnte mir den Anfang meines Haushaltes durch keine weitere Unterstützung erleichtern; alle Ersparnisse des redlichen Mannes waren für den Kostenaufwand meiner Promotion und meines leichtsinnigen Universitätslebens in der letzten Zeit völlig aufgegangen. Ja sie hatten nicht einmal ganz zugereicht und an weitere Ersparnisse konnte der theure Greis kaum denken, da für ihn schon in dieser Zeit das Bedürfniß, einen Amtsgehülfen anzunehmen und zu besolden, sich dringend herausgestellt hatte. Auch Henrietten's Eltern, das war uns beiden kein Geheimniß, konnten der von ihnen übrigens reichlich ausgestatteten Tochter kein baares Vermögen mit in den neuen Hausstand geben. „In welche Noth", so sagte der Vater, „würde ich dann nicht nur mich, denn ich hätte es wohl verdient, sondern die Jungfrau bringen, die, mit der Gefahr unbekannt, einem Anfänger in seiner Kunst, ihr

Glück anvertraute, dem es noch ganz an Reife der Erfahrung mangle, der durch einige wenige unglückliche Mißgriffe alles Vertrauen der Kranken verlieren könne, in einer Stadt wie Altenburg, wo nicht nur ein oder zwei, sondern mehrere geschickte Aerzte lebten, mit denen ich an bedeutenden Krankenbetten nicht in die Schranken treten könne."

Das Gespräch des treuen Vaters mit mir wurde unterbrochen; mein stolzes Selbstvertrauen wollte sich unter das Urtheil, das er zuletzt über meine ärztliche Geschicklichkeit gesprochen, nicht beugen, heute, beim Mittagsessen, suchte ich selber den abgeschnittenen Faden unseres Gespräches wieder auf, fing an, in großsprecherischer Weise von meinen glücklichen Kuren und von dem vielseitigen Vertrauen zu reden, das ich mir schon als Arzt erworben habe und sprach so übertriebene Erwartungen von meinen nahe künftigen Leistungen und reichlichen Erwerb aus, daß der Vater nicht anders konnte, als mir jetzt, auch in Gegenwart der Braut, den Hauptinhalt seines gestrigen Gespräches in kräftiger Weise zu wiederholen. Der treugesinnte, an Erfahrungen reife Greis schilderte uns so treffend, so wahr die äußere Noth und Sorgen, in die uns beide eine voreilige Verheirathung bringen würde, als hätte er, in prophetischem Blicke, alles genau so, wie es (wenigstens vorerst) kam, vorausgesehen.

Es war ein trauriges Mittagsessen, am meisten für meine liebe Braut. Denn selbst meine Schwester Wirth, ihre wie meine zärtliche Freundin, konnte nicht anders als dem Vater Recht geben.

Die gutmüthige Schwester Fröhnel hätte so gerne in die allgemeine Stimmung unseres Familienkreises, vor Allem in die der bedauernswürdigen Braut, einen heitereren

Ton hineingebracht; sie lud den jüngeren Theil der Gesellschaft zu sich in ihren Garten zum Kaffee ein und nahm uns dann mit in ein Kasino, dessen zahlreiche Versammlung durch ein Konzert vergnügt werden sollte. Aber die arme Henriette fand hier wenig Vergnügen; sie fühlte sich so fremd unter den ihr Fremden als noch niemals anderswo. Ja, ein guter, alter Kandidat der Theologie, der seit Jahren als Hauslehrer in der Familie eines ehrenwerthen wohlhabenden Kaufmannes lebte, ging in seinem wohlgemeinten Eifer so weit, daß er, in meiner Gegenwart, der Braut sein Bedauern aussprach über das Loos, das sie bei ihrer Verheirathung erwarte. Der liebe Mann dachte wohl zu wenig an den Spruch, daß der Mensch nicht vom Brode allein lebe: nicht von jenem Brode, das er schon als sicheren Vorrath in seinem Hause hat, sondern daß der Unterhalt und das Glück des äußeren wie des inneren Lebens doch auch noch von etwas Anderem abhänge als von dem Gelde im Beutel und im Kasten.

In dankbarer Liebe nenne ich aber hier einen Freund, der mir und meiner Braut mitten in dieser trüben Zeit ein Tröster von seltener Art gewesen ist. Dies war der edle Kaufmann Rahlenbeck, von Geburt ein Westphale, der aber seit seiner Verheirathung mit der Tochter aus einem unserer ansehnlichsten Kaufmannshäuser seinen Wohnsitz in meiner Vaterstadt aufgeschlagen hatte. Sein Andenken sei mir gesegnet. Ich habe wenig Menschen von so wohlwollendem Gemüthe gefunden, und von so lebendiger Empfänglichkeit für alles Das, was ihm als geistig groß und kräftig erschien. Wir hatten uns schon kennen gelernt und liebgewonnen, als ich noch Student war; mit ihm allein, dem Manne von seltener Bildung, konnte ich, wenn ich in meiner Vaterstadt war, über den Aufschwung zu etwas

Neuem, Höheren reden, der zu jener Zeit in unserer vaterländischen Literatur sich kund gab. Er nahm auch an Allem Theil, was ich ihm über mein wissenschaftliches Treiben und meine Pläne für die Zukunft sagte, und gab sich über diese meine Zukunft günstigen Erwartungen hin, in denen er sich durch Nichts irre machen ließ. Auch an diesem Abende setzte er sich zu mir und meiner Braut an unseren einsamen Tisch hin und sprach uns solche Worte der Beruhigung und des Trostes zu, daß wir beide wieder freudig wurden. Er war es auch, welcher später, als wir schon in Altenburg, in einer äußerlich nicht sehr begünstigten Lage lebten, meinem alten Vater, so oft er ihn sah, Muth zusprach, und ihm immer die Versicherung wiederholte, daß sein Sohn ihm Freude bringen und Ehre machen werde.

Auch ein lieber Genosse meiner Kindheit, der jüngere Kaufmann Schneider, hat sich in jener schweren Zeit als treuer Freund an mir bewährt, hat mich damals durch seine liebevolle Theilnahme ermuthigt und erfreut.

Endlich waren diese Stunden der Demüthigungen für meine theure Henriette auch zu ihrem Ende gekommen. Man konnte es meinem Vater bei dem Abschiede von Henrietten anmerken, wie tief es ihm leid that, daß er ein Herz von so feinem Gefühle, von so lauterer, keiner Schuld sich bewußten Gesinnung, als das dieser Jungfrau war, hatte betrüben müssen. Die Mutter und die Schwestern sprachen unverholen ihre ganze Liebe gegen uns aus; unsere, wie ihre Sorgen Gott befehlend.

Wir saßen schon im Wagen, da gesellte sich zu uns ein unerwarteter Reisegefährte: mein Freund Wetzel, der mich im Hause meiner Eltern hatte aufsuchen wollen, — ganz in seiner gewohnten, immer freudigen, Alles hoffen-

den, Nichts fürchtenden Stimmung. Ich muß dieses Begegnen gerade in solcher Stunde als ein ganz besonders glückliches betrachten. Meine Braut sah heute diesen, nach seiner äußeren Erscheinung wunderlichen, innerlich aber wunderbar begabten Menschen zum ersten Male. In dieser seiner eigentlichen, inneren Gestalt gab er sich freilich nur da kund, wo man ihn, und was er wollte, verstand, bei anderer Gelegenheit gefiel es ihm öfters, sich dem Spiele fremder Scherze, ja, wenn dies so kam, selbst des Spottes hinzugeben, weil ihm, im Grunde genommen, in all' Dem, was die meisten Anderen trieben, nichts zu sein schien, was des Ernstes würdig wäre. Von unserer Unterhaltung auf dem damaligen Heimwege von der Brautreise sind mir freilich nur noch wie herumschwimmende Trümmer einzelne Züge im Gedächtniß geblieben, doch glaube ich die Form und Weise, durch welche das Gespräch des Freundes einen wohlthuenden Eindruck auf Henrietten's bekümmertes Herz machte, zur Genüge andeuten zu können.

Wetzel, der bald nach mir auch promovirt hatte, und eben jetzt von einer Wanderung in den Thüringer Wald zurück kam, wo die ihm befreundeten Brüder seiner nachmaligen Braut wohnten, erzählte anfangs von seinem Abschiede aus Jena, von seinen Reiseabenteuern und schmückte seine Berichte nach seiner Weise mit allerhand humoristischen Einfällen und Schwänken aus. Er hatte, während unserer mehrjährigen nahen Bekanntschaft, es gelernt, das, was in mir vorging, in meinen Mienen zu lesen und meine, wenn auch kurzen Erwiederungen auf seine Glückwunsche zu unserer Verlobung, die ich ihm, noch ehe sie geschehen, voraus verkündigt hatte, so wie andere nebenhin geworfene Worte, ließen ihn bald errathen, was der Grund unserer trüben Stimmung nach diesem Besuche in meinem Eltern=

hause sei. Er gab dem Gespräche eine andere Wendung, zog dabei aus seiner für ihre Bestimmung fast zu alten Reisetasche ein kleines Buch heraus, das nicht zu alt, sondern eher zu neu aussah, denn es war gar nicht ordentlich gebunden, sondern vom Buchladen hinweg nur eilig zusammengeheftet. Es war Goldsmith's Landprediger von Wakefield. Er hätte, sagte er, dieses Buch der lieben Braut da zum Geschenke bringen wollen, hätte es aber nur ungebunden auftreiben und nur ein wenig zusammenflicken lassen können. Statt des Einbandes wolle er aber Einiges und Etwas aus des Verfassers, aus Goldsmith's Leben, zwar weder gedruckt, noch geschrieben, wohl aber mündlich dazu geben.

Er erzählte hierauf in sehr lebendiger Weise zuerst aus Goldsmith's Schul- und Universitätsjahren so Manches, was vielleicht nicht ganz nach dem Sinne der Verwandten und Bekannten, dennoch ganz in der Art seines Naturelles war, welches von jeher mehr zum Geben als zum Nehmen sich hinneigte. — Seine Geldverlegenheit als Student in Holland, die ihn zu der abenteuerlich poetischen Wanderung durch einen schönen Theil des mittleren Europa's trieb, während welcher er sich die freie Zehrung und Nachtlager in den Wirthshäusern so wie gelegentlich auch etwas Geld durch sein anmuthiges Flötenspiel erwarb. — Seine weitere Geschichte, mit dem oft wechselnden Uebergange von einer äußeren Stellung und Versorgung zur anderen: als Lehrer, als Arbeiter in öffentliche Blätter und als gepriesener Schriftsteller seiner Nation. Er schilderte das Leben dieses Mannes, der, so bald er nur wollte, nicht nur das, was er selbst bedurfte, sondern einen reichen Ueberfluß sich erwarb, den er freilich fast eben so schnell, als er ihn in die Hand bekommen, für das Bedürfniß oder das Vergnügen

Anderer verwendete. Denn der Mann konnte, wenn er nicht gerade im Zimmer bei seiner Arbeit als, niemals allein, sondern nur mit Anderen vergnügt sein. Das hätte er nun freilich leichter gehabt als glücklicher Hausvater, denn dann wäre er nur, wenn er die Unterhaltung mit der Feder genug hatte, aus dem einsamen stillen Arbeitszimmer hinein in das gesellige laute Zimmer der Frau und der Kinder gegangen, so aber mußte er sein Geld außer Hause und in viele Zimmer seiner armen Gesellen tragen, damit es in diesen auch von Zeit zu Zeit einmal recht lustig und laut herginge.

Es gäbe nun freilich, so fügte unser heiterer Reisegefährte seiner biographischen Schilderung hinzu, keinen, bald bei dem Papiere und der Feder, bald bei den leicht verdienten Goldhäufchen sitzenden Goldsmith unter uns, wohl aber Leute von der eigenthümlichen Naturart des Verfassers jenes Büchleins, das er hier überreichen wolle. Es gäbe noch Leute, die, für sich selber wenig begehrend, den Beruf von ihrer Geburt an in sich trügen, zum Vergnügen und zum Wohle vieler Anderer zu wirken und zu schaffen. Zugleich mit diesem Berufe sind solchen Leuten auch Kräfte angeboren, die nicht zum Bedürfnisse für Einen allein, sondern für Viele ausreichen. Die Ameise sammelt für Viele und findet immer genug, mir ist nicht bange darum, daß sie verhungern werde. Das geistige Erwerben und Sammeln für Viele ist freilich noch etwas Anderes als das leibliche Sammeln des Geldes und Brodes, aber, ich meine, bei jenem Geschäfte wird dem Sammler eben so wenig als der Ameise, wenn sie für Andere zusammenträgt, auch der Bissen, den er zu seiner Nahrung bedarf, fehlen. Denn wenn der Sammler nach der Ordnung des allgemeinen Haushaltes sein Geschäft treibt, darin für das

Leben des Leibes eben so wohl gesorgt ist wie für das des Geistes, dann wird sein Tagwerk für diese beiden Theile seinen Lohn finden.

Es mag freilich nur eine sehr freie Uebersetzung eines bis auf wenig Spuren aus der Erinnerung verloren gegangenen Originales in eine andere Sprache sein, was ich hier aus der Unterhaltung des Freundes mittheilte, doch weiß ich, daß uns in seiner Gesellschaft die Zeit unserer Rückreise in froherem Muthe verging, als dies ohne ihn gewesen wäre. Nur bei dem Anblicke des Elternhauses und der Mutter, die, als sie den Wagen heranfahren hörte, an die Thüre getreten war, wurde Henriette wieder ernster. Der kleine junge Pudel, der ein Liebling der Hausgenossen war, als er Henrietten's Stimme hörte, rannte fröhlich bellend an den Wagen hinan, kam unter die Räder und zuckte sterbend am Boden, als ich, seltsam ergriffen von diesem Anblicke, der mir noch jetzt lebhaft vor Augen steht, aus dem Wagen stieg. Die Tochter umarmte schweigend ihre Mutter, und beide gingen allein in ein oberes Zimmer, aus dem sie erst nach längerer Zeit, ernst gestimmt, zurückkehrten. Ich stand indeß bei dem Vater; Wetzel hatte mit dem zur Heiterkeit gestimmten Bruder Philipp gar bald eine Bekanntschaft geschlossen, die zur Freundschaft wurde. Ich machte mit Wetzel noch einen weiten Spaziergang im Thale hinauf und nach den Bergen; der Abend verging still. Früher als gewöhnlich las und betete der alte, ehrwürdige Vater sein lautes Abendgebet, an welchem alle die Seinen Theil nahmen; wir begaben uns zur Ruhe.

Ich konnte nicht begreifen, woher Henrietten die Kraft und der freudige Muth kamen, mit denen sie am anderen Morgen zu uns herein trat. Ich hatte das nicht so erwartet; mich hatte der Gedanke bekümmert, ob nicht

vielleicht Henriette und noch mehr ihre Eltern auf die Besorgnisse meiner Verwandten eingehen und unserer Verbindung etwas abgeneigt werden möchten. Der alte Vater hatte mit uns seine Morgenandacht gehalten; Wetzel war zu dem Bruder Philipp gegangen; Henriette setzte sich zu mir und sprach mir so tröstend, so gottvertrauend zu Herzen, daß alle meine Sorgen dahin waren. Auch sie hatte in der vergangenen Nacht mit Sorgen, wie die meinen waren, zu kämpfen gehabt, und nicht der lichte, klare Frühlingsmorgen, sondern ein anderes Licht, das in ihr frommes, kindlich gläubiges Herz strahlte, hatte den Nebel ihrer Sorgen zerstreut. Sie erzählte mir, wie sie einst, versunken in tiefe Schwermuth, dazu sie vor einigen Jahren, ohne allen äußeren Grund, sehr geneigt gewesen, einen Hirtenknaben auf dem Felde das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" habe singen hören. Sie stimmte leise in den Gesang ein, und wurde auf einmal so freudig und getrost, daß sie ihre Thränen trocknete, und an ihrem Herzen sich wie neugeboren fühlte. In ähnlicher Weise sei es ihr auch heute am Morgen ergangen, und ich solle nur auch getrost sein. Unsere Liebe stehe in Gottes Hand, der werde Alles wohl machen.

Noch früher als mir hatte die glaubensmuthige Jungfrau ihrer Mutter in gleicher Weise zugesprochen, und diese beiden Seelen glichen zwei vollkommen gleich gestimmten Saiten, davon die eine, wenn sie in lautes Tönen gerathen, auch in der anderen denselben Ton weckt. Die gute Mutter gesellte sich zu uns, und sprach eben so freudig vertrauend über unsere Zukunft, als die Tochter.

Fast zu meinem Schrecken und dennoch bald uns allen zur Freude kam an diesem Tage noch ein anderer unerwarteter Gast im Elternhause meiner Braut an. Das war

mein trauter Freund Arens, der Westphale (m. v. Bd. I S. 397), welcher durch Wetzel meine Verlobung erfahren hatte, und von Jena herkam, um dem Brautpaare Glück zu wünschen. Er brachte keine Störung in das stille, gastfreie Haus; es war ein Mensch von so treuherzig offenem Wesen, daß man sich alsbald mit ihm bekannt und vertraut fühlte. Arens war eine von jenen begünstigteren Naturen, die überall, wohin sie kommen, einen für alle Besseren lesbaren Empfehlungsbrief mit sich tragen. Dieser war bei ihm nicht nur in das wohlgebildete Aeußere, sondern mehr noch in sein kindlich wohlmeinendes Gemüth eingeschrieben, welches sich bei jeder Gelegenheit durch Worte und Thaten kund gab. Namentlich der alte Vater fand an dem verständigen Gespräche und dem bescheidenen Benehmen dieses jungen Gastes großes Wohlgefallen; den jüngeren Gliedern der Familie, namentlich dem Bruder Philipp, gewährte er durch seine seltene Fertigkeit in allerhand Geschicklichkeiten der Hände, sowie in gymnastischen Künsten und durch sein liebliches Flötenspiel viele Unterhaltung und Vergnügen.

Das unverdiente Ansehen, das ich bei diesen beiden jugendlich warmen Freunden genoß; die übertriebenen Hoffnungen und Erwartungen, die sie auf mich und meine Zukunft bauten, theilten sich, bei verschiedenen Anlässen, auch Anderen mit; sie trugen das Ihrige zu der Beruhigung bei, deren die Familie meiner Braut und vor Allen diese selber nach den Erfahrungen der letztvergangenen Tage bedurften.

Dies ist die Geschichte meiner Verlobung, deren ausführliche Erzählung mir, ich will es nicht läugnen, sehr schwer angekommen ist. Und dennoch mußte ich sie so geben, denn sie ist ein wesentliches Begegniß auf dem Wege

meines inneren wie äußeren Lebens gewesen, und die Erinnerung an das, was ihr in meinem Elternhause vorausging und nachfolgte, ist mir, gleichwie der Schlaguhr die Last ihres Gewichtes (Bd. I S. 234), zu einer Mitgabe geworden, welche gar oft in mir den Ton jener ernsten Stimme geweckt hat, die, mitten in der Zeit von einem Etwas zeugt, das über der Zeit ist.

7. Einsam und gemeinsam.

Ich hatte mein bürgerliches Leben in Altenburg in einer Stille und Einsamkeit angefangen, welche nur durch den kurzen Besuch etlicher Studenten aus Jena unterbrochen ward, die zum Kreise meiner entfernteren Bekannten gehörten. Unter meinen Kollegen hatte ich nur einen kennen gelernt, der mir auch nachmals der liebste und nächste geworden, so wie geblieben ist. Das war Doktor Winkler, ein schlichter Mann von klarem Verstand sowie von warmem, treuem Herzen. Es lag nicht in meiner natürlichen Weise, mich, so wie wohl manche Andere an meiner Stelle gethan hätten, und wie man mir rieth, durch Besuche in ansehnlichen Häusern oder wenigstens durch den Besuch öffentlicher Gesellschaften bekannt zu machen. Wie in meinem Zimmer, so war ich auch draußen im Freien gern allein, denn ich hatte im Geiste überall die bei mir, mit deren Leben das meinige ein gemeinsames geworden war. In unseren Briefen gaben wir uns ausführliche Berichte über das, was wir von einem Tage zum anderen gedacht, gethan und erfahren hatten, und ich wußte fast besser Bescheid um das, was meiner Braut, als was mir geschehen war, denn was das Ihrige war, ging mein Herz viel tiefer an als das Meinige. Gehörte doch ich selber ganz zu Dem, was das Ihrige war. So war und blieb

mein Leben in der ganzen Zeit zwischen unserer Verlobung und Hochzeit ein unlieblich einsames und dennoch auch lieblich gemeinsames.

Länger denn 8 Tage hatte ich wie ein durchreisender Fremder, von welchem Niemand in der Stadt Etwas wußte, um welchen Niemand sich bekümmerte, in meinem Zimmer gesessen, nur beschäftigt mit Schreiben und Lesen, da wurde ich zu einem Kranken in der Vorstadt gerufen. Meine Hausleute unten in der Apotheke wünschten mir Glück dazu. Denn, wie sie mir sagten, war der Kranke, der meiner Hülfe begehrte, nicht nur selber ein sehr wohlhabender Gastwirth und Fuhrmann, sondern sein Haus der gewöhnliche Einkehrort der zur Stadt fahrenden, reichen Bauern, von deren Stand und Abkunft er so wie seine Frau waren. Wenn mir, so sagte man weiter, an diesem eine Kur gelänge, dann sei mein Glück gemacht, denn ich würde dann bald unter dem Landvolke der ganzen Umgegend eine sehr einträgliche Praxis finden.

Ich ging zu meinem Patienten, erkannte aber sogleich, daß hier weder für mich noch für ihn eine Hoffnung sei. Der unglückliche Mann war, etwa ein Jahr vorher, durch den heftigen Stoß einer Wagendeichsel an seine Magengegend von einem sehr schmerzhaften Leiden befallen worden, das sich bei der Anwendung von widersinnig gewählten Hausmitteln so wie unter der anfänglichen Behandlung durch Afterärzte zu einer Magenverhärtung entwickelt hatte, welche nun in krebsartige Zersetzung übergegangen war. Der noch jugendliche, früher vollkräftige Mann war zu einem lebenden Skelet abgezehrt, in dessen Brust der Athem nur mühsam und schmerzhaft aus- und einging. Hier war nicht mehr an Heilung, sondern nur etwa noch an Erleichterung der Schmerzen zu denken. Diese gewährten

auch, nach dem ihnen möglichen Maaße, die von mir angewendeten Mittel, und die guten Leute dachten an Besserung. Aber diese Hoffnung war nicht von langer Dauer; wenige Tage nachher war mein Patient eine Leiche, und seine junge, etwas heftige Frau, als ich ihr meine herzliche Theilnahme bezeigen wollte, überhäufte mich mit Vorwürfen, als ob ich ihren Mann umgebracht habe.

Als ich diesen mich sehr betrübenden Vorfall meinem freundlichen Kollegen Dr. Winkler klagte, sagte er mir: „das ist, wie ich aus eigener Erfahrung bezeugen kann, das gemeinsame Loos aller jungen, neuangehenden Aerzte. Unheilbare Kranke, die schon bei allen Aerzten in ihrer Nähe vergebens Hülfe gesucht haben, die laufen zu einem solchen neuen Ankömmling hin, weil sie meinen, der soll auch ein neues, besseres Mittel wissen als die alten. Der nämliche Mann, an dem Sie noch zuletzt die Pflicht des Arztes erfüllt haben, ist, nachdem sein Uebel unter der Hand von Pfuschern immer schlimmer geworden, nicht nur von mir, sondern nach und nach wohl von allen eigentlichen Aerzten in der Stadt behandelt worden. Wir konnten ihm keinen neuen Magen schaffen; er probirte es aber mit uns Allen, bei dem Einen länger, bei dem Anderen kürzer, bis man am Ende noch Sie an sein Sterbebette rief. Auch der Undank, den Sie bei dieser Gelegenheit erfuhren, ist mir nichts Neues; ich wünsche, daß Sie diese Erfahrung nicht so oft machen mögen, als ich sie machte“.

Wenn auch nicht, wie ich gehofft hatte, vom Lande oder aus dem bemittelteren Bürgerstande der Stadt, so kamen doch allmählig andere Rath und Hülfe suchende Leute zu mir, die weder Bürger noch Bauern waren, sondern meist nur zu den Bewohnern armer Hütten gehörten. Ich übernahm diese Praxis gern, und sie gewährte mir Freude,

denn in der Behandlung dieser armen Kranken war ich meist sehr glücklich, machte auch manche mir neue werthe Erfahrung, unter anderen an einem etwa 12 jährigen Knaben, dem Sohne einer Taglöhners-Wittwe, der, von Eingeweidewürmern hart geplagt, Anfälle hatte, die dem vollkommen ausgebildeten Veitstanz ganz nahe kamen. Ich sah da, mit eigenen Augen Erscheinungen, die man selbst gesehen haben muß, um hinter dem Vorhange der leiblichen Natur die Bewegungen einer inwohnenden Macht zu erkennen, welche nicht vom Wesen des Leibes ist, und die unter der Ordnung anderer Gesetze steht als dieser. Ohne große Schwierigkeit und in ziemlich kurzer Zeit stellte ich die Gesundheit des armen Knaben her, und diese allen Nachbarn auffallende Heilung führte mir einen Zulauf von vielen Patienten zu.

In reicherem Maaße als dies so aus der Ferne möglich war, wurde mein und Henrietten's Leben aus einem einsamen zu einem gemeinsamen, als ich am Pfingstfeste, der Aufforderung ihrer Eltern folgend, auf etliche Tage nach meinem lieben Bärenwalde kam. Als geistigen Reisegefährten hatte ich ein Buch von Jakob Böhme bei mir: dieses prophetisch erleuchteten Sehers einer verborgenen Weisheit, der mir durch Schelling bekannt und innig werth geworden war *). Von Zeit zu Zeit, etwa im Schatten eines Baumes, oder in einem Hause, darin ich in Eile einen Bissen Brodes nahm, in das Buch hineinblickend, ging ich, wunderbar angeregt durch die Kraft der geistigen Speise, meinen Weg. Mitten unter dem alt und wohl Bekannten,

---

*) Die saubere zum Mitnehmen auf eine Fußreise sehr geeignete Amsterdamer Duodez-Ausgabe von 1682 des Weges zu Christo, verfaßt in 9 Büchlein.

war es mir, als ob ich durch eine ganz neue Welt zöge. Und in diese war ich auch, wenn auch nicht mit dem Leibe, doch mit dem denkenden Geiste gerathen. Ich konnte es kaum erwarten, meinen Genuß mit Henrietten zu theilen, und schon am anderen Nachmittag in der Laube des blühenden Geisblattes und Jasmins im Garten des Elternhauses lasen wir mit einander das „Gespräch eines Meisters und Jüngers vom übersinnlichen Leben".

Die Einladung, welche die Eltern an mich ergehen ließen, hatte einen besonderen Grund. Der älteste Sohn des Hauses, der treffliche Kaufmann Martin aus Plauen, ein Mann, der an äußeren Gütern wie an den besten Gaben des Gemüthes reich gesegnet war, hatte versprochen, während des Festes mit seiner Frau nach Bärenwalde zu kommen, um mich, seinen künftigen, neuen Schwager kennen zu lernen. Es war wieder ein neuer Gewinn an Liebe und Freude, den mir diese Bekanntschaft brachte.

Gleich nach dem Feste eilte ich zu meinem Tagwerk in Altenburg zurück.

8. Die Hochzeit.

Die Natur, in dem Wechsel ihrer Erscheinungen, wie die Weisheit des Alterthums in ihren Werken der Kunst und der Schrift deuten öfters darauf hin, daß sich dem vergänglichen Wesen der Tod selber unter der Form des blühenden Lebens, der tiefste Schmerz im Gewande der höchsten Lust nahe, während aus des Leibes Vernichtung, wie der Funke aus dem zerschlagenen Steine, das verschlossene Leben hervorbricht, und die Freude vor dem ernsten Angesicht des Todes, gleich wie bei den alten Aegyptern, ihre Festgelage feiert. Das zierlich schöne Flügelkleid, darin die Eintagsfliege am Strahle der untergehenden Sonne

dem Reigen der tanzenden Schwestern sich anschließt, ist ihr zugleich zum Hochzeits= wie zum Leichengewande gegeben, denn ihr wird in dem gleichen Augenblicke des Lebens höchstes Entzücken zu des Lebens Ende. Hochzeit und Tod, das scheint uns der Klaglaut der Nachtigall, mitten in der Zeit ihrer süßesten Freuden, zu sagen, sind ein Paar von Zwillingssternen, beide, während aus Abend und Morgen der neue Tag wird, gehen in gleicher Stunde auf und unter. Darum sind es die Erinnerungszeichen an die Mysterien der Hochzeit, mit denen die Kunst der Alten die Grabsteine ziert, während die Weiheit ihrer Tempel die Erzeugung in das leibliche Leben als den Auslauf zum Tode betrachtet. Es sind Schallmeien und Flöten im Einklange der Saiten, welche vor unseren Ohren eine Tonweise der Lust und der Freude anheben, und in unserem Inneren, wir wissen nicht warum? wacht bei dem Klange der Flöten und Saiten eine Stimme auf, die zu der lustigen Tonweise ein Lied der Trauer, eine Klage an den Gräbern singt. Ist es nicht also, daß, gleichwie in der Seele mancher Sterbenden, welche die Gefahr des nahen Todes nicht ahnen, das Verlangen, zu wandern, zu reisen an einen anderen Ort sich regt, auch in der Seele mancher tief fühlenden Braut, in der Zeit, da sie dem heimathlichen Obdach ihrer Liebe sich naht, das sehnliche Verlangen erwacht nach einem Heim des ewigen, seligen Friedens? Darum ist nicht selten der Kranz, der die Braut bei ihrem Gange zum Altare schmücken sollte, zu einem Kranze geworden, den man auf ihren Sarg legte.

Mir selber ist es von meiner Jugend an bis in mein Alter öfters so ergangen, daß sich mir zu der lautesten äußeren Freude der Gedanke und das Gefühl des stillen,

tiefsten Ernstes gesellte, und das Gemüth meiner Henriette theilte mit mir dieselbe Eigenthümlichkeit. Daß uns aber beide, vor Allem aber meine Braut, zu unserer Hochzeit, wie ein ungeladener und dennoch würdevoller Gast, ein Leid der Todtenklage heimsuchte, das kam uns durch keinen Wechsel der inneren Stimmung, sondern durch ein äußeres, betrübendes Ereigniß.

Von den Verwandten des Hauses meiner Braut nannte ich oben nur die nächsten: Die Kinder, sowie den Bruder der Schwiegermutter, den ehrenwerthen Gottlieb Wappler. Es wohnte aber noch ein anderes, entfernteres Glied der Familie in Bärenwalde, ein Geschwisterkindsvetter der Mutter Martin: Gottlob Wappler, welcher von der Zeit seiner Väter her das Geschäft der Eisenhandlung mit redlichem Fleiße und Gottes Segen fortführte. Ein Mann von treuem Gemüth und lauterem Wandel vor Gott und den Menschen, welchem eine der höchsten Erdengaben, eine liebende Lebensgenossin beschieden war, die nicht nur mit jenen äußeren, häuslichen Tugenden, welche die Welt sieht, sondern eben so auch mit jenen inneren geziert war, die das Kennzeichen einer rechten Mutter in Israel sind. Diese seltene Hausmutter war ein Liebling aller Verwandten, ja aller, die ihr näher kamen. Durch ihren heiteren Sinn, ihr treuherziges Wohlwollen, ihre munteren Gespräche, denen die Würze der verständigen Einsicht und, wo es galt, des Ernstes, niemals fehlte, war sie die belebende Seele des geselligen Kreises der befreundeten Familien. Aber mitten in der Blüthe des frischesten Lebens, in Folge eines Wochenbettes wurde diese Lust seiner Augen dem treuen Manne, diese seltene Mutter ihren Kindern, die Freundin den Freunden genommen; ich sehe sie noch als Leiche und an ihrem

frischen Grabe vorüber gingen wir wenig Tage nachher zum Altare, an welchem unsere Ehe ihre Weihe, ihren Segen empfing.

Die Feier unserer Hochzeit (am 19. Juni 1803), wie sich dieses schon in solcher Zeit geziemte, war eine stille und einfache. Ich ließ bei der Trauung das Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen" (Vers 1 bis 5) singen. Dieses war mir nicht nur wegen seines Inhaltes, sondern wegen seines Verfassers, eines mir sehr theuren Landsmannes, des Paul Fleming, von Kindheit an ein sehr liebes Lied gewesen. Denn Fleming hatte es (70 Jahre vor unserer Hochzeit) auf der Reise gedichtet, welche er von 1633 bis 39 mit Olearius nach Persien machte, und die Beschreibung dieser Reise mit den vielen lieblichen Gedichten von Fleming, welche in ihr zerstreut stehen, hatte ich als Knabe öfters mit Entzücken gelesen. Ist doch auch das eben genannte Lied ein rechtes Trostlied für die Pilgrime und Fremdlinge der Erde, die in gleicher Hoffnung mit Fleming feststehen. Man sang uns nach der Trauung noch den Schlußvers:

So sei nun Seele, seine,
Und traue dem alleine,
Der dich erschaffen hat:
Es gehe wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe,
Der weiß zu allen Sachen Rath.

Wir sahen uns mit Thränen, doch mit freudigem Muthe an und reichten uns zum Hinausgehen aus der friedlich stillen Kirche, für die Mühen und Sorgen des Lebens die Hand.

Es waren wenige Gäste bei unserem Hochzeitsfeste: nur die Kinder und Enkel des Hauses aus Bärenwalde

und Schönheida, sowie die treue Freundin Friderike, welche die Braut zu den Stufen des Altares begleitet hatte. Von meinen eigenen theuren Verwandten nahm Keines an unserer stillen Freude Theil.

Schon am anderen Morgen nahm Henriette aus dem Elternhause Abschied; die Trennung der Tochter von der Mutter war eine schmerzvolle und schwere. Ein besonderer Trost für uns beide war es, daß der treue heitere Bruder Philipp seine Schwester und mich bei dem Einzuge in die neue Heimath begleitete. Draußen unter den Wolken wechselten an diesem Tage Regen und Sonnenschein; unser Bruder aber verstand es, durch seine liebevoll fröhlichen Gespräche in uns Allen die Stimmung, die der heitere Sonnenschein hervorruft, wach zu erhalten und zu erhöhen.

Wir kamen noch zeitig am Nachmittag in Altenburg an. Die an sich freundliche Wohnung, welche durch die aufschmückende Hand des Kaufmann Fischer, eines Sohnes der Hausbesitzerin, noch freundlicher gemacht worden war, die wohlgelungene Aufstellung der Meubel und Hausgeräthschaften, welche der Braut um mehrere Wochen vorausgegangen waren, durch die Hilfe desselben Freundes, thaten dem Auge meiner lieben Henriette wohl, erhielten den Beifall und das Lob ihres Bruders.

Wir drei waren noch am Abende und einige Stunden in die Nacht hinein still und seelenvergnügt beisammen; schon am anderen Morgen aber eilte der liebe Bruder zu seinem Geschäfte und Haushalt zurück.

9. Die Flitterwochen.

Goldene Flittern, um damit Staat vor den Leuten zu machen, gab es äußerlich an uns freilich nicht; in unserem Innern aber fehlte es nicht an lustigem Flitterwerk der

selbstgeschaffenen Hoffnungen und Erwartungen, denen die Phantasie einen goldenen Schein gab.

Wir fingen unsern Haushalt mit Gott und hundert Thaler Schulden an, denn diese Summe hatte uns die treue Freundin Friderike geliehen, weil wir sonst gar kein Geld für den neuen Haushalt mit uns brachten. Am ersten Mittag hatte meine liebe Henriette ein Essen, ich meine einen Reisbrei, gekocht, der war aber sehr angebrannt, weil sie noch niemals viel in der Küche gewesen war. Wir lachten aber darüber und aßen ihn doch, und mir schmeckte er so gut wie der beste Braten. Ein alter Herr Sekretär, der in Ruhestand getreten war, hatte mich bald nach meiner Ankunft in Altenburg zu sich kommen und sich von mir Rezepte verschreiben lassen gegen sein rheumatisches Fieber. Meine Mittel hatten ihm gut gethan, er war bald wieder ganz gesund geworden. Dieser schickte mir jetzt mehrere Thaler für meine Mühe, die ich niemals von ihm würde begehrt haben, denn meine Mühe war nur sehr gering gewesen. Darüber freuten wir uns sehr, denn wir dachten, so könnte es uns gar nicht fehlen, weil ich doch damals schon so viele Kranke zu versehen hatte und kamen immer noch mehrere dazu. Es war soeben Vogelschießen in der Stadt, für die Bürger und benachbarten Landleute, für Vornehme wie für Geringe ein fröhliches Fest. Denn man hatte Zelte aufgeschlagen auf einer Wiese, darinnen aß und trank man und war guter Dinge. Wir gingen auch hinaus mit einer Kaufmannsfamilie, welche mit der Frau meines Schwagers Philipp ein wenig verwandt war und die uns auch bei der Ankunft, wie bei dem Auspacken und der Anordnung unseres Hausgeräthes viele Gefälligkeiten erwiesen hatte. Wir wurden von ihr in ein Zelt hineingeführt und als Gäste eingeladen, worinnen sehr

viele vornehme Gesellschaft war. Meine Henriette gefiel Allen, die sie sahen und sprechen hörten, gar sehr wohl und ich meine auch, es konnte nur wenig junge Frauen in der Welt geben, die so lieb und gut waren, wie sie. Ich kam auch mit mehreren vornehmen Herren und Frauen in's Gespräch. Wir dachten, es möchte gut sein, wenn ich viele solche Bekanntschaften machte, weil ich doch als Arzt von dem Vertrauen der Leute leben mußte. Wir gingen am anderen Tage wieder hinaus auf die Wiese. Da traf ich etliche Studenten aus Jena, von denen ich den einen gut kannte. Die fragten mich, ob ich ihnen wohl einen Gasthof sagen könne, wo es wohlfeil zu logiren sei. Ich aber sagte, sie sollten mit zu mir kommen, da könnten sie ganz umsonst logiren. So kamen wir, statt zu zwei, zu sechs wieder nach Hause; meine liebe Henriette besorgte etwas zu essen, und wir waren recht vergnügt beisammen. Aber es kamen in dieser Zeit bald noch mehrere Studenten aus Jena, und selbst aus Leipzig, wovon ich manche gar nicht kannte. Ich meinte wohl, so weit die Betten reichten, dürfe man ihnen ein Nachtlager nicht versagen, und unser runder Tisch sei auch groß genug für viele Gäste. Wenn aber auch der Tisch groß genug war, so wollten doch die Schüsseln nicht zulangen und einmal, da wir acht Gäste zu Mittag hatten, für welche meine Frau einen ganzen Kessel Kartoffelklöse gekocht und einen Schweinebraten gebraten hatte, war bereits Alles bis auf den letzten Bissen aufgezehrt, als meine liebe Frau, die noch durch ein Geschäft in der Küche aufgehalten wurde, in's Zimmer trat, so daß sie und ihr Dienstmädchen sich mit etwas Brod begnügen mußten. Auch gab es einige Gäste, deren Bekanntschaft ich erst jetzt, bei ihrem Besuche, machte, welche bei ihrem Abschiede Geld und reine Wäsche von mir ent-

lehnten, wofür sie nichts zurückließen, als ihr beschmutztes Leinenzeug und das Andenken ihres bald wieder vergessenen Namens.

Diese große Einkehr bei mir, welche wohl dazu dienen konnte, um mir den Rausch meines Studentenlebens im letzten jenaischen Halbjahre vollends ganz zu vertreiben und zu verleiden, dauerte selbst nach der Festlichkeit des Vogelschießens, welche viele lustige Bursche herbeigezogen hatte, noch einige Zeit fort. Und auch nachher waren wir nicht allein, doch waren unsere Gäste von anderer, uns näher angehender Art; es waren zunächst meine Freunde Arens und Wetzel, welche jetzt noch in jenem heimathlosen Zustande lebten, der zwischen dem Abgange von der Universität und dem Angriffe eines Berufsgeschäftes mitten innen liegt. Auch war eine Freundin meiner Frau, von der Zeit der Kindheit her, Henriette Meißner aus Döhlen, (m. v. oben S. 30) bei uns zu Besuch, und zu dem Kreise der älteren Bekannten war ein jüngerer Freund und Landsmann von Wetzel und Köthe, aus der Oberlausitz, damals noch Student in Leipzig, gekommen, welcher durch Gesang und Musik uns vergnügte.

Allerdings gab es in dieser Zeit in meinem Hause ein im gewöhnlichen Sinne des Wortes gar fröhliches Leben. Man hörte da täglich Gesang zu dem Klange der Guitarre und den Tönen der Flöte; abwechselnd lasen die Gäste, oder, wenn ich nicht auf Krankenbesuch aus war, auch ich, etwas vor, was die Phantasie in anmuthiger Weise anregte und dem Geiste, nach dem Maaße seines Begehrens, Beschäftigung gab. Henriette und ihre Freundin nahmen an diesen letzteren Unterhaltungen den wärmsten, eifrigsten Antheil, während das etwas zu laute Bezeigen der Fröhlichkeit unserer Gäste ihnen beiden, und zuweilen selbst mir

nicht zusagte. Die jungen Leute, wenn sie zuweilen mit lautem Gesange, mit unbedecktem Kopfe durch die Straßen zogen, vergaßen, daß sie nicht mehr in Jena lebten, sondern in einer Stadt sich befänden, zu deren äußerer Gesittung die Manieren des jenaischen Burschenlebens keineswegs sich schicken wollten. Mit Recht fürchteten mehrere mir wohlgesinnte, stille Beobachter unseres Treibens, daß dieses dem Vertrauen, welches ich mir als praktischer Arzt erwerben sollte, im Kreise der gebildeten, einflußreicheren Familien sehr schaden möchte, und eine edle, achtungswerthe Dame sprach sich in einem Briefe nach Weimar über diese Gefahr, in welcher ich schwebe, mit herzlichem Bedauern aus.

So groß aber auch in den Augen des sittlichen Ernstes eine solche Gefahr erscheinen mußte, ging sie dennoch zunächst nur das äußere Leben an, während ich um jene Zeit, und durch mich auch Henriette, in eine andere Gefahr gerathen waren, welche dem inneren Leben einen bleibenderen Schaden drohte. Wir hatten uns unvermerkt und in immer zunehmendem Maaße einer Abgötterei mit dem Genie hingegeben, die unsere Augen blendete, daß diese vor dem Lichte der nahe stehenden Kerzen, welche nach wenig Stunden verlöschen, das Strahlen der unwandelbar stehenden Sterne am Himmel nicht mehr sahen. Die leckerhafte Speise des Götzenopfers (der Genuß unserer gewöhnlichen literarischen Unterhaltung) vergnügte uns mehr als das gesunde Brod des Lebens in seiner naturgemäßen Einfalt. Welchen Anstoß nahm unter Anderem damals mein verwöhntes Ohr an der Form und kindlich einfältigen Sprache vieler unserer herrlichen Kirchenlieder aus alter Zeit. — Von mir selber, weniger aber von Henrietten, die den Gewohnheiten ihres frommen Herzens treuer blieb, muß ich es mit Schmerzen bekennen: mein Leben war ein

Leben ohne Gebet, ohne Gott, ohne ernste Gedanken der Ewigkeit. Es waren allerdings zunächst die Werke anerkannter Meister, namentlich der Dichter des In- wie des Auslandes, welche wir lasen und bewunderten, oder deren Lieder wir sangen. So geistreich sie aber auch scheinen mochten, war es dennoch mit wenig Ausnahmen nicht der Geist des Meisters zu helfen, der uns aus ihnen ansprach. Die Entfremdung von dem Grunde meines inneren Lebens, die äußere Verwilderung meines ganzen Wesens, obgleich nur wenig Augen bemerkbar, hatte schon früher bei mir begonnen; sie hatte, wie ich vorhin (S. 42) sagte, in einem geistigen Symptome sich kund gegeben, welches, als das bedeutendste von allen, die allgemeine, innere Krankheit verrieth.

Wenn ich an mein damaliges, Schritt vor Schritt immer weiter gehendes Hinwegweichen von dem Grunde meines inneren Wohlseins und Friedens denke, und wie dennoch auf all' meinen Irrwegen ein goldener Faden niemals ganz zerriß, der zu jenem Grunde mich hinzog, da fällt mir eine kleine Geschichte aus dem Leben der ägyptischen Altväter ein. Einer von den Einsamen in der Thebais hatte auch den Geschmack an der Einfalt des früheren Stilllebens verloren; er fühlte sich unwiderstehlich zu der Abgötterei mit dem Genie, und zwar mit einem noch mächtigeren hingezogen, als das alltägliche, menschlich poetische ist. Er begab sich zu einem Götzenpriester, erklärte diesem, daß er seine Tochter heirathen und von nun an auch seinem Abgotte dienen wolle. Der Götzenpriester sagte, ich kann dich nicht zu meinem Sohne und Mitgenossen am Dienste und Opfer annehmen, bis ich zuerst meinen Gott darum befragt habe. Dieses geschah in der nächsten Nacht und dem Fragenden ward die Antwort: der Christ muß

zuerst ganz durch Worte und die That seinen Gott verläugnen, von diesem lassen. Der gewesene Einsame that dieses, bezeigte sich durch Wort und That ganz als ein Heide. Nun gib mir deine Tochter zum Weibe, sprach er zu dem Alten. Dieser aber sprach: noch einmal muß ich vorher meinen Gott fragen. Auch dieses geschah und dem Fragenden wurde im nächtlichen Gesichte die Antwort: du darfst in das Begehren des Christen nicht einwilligen, denn obgleich er seinen Gott verlassen und aufgegeben, hat dieser doch ihn noch nicht aufgegebeu. Da ging der Jüngling in sich. Mein Gott, den ich nun zweimal verläugnete, will mich noch immer nicht lassen; nur der rechte, wahre Gott kann so gut sein; ich kehre zu ihm zurück.

Auch mir, wie jenem Verirrten aus der Thebais, erging es so, die Hand des Arztes gab mich nicht auf, und für's Erste nahm sie mich in eine Kur, deren Mittel zwar meinem Geschmack sehr bitter dünkten, die aber in ihrer Wirkung für mich von heilsamen Folgen waren.

10. Die Rechnungen.

Der schon oben erwähnte Rath: „mein Sohn, gib niemals mehr aus als du einnimmst", den der berühmte Benjamin Franklin seinem Sohne gab, war freilich ein sehr guter. Ich aber hatte in der Zeit des Anfanges meines eigenen Haushaltes diesen Rath keineswegs beachtet. Denn ich hatte nur wenig eingenommen, für die erste Einrichtung aber in unserer Wohnung, für die selbstauferlegten Erweise der Gastfreundschaft und den täglichen Bedarf war so viel aufgegangen, daß unser kleines, entlehntes Kapital sich sehr merklich vermindert hatte. Ich war indeß hierüber sehr unbesorgt, denn, wie alle meine Bekannten es wußten, ich hatte als Arzt vollauf zu thun ge-

habt, und nach meiner Rechnung, wenn ich diese auf's Billigste stellte, mußte ich während der ersten Monate wenigstens doch eben so viel verdient als ausgegeben haben.

Einige Bürger in der Stadt, bei denen ich blos Kranbesuche gemacht, und Rezepte verschrieben hatte, waren so dankbare Schuldner gewesen, daß sie gleich nach Beendigung meiner Mühen mich bezahlten; von den Bewohnern der Vorstadt, denen ich meist auch die Arzneien aus der Apotheke auf meine Rechnung verabreichen ließ, hatten sich wenige oder keiner zum Bezahlen gemeldet. Da rieth man mir unten in der Apotheke, ich solle für diese Leute meine Rechnungen aufsetzen und sie ihnen zusenden. Dieses that ich allerdings, aber mein Geschäft nahm einen anderen Ausgang als ich mir gedacht hatte. Die meisten von den guten Leuten in den kleinen Häuschen und Hütten, auch dann, wenn ich für meine Mühe gar nichts, sondern nur meine Auslagen für sie in der Apotheke begehrte, konnten mir nichts bezahlen, weil sie selber nichts hatten, andere wollten vielleicht nicht, und ich konnte ihren wenigen Groschen auch nicht nachlaufen. Aber aus den Groschen wurden Thaler, und da ich nun alles Das, was ich in meiner bisherigen Praxis eingenommen, mit Dem, was ich an Arzneien bezahlt hatte, zusammenstellte, da fand sich, daß meine Auslagen gegen 10 Thaler mehr betrugen als meine Gesammteinnahme. Denn bei der Wahl der Arzneimittel auch für Arme hatte ich nicht auf den Apothekerpreis, sondern auf die Wirksamkeit derselben gesehen.

Was war nun da zu thun? Der Sommer war zu Ende, der Winter nahete, man mußte auf Holzankauf und Anschaffung mancher anderen Vorräthe denken, und doch sah es mit unserem Geldvorrathe fast eben so abgelebt aus, wie draußen im Freien auf den Stoppelfeldern. Da sagte

einer der Freunde, ich meine, es war Wetzel, zu mir, ich solle ein Buch schreiben und das Manuskript an der Leipziger Michaelismesse, die ganz nahe am Beginne war, an einen Buchhändler verkaufen. Was sollte ich aber schreiben? — Mit dem unreifen Gedanken zu einem wissenschaftlichen Werke trug ich mich zwar schon damals herum, diese konnten aber in vierzehn Tagen oder drei Wochen nicht reif werden; was blieb mir anders übrig als die Fertigung eines Meisenkastens aus Holzstückchen und Brettchen, welchem ich die Form und den Titel eines Romanes gab. Ob sich eine Meise — ein geflügelter Gedanke — in meinem Kasten fangen werde, das wußte ich nicht, denn ich selber ging ohne allen Plan und Gedanken an die Arbeit, nur den Anfang hatte ich mir auf einem Spaziergange ausgesonnen. Ich habe mich später selber darüber gewundert, wie ich ein Buch von zwei (mäßigen) Bänden in der kurzen Zeit von drei Wochen habe zusammenschreiben können; das Schreiben muß mir fast eben so schnell von Statten gegangen sein, als das Sprechen. Ich nannte das Buch: „die Kirche und die Götter", sprach in einem Sonett, das hinter dem Titelblatte steht, meinen bitteren Unmuth darüber aus, daß ich solche Dinge nothgedrungen um's Brod schreiben müsse, verglich mich aber (ei wie bescheiden!!) mit dem Sohne des Manoah (Simson), der, kahl und geblendet, in Ketten gebunden, an der Mühle mahlen muß. Die Feinde spotten über den armen Müller, thun ihm mancherlei Schimpf an, er aber wird sich bald aufmachen und die Schmach ihnen bezahlen. Der sachkundige Leser wird selbst einsehen, wie gut sich die Worte: „den Kahlen" — „in der Mühle soll er mahlen" und „Schmach bezahlen" in diesem für einen eben ausgekrochenen Studenten musterhaft bescheidenen Sonett müssen gereimt haben.

Ich kann über dieses erste Buch, das von mir gedruckt wurde, nicht urtheilen. Denn ich habe es zwar geschrieben, aber niemals eigentlich gelesen, sondern mich nur beim Hineinblicken in den Abdruck sehr über die vielen ganz sinnlosen und sinnentstellenden Druckfehler darin verwundert. Ein älterer Freund aber in Jena, mit welchem ich in einem humoristisch aufrichtigen Verkehre der Briefe stand, schrieb mir darüber: „Das Lesen deines Buches hat auf mich einen ähnlichen Eindruck gemacht, als der Anblick einer gewaltig grausamen Wasserfluth. Wohin man schaut, bemerkt man so schöne Gruppen und Waldungen von Cedern, Cypressen, Obstbäumen mit Blüthen und Früchten, welche auf dem Gewässer herum treiben, daß es Jammerschade um ihren Verderb ist. Jünglinge und schöne Jungfrauen, Greise und Kinder strecken ihre Hände und Köpfe aus den Wogen hervor; grünende Auen mit Sommerpalästen und Hütten ragen, zum Theil halb zerrissen, über die Strömung heraus; nutzbares Vieh in ganzen Heerden mit mancherlei Gewürm kämpft mit den Wellen, — über denen die kleinen Gedichte, die du deinem überfluthenden Texte eingefügt hast, wie muntere Vögel herumfliegen. Wie gesagt, es ist Jammerschade um all' diese Sachen, die eine gar hübsche, für Menschen wie für Vieh wohnliche Landschaft müßten gewesen sein, wenn die große Ueberschwemmung nicht über sie hereingebrochen wäre." Mehrere Jahre nachher, als ich die literarische Schuld, die ich durch das Schreiben meines Buches mir aufgebürdet, fast vergessen hatte, las ich übrigens auch in einer Zeitschrift, welche Dr. Joh. Jak. Wagner in Würzburg herausgab, eine sehr beifällige Anzeige von dem Buche. Der freundliche Beurtheiler hatte mehrere naturphilosophische Ansichten, die ich über die rhapsodisch erscheinenden Formengruppen der drei Na-

turreiche und ihre Zusammenfügung zu einem harmonisch einheitlichen Ganzen durch die Hand eines und desselben Meisters ausgesprochen, sehr günstig aufgenommen. Andere hatten an dem seltsamen, auf Effekt ausgehenden Gemisch des mitternächtlich geisterhaften Kettengeklirres eines losgelassenen Wahnsinnigen, sowie ähnlichen Spektakelscenen, die ich zusammengestellt, eine Belustigung gefunden. Doch dieses Buch, bei Dienemann in Penig 1804 erschienen, ist längst in den Krämerläden verschwunden und auf den Herden verbrannt, ich habe dafür nicht mehr Rede und Antwort zu stehen.

Nun, das Buch war fertig, die Michaëlismesse schon in vollem Gange; jetzt galt es, nach Leipzig zu eilen und den Handel mit meiner Waare zu beginnen. Wetzel war schon vorausgegangen, mein lieber Arens hatte auf längere Zeit Abschied genommen, um sich zur Reise in sein Vaterland zu rüsten, wo er bald nachher eine Anstellung fand, so daß er die Freundin Henriette Meißner aus Döhlen als Lebensgenossin zu sich heimholen konnte.

In Leipzig gab es damals wieder einen recht wackeren Kreis, zunächst von einem jungen Nachwuchs der Studirenden aus der Lausitz, die sich an die noch stehenden Pfeiler des früheren Kreises meiner Freunde angeschlossen hatten. Unter diesen alten Pfeilern ging mich am nächsten an mein theurer, lieber Köthe (m. v. Bd. I S. 335 u. f.), den ich jetzt zum ersten Mal, seit langer Zeit wieder sah, denn er hatte die Hauslehrerstelle in einem edlen, ihm geistig befreundeten Kaufmannshause angenommen und hielt an der unausgesetzten Erfüllung seiner Pflicht, nach der Weise seines treuen Gemüthes sehr ernstlich fest. Unter den jüngeren kannte ich nur unseren talentvollen Guitarrespieler Petri, aber mit Hartmann und Dippold,

diesem eng verbrüderten, geistvollen Freundespaare, schloß ich hier zuerst den Bund eines gemeinsamen, in Liebe kräftigen Wirkens, darin wir, bei unserem späteren Zusammenleben in Dresden, uns so wohl und so glücklich befanden. Bei diesen Freunden wohnte ich auch, während meines diesmaligen Meßgeschäftes in Leipzig.

Wer unter uns sollte sich nun jetzt als der geschickteste Geschäftsmann erweisen? Ich selber erklärte sogleich, daß ich mich auf das Handeln gar nicht verstehe; Hartmann wäre wohl unter uns Allen dem Geschäft am meisten gewachsen gewesen, Petri aber, der junge muntere Bursche, bot sich in seinem wohlmeinenden Eifer so zuvorkommend zu demselben an, daß ich nicht umhin konnte, es ihm zu überlassen. Zweihundert Thaler, so urtheilten die jungen Freunde, da sie mein Manuskript mit großem Vergnügen durchgesehen, sei mein Buch gewiß unter Brüdern werth, ich aber (o wie bescheiden!) sagte, ich wolle mit hundert und fünfzig wohl zufrieden sein. Petri zog sein bestes Gewand an und ging mehrere Tage hintereinander mit meiner Waare zuerst bei den Buchhändlern vom vornehmsten, dann bei denen vom zweiten, dritten, vierten Range hausiren. Die vom ersten Range nahmen sich gar nicht die Zeit, das Manuskript nur anzusehen, einer vom dritten Range machte die Bemerkung, daß es doch immer eine mißliche Sache sei, wenn der Verfasser nicht einmal seinen Namen auf dem Titel nenne, (denn dies hatte ich ausdrücklich abgelehnt), einer aber vom vierten Range, der vielleicht eben nichts Besseres zu thun hatte, behielt das Manuskript wirklich auf einige Stunden zur Ansicht und ließ sich herbei, dreißig Thaler Honorar für das Ganze zu bieten. Ein solches Gebot erschien jedoch meinem jungen Freunde für mich ganz schimpflich; er brach die Unterhand-

lung kurzweg ab und kam ganz zornig über den Mann nach Hause. Ich aber war nicht zornig, sondern wenn es mir nachgegangen wäre, ich hätte meine ganze Kirche und die Götter um dreißig Thaler abgegeben. Doch die Freunde ließen das nicht zu, sondern drangen in mich, ihnen das Manuskript in Leipzig zu lassen, sie wollten es schon noch an den rechten Mann bringen.

In ziemlich kleinlauter Stimmung setzte ich mich in den Stellwagen, der von Leipzig nach Altenburg fuhr, hörte da meine Mitreisenden von den guten glücklichen Geschäften erzählen, die sie auf dieser Messe gemacht hatten, ging am Mittag, als diese in einem Wirthshause an der Straße speisten, ganz allein hinaus in's Freie, wo ich mir einen Strauß von der Gentiana amarella pflückte, und kam am Abend zwar nicht mit Geld, wohl aber mit einem recht hungrigen Magen bei meiner lieben Henriette an. Diese, mit einer Fassung, welche nur einem solchen Gemüth, wie das ihrige, möglich war, hörte meinen Bericht über das mißlungene Handelsgeschäft an, tröstete mich mit der Hoffnung, deren Quell in ihr nie versiegte.

Nur mit wenig Worten will ich vollends das Schicksal meines Buches erzählen. Ein Freund in Jena, der damals als Physiker schon in einem bedeutenden literarischen Rufe stand, hatte mir das Manuskript wirklich, um fast dreimal so viel mehr als der Buchhändler vom vierten Rang dafür geboten, verkauft. Aber dieser liebe Freund, dem ich sonst viel verdankte, war in einer beständigen Geldverlegenheit, welche gerade damals, als er das Geld vom Buchhändler empfing, durch seine Verheirathung noch dringender geworden war. Er behielt deshalb das Honorar vor der Hand für sich, hat es mir jedoch später, anfangs in kleinen Portionen, später aber, als er einen vortheilhafteren Ruf in's Ausland er=

hielt, vollends ganz redlich und treulich ausgezahlt. Und so war es mir auch recht, und es hat wohl so sein sollen, daß zwei Nothleidenden zugleich mit diesem Handel geholfen wurde.

11. Die dunklen Herbsttage.

Wenn im Spätherbst die grauen Nebel kommen, und die kalten Regen dazu, durch deren dichten Schleier tagelang kein Sonnenstrahl hindurchbricht, da fühlt man sich wohl auch, mehr als sonst, von dem inneren Sonnenschein verlassen, in einer Stimmung, darin allerhand Sorgen und trübe Gedankenbilder das Herz beschweren. Daß bei mir und Henrietten, als nun das Spätjahr mit seinen kalten Tagen kam, eine solche trübe Stimmung eintrat, das war wohl nicht zu verwundern. Wie der dichte Nebel draußen alle Aussicht selbst in die Nachbarschaft verschloß, so schien auch uns alle tröstliche Aussicht für eine nähere oder fernere Zukunft genommen. Denn meine Hoffnung auf einen Gewinn von meinem ersten schriftstellerischen Versuch war fehlgeschlagen; meine Praxis unter den armen Leuten, die noch immer fortging, trug weder Brod noch Salz ein. Wir hielten zwar mit dem Reste unserer geliehenen hundert Thaler so sparsam Haus als nur möglich, dennoch ließ es sich leicht berechnen, in wie wenig Wochen es damit ganz zu Ende gehen würde. Und selbst diese Rechnung konnte nur unter der Voraussetzung gelten, daß wir mit unserem Dienstmädchen allein blieben, keine Gäste mehr bekämen, die doch immer andere Anforderungen an Bewirthung machten, als unsere damalige, ärmliche Kost ihnen gewähren konnte. Aber was wir kaum zu fürchten wagten, das geschah wirklich; an einem recht rauhen, regnerigen Tage, an welchem kein vernünftiger Mensch an's Reisen denken mochte, kam

nicht nur ein Gast, sondern es kamen ihrer zwei. Beide waren Kandidaten der Theologie, der eine, ein Predigerssohn aus der Nachbarschaft meiner kleinen Vaterstadt, war mir von Kindheit an und auch von Leipzig her wohlbekannt, der andere aber, sein Vetter, ein durch Gaben und Kenntnisse ausgezeichneter junger Mann, hatte die Reise hierher gemacht, nur um mich zu sehen und kennen zu lernen. Beide richteten sich sogleich zum Bleiben ein und mein alter Bekannter gab zu verstehen, daß sie etwas länger hier zu bleiben gedächten, weil sein Vetter viel, sehr viel mit mir zu sprechen habe.

Unsere Gespräche kamen bald in vollen Gang. Mein neuer Bekannter, der Sohn eines frühe verstorbenen, zu seiner Zeit beliebten Schriftstellers, hatte sich an einer unserer besten gelehrten Schulen einen guten, tüchtigen Grund der klassischen Bildung bereitet, auf den er in Göttingen (und Halle?) fortbaute. Er war ein Mensch von großer Wißbegierde und Empfänglichkeit, wollte sich von mir noch Manches mittheilen lassen von den Gaben, die ich etwa in Weimar und Jena empfangen habe. Wie gern hätte er sich selbst noch diesem klassischen Boden genaht, aber die Stipendien, die ihn auf Schulen und Universitäten erhielten, gingen zu Ende, er mußte eine ihm angetragene Hofmeisterstelle in wenig Wochen annehmen und wollte die ihm noch frei gebliebene Zeit zum Ausruhen und doch auch zugleich wo er konnte zum geistigen Erwerb benutzen. — Leider ist dieser vielversprechende Jüngling nicht zum Mannesalter gereift; ich fand ihn in Dresden wieder, bald nachher hörte ich die Kunde seines Todes.

Einen Tag schon waren die Beiden bei uns und wir sprachen viel mit einander. Ich hatte, so viel ich mich erinnere, am zweiten Abend auch noch einen Freund aus der

Stadt zu uns eingeladen. Während wir aber im eifrigsten Gespräche waren, hatte meine liebe Henriette sich entfernt und war ziemlich lange ausgeblieben. Zum ersten Male war diese sanfte, Alles duldende Seele vor einem, auf unbestimmte Zeit uns zugedachten Besuche in Angst und Scheu gerathen, deren Andrang sie nicht widerstehen konnte. Wir hatten schon längst unseren Geschwistern in Waldenburg, welche die neue Schwägerin noch gar nicht persönlich kannten, einen Besuch versprochen. Henriette war selber in der Stadt herumgelaufen, um für morgen früh das möglichst wohlfeile Fuhrwerk aufzufinden; „denn“, so sagte sie mir beim Nachhausekommen außen im anderen Zimmer, dahin sie mich rief, deine Geschwister wollen uns so gern in ihrem Hause sehen und wir können jetzt in dem unsrigen keine Gäste auf unbestimmte Zeit beherbergen, weil die Zeit, in welcher wir gar nichts mehr haben werden, keine unbestimmte, sondern eine voraussichtlich sehr bestimmte ist.“

Es that mir selber leid und ich hätte gern Einwendungen gemacht, aber das Fuhrwerk war schon bestellt. Wir blieben noch lange im Gespräch beisammen; vor dem Schlafengehen eröffnete ich aber den beiden Gästen, daß ich morgen früh eine Reise in Familienangelegenheiten mit meiner Frau machen, und mir deshalb ihren Besuch für ein anderes Mal erbitten müsse. Das Wetter war besser geworden, die beiden Fremden hatten ohnehin noch eine Reise zu einem in der Nachbarschaft wohnenden Verwandten vor, sie machten sich bald nach dem Frühstück auf ihren Weg, wir aber bestiegen unser einspänniges Fuhrwerk, das uns zwar wenig Fuhrlohn, desto mehr aber Selbstverläugnung kostete. Denn der armselige Klepper, der es zog, an welchem das Knochengerüste der einen Hüftseite in

pathologisch merkwürdiger Weise höher als das der anderen Seite emporragte, führte uns in so kuriosem Paßgängerschritt durch die Straßen, daß die Leute lachend stehen blieben oder aus den Fenstern uns nachschauten. Dafür wurde das arme Thier in Waldenburg bei den lieben, gastfreien Geschwistern recht herausgefüttert und der Bube, der unseren Kutscher vorstellte, auch, so daß beide am Nachmittag gar befriedigt ihren Heimweg nach Altenburg antraten. Wir aber blieben mehrere Tage vergnügt bei unseren Verwandten, welche Henrietten alsbald lieb gewonnen und uns nur ungern so bald wieder von sich ließen. Auf Anordnung meines Schwagers kehrten wir in anständigerem Fuhrwerk in die Heimath unserer Sorgen und doch auch zugleich unserer Pflichten zurück.

Daß wir aber in diese uns noch ziemlich fremdartige Heimath ein Gefühl mit uns brachten, welches einem tiefen Heimweh gleicht, wird man wohl verzeihlich finden. In der Anordnung unseres Haushaltes sah es wirklich so aus, wie auf einem Schiffe, dem der Proviant ganz ausgehen will, so daß man den Rest desselben zwar nach der Zahl, nicht aber nach dem Bedürfnisse der Personen austheilt. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit recht, welch' ein Unterschied sei zwischen einer Enthaltsamkeit, die man aus eigener Wahl und vorsätzlich sich auferlegt hat, und einer solchen, die uns durch äußere Noth aufgedrungen wird. Ich hatte als Jüngling, wie ich dies bei der Beschreibung namentlich meiner Universitätsjahre zu Leipzig erzählte, in äußerer Mäßigkeit mit den ärmsten Leuten um die Wette gelebt, und es war mir niemals schwer gefallen. Anders aber war das jetzt, wo ich es nicht mehr wollte, sondern mußte, und zwar nicht allein, sondern in Gesellschaft der theuren Gefährtin, von der ich so gern jedes

rauhe Lüftchen der Sorgen und der Noth abgehalten hätte und die nun doch mit mir in einen Sturm der Noth gerathen war. Doch diese bedachte niemals sich selber, sondern immer zunächst nur mich, und ich erinnere mich noch wohl, wie sie mir eines Tages, als ich mich recht elend fühlte und in meinem Herzen mit lauter Sterbensgedanken umging, einen großen Topf mit Bauernchokolade (gebräuntes Mehl mit Milch, Ei und etwas Zucker) kochte, und wie ich mich nach dem Genuß derselben auf einmal wieder frisch und von allen Sterbensgedanken verlassen fühlte. Doch ich will mich nicht bei solchen Bildern der Erinnerung verweilen, die mir nicht um meinet-, sondern um Henrietten's willen noch jetzt wehe thun, sondern nun von den tröstlichen Sonnenblicken reden, die von obenher in unser Dunkel hereinbrachen.

Eines Nachmittages las ich Henrietten, ich meine, aus einem Werke von Göthe, vor. Ich bemerkte, daß meine Zuhörerin, ganz gegen ihre Gewohnheit, sehr zerstreut sei; sie schien kaum zu hören, was ich las. Als die späte Dämmerung eintrat, und wir noch, ehe das Licht kam, einige Augenblicke am Fenster standen, da sagte sie mir, daß nun all' unser Geld bis auf acht Groschen (36 Kreuzer) dahin sei und daß diese Baarschaft zum morgenden Ankaufe von Holz und Brod nicht ausreiche. In meinem Innern erwachte ein Schreien der Noth, obwohl so unkräftig und schwach, wie das Schreien eines Kindes, das weit vom Hause des Vaters im Walde verirrt ist. Das Licht war angezündet, wir saßen schweigend, da kam Jemand zur Treppe herauf, klopfte an; es war der Postbote, der einen Brief mit Geld brachte. Zwar weiß ich es nicht mehr genau, doch vermuthe ich, es war eine kleine, abschlägige Zahlung auf das Honorar, das ich für mein Buch zu erhalten hatte, von dessen

glücklichem Verkaufe wir erst heute, bei dieser Gelegenheit etwas erfuhren (m. v. S. 78). Das war freilich eine große Freude für uns; der augenblicklichen Noth war abgeholfen und wir hatten, denn an der Redlichkeit des Freundes blieb uns kein Zweifel, auch Hoffnung auf Mehreres.

Aber diese Hoffnung, wie ich vorhin erwähnte, blieb lange unerfüllt und die Tropfen der Hülfe, die uns erquickten, waren bald verzehrt. Nach welchem Mittel sollte ich greifen, um mir einen, wenn auch nur nothdürftigen Erwerb zu sichern und der beständigen Noth mit ihren Sorgen ein Ende zu machen? Nach einiger Zeit gab es für uns wieder einen eben solchen äußerlich wie innerlich trüben Spätherbsttag als der gewesen war, an welchem uns der Postbote eine kleine, unerwartete Hülfe gebracht hatte. Denn jener Strohhalm von Aussicht, nach welchem ich in einem Briefe nach Jena gegriffen hatte, dort an der Universität Privatdozent zu werden, war mir, wie ich dies früher (B. I S. 167, 168) berichtete, aus der Hand geschwunden und Dr. Burckhardt, der freilich die Eigenthümlichkeit hatte, überall nur das möglichst Schlimme zu sehen und Unglück, ohne lindernden Trost, zu verkünden, hatte uns, mit jener Aussicht zugleich auch alle Hoffnung benommen, daß wir von dem Freunde, der das Honorar für mein Buch einstweilen in Gebrauch behalten, jemals noch einen Heller erhalten würden. So saßen wir denn abermals in der Abenddämmerung beisammen, redeten und überlegten hin und her, was wohl für uns zu thun sein möge? Aber je weiter wir mit unseren Sinnen und Gedanken in dem Dunkel, das uns umgab, herumtappten, desto mehr stießen wir, in recht schmerzhafter Weise, an das Gemäuer, das uns wie ein verschlossener Kerker umgab. Da hörten wir wieder Jemand kommen; mit dem Lichte, das unser Dienstmädchen

brachte, zugleich trat ein Mann in das dunkle Zimmer herein, den ich bisher nur wenige Male gesehen, zu dem ich aber gleich bei der ersten Bekanntschaft ein herzliches Zutrauen gefaßt hatte, der edle Buchhändler Dr. Rink; ein Mensch von warmem, liebevollem Herzen und von ernstlichem Willen, überall zu helfen, wo denen, die er liebte, die Hülfe Noth that. Wer war es doch, der mir diesen Freund in der Noth, gerade in solcher Zeit und Stunde zusendete und ihm in den Sinn gab, mir die Hand zu bieten zu den ersten Schritten auf einem Wege, der mich, so wenig versprechend auch sein Anfang aussah, zu einem Ziele meines Lebensberufes führte?

Dr. Rink, als wolle er nur einer Anforderung der Höflichkeit genügen, mir einen Gegenbesuch zu machen auf meine Besuche in seinem Buchladen, sprach zuerst nur von Dingen, welche im äußersten Vorhofe der geselligen Unterhaltung liegen. Im Fortgange des Gespräches aber ließ er uns mit zarter Schonung seine sorgliche Theilnahme merken an der Schwierigkeit unserer äußeren Stellung. Er wisse es, aus einer ihm nahe liegenden Erfahrung, mit welcher Noth ein angehender Arzt, mitten in all' seinen Mühen, sich herumzuplagen habe. Mir aber, neben den äußeren Sorgen, läge, das habe er aus unseren früheren Gesprächen erkannt, noch eine innere an: die um meine wissenschaftliche Fortbildung. Nun wisse er wohl ein Geschäft für mich, das mehr denn jedes andere mir Gelegenheit zu dieser Fortbildung geben könne. Ein hiesiger, um die Wissenschaft sehr verdienter Arzt, Dr. Pierer bedürfe bei der Herausgabe seines fortlaufenden Werkes, der medizinischen Annalen, eines rüstigen Mitarbeiters, dessen Aufgabe es sein werde, den Inhalt der bedeutendsten literarischen Erscheinungen im Gebiete der Medizin, Physiologie

und den ihnen verwandten Wissenschaften anzuzeigen und als Zugabe der einzelnen Monatshefte auch eigene Aufsätze zu fertigen. Die nöthigen Bücher würden mir nach meinem Verlangen und auch ohne dieses in Ueberfluß dargeboten werden und so könne ich meinen Drang zum Fortstudieren und wissenschaftlichen Fortarbeiten reichlich befriedigen.

Welches andere Anerbieten hätte mir erwünschter sein können als dieses. Ich nahm es mit freudigem Danke an und Henriette mußte hinausgehen, um ihre Thränen der Rührung zu verbergen. Schon am anderen Vormittag kam der Freund in der Noth wieder. Er hatte mit Dr. Pierer gesprochen, dieser nahm mich sogleich zum Mitarbeiter an seinen Annalen auf. Die gemachten Bedingungen, vier Thaler für den Druckbogen in großem Zeitungsformat bei den Anzeigen, fünf für die etwas enger gedruckten eigenen Aufsätze des Anhanges, genügten mir vollkommen, es war ein mäßiges, doch sicheres Brod. Mit rüstiger Hand begann ich schon an einem der nächsten Tagen meine Arbeit, welche unseren drückendsten Sorgen ein Ende machten.

Fast in derselben Zeit hatte ich auch noch einen anderen hülfreichen Freund gefunden, der mit Rink und Pierer zugleich bemüht war, uns den Druck unserer äußeren Lage zu erleichtern. Dieses war Dr. Bergner, damals Vorstand und Lehrer an einem Erziehungsinstitute für Knaben, später ein ehrenwerthes Mitglied des Predigerstandes der Stadt. In sonderbarer Weise wurde ich mit diesem Freunde bekannt. Bei einer Bücherversteigerung, welcher ich mit eifriger Theilnahme, wenigstens als Zuhörer, beiwohnte, hatte ich das Gelüste nach einer alten, ziemlich seltenen Ausgabe des Decamerone von Boccaccio nicht besiegen können; ich hatte das Buch um einen für meine Mittel sehr hohen

Preis erstanden. Denn schon in Jena war meine Vorliebe zu der italienischen Sprache aus der Kindheit her (man v. B. I. S. 213) wieder erwacht, ich hatte einen Theil der Klassiker aus Italiens geistiger, neuerer Blüthenzeit in ihrer eigenen Sprache gelesen und später selbst meine Henriette in die Bekanntschaft derselben durch Gries' Uebersetzungen eingeführt. Wenn aber auch meine liebe arme Frau im Allgemeinen die Vorliebe für Tasso, Petrark, Boccaccio und ihre großen Landsleute mit mir theilte, so konnte sie doch in diesem besonderen Falle nicht recht darauf eingehen, denn mein Kauf hatte unsere Geldverlegenheit um ein nicht Geringes vermehrt. Eben hatte sie durch mühsam anhaltenden Fleiß im Fertigen eines prächtigen Stückes Spitzen eine kleine Summe Geldes erworben, diese mußte, statt in unseren Haushalt, seinen Weg in die Hände des Bücherversteigerers nehmen.

Und dennoch war diese uns beiden schmerzlich fallende Ausgabe keine vergebliche gewesen. Dr. Bergner hatte mich bei der Versteigerung kennen gelernt, hatte die Aeußerung meiner Freude über den Besitz des Boccaccio so wie meiner Liebe zu der italienischen Literatur bemerkt und gehört; er war hierdurch auf einen Gedanken gekommen, den er wenige Tage nachher gegen mich aussprach. Sein Erziehungsinstitut war vorzugsweise von Zöglingen besucht, welche als die Söhne wohlhabender Kaufleute sich selber für den Kaufmannsstand vorbilden wollten. Diesen war die Kenntniß der italienischen Sprache sehr wünschenswerth und gerade für diesen Theil des Unterrichtes hatte Bergner noch keinen Lehrer gefunden. Ich schien ihm hierzu der rechte Mann zu sein und ich übernahm mit Vergnügen wöchentlich einige der mir angetragenen Lehrstunden. Wir wurden

bei dieser Veranlassung herzliche Freunde und sind dieses im weiteren Verlaufe unserer Lebenszeit geblieben.

Auch noch eine andere werthe, meiner Erinnerung theure Bekanntschaft machte ich in der Zeit der trüben Herbsttage, deren Ereignisse ich hier beschreibe. Es war die des merkwürdigen Pfarrer Garmann zu Ziegelhayn, an welchen noch jetzt viele Lebende in dankbarer Liebe und herzlicher Achtung gedenken. Er war ein Enkel des zu seiner Zeit berühmten medizinischen Schriftstellers Garmann, dessen originelles Werk de miraculis mortuorum ich in einem meiner später verfaßten Bücher viel benutzt habe. Er selber, der Pfarrer Garmann, hat zwar keine Werke auf Papier, wohl aber, durch Wort und That, in Menschenherzen, geschrieben, welche von ausdauernderem, bleibenderem Werthe sind als unsere gedruckten Bücher. Bei diesem Manne waren die Erfahrungen des Lebens und die vielseitigen Kenntnisse, welche er sich erworben hatte, zu einer Weisheit geworden, welche, obgleich sie hoch von oben her kommt, dennoch, wie jener goldene Spruch sagt, nur „bei den Demüthigen" ist (Prov. 11. v. 2). Er hatte schon frühe den Grund gefunden, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß; auf diesem Grunde war er fest stehen geblieben und ohne Aufhören fortgewachsen. In seinen jüngeren Jahren hatte er die Pflichten eines Lehrers und Erziehers der Kinder in einem hochfürstlichen Hause mit Treue und Geschicklichkeit erfüllt; mit derselben Treue und Geschicklichkeit erfüllte er jetzt auch seine Pflichten als Pfarrer und väterlicher Freund einer Dorfgemeinde. Es fehlte dieser an einem Arzte und in solchen Fällen, in denen schnelle ärztliche Hülfe und eine beständige sorgfältige Aufsicht nöthig war, fühlte der wackere

Mann oft recht schmerzlich seinen Mangel an allen hierzu nöthigen Kenntnissen. Da begab er sich noch jenseits der Mitte der Lebensjahre an's Studieren, so weit ihm dieses aus Büchern und anderen für ihn erreichbaren Hilfsmitteln möglich war. Selbst von dem Eindringen in die Lehren der Anatomie ließ er sich durch die Last der vielen ihm neuen Namen nicht abschrecken, er bediente sich hierbei eines ähnlichen Mittels zur Erleichterung des Erlernens, wie vorher bei der Kräuterkunde; er brachte die Lektion, die er seinem Gedächtnisse aufgab, in Knittelreime, die er dann auswendig lernte. Denn neben dem tiefen, stillen Ernste wohnte in ihm auch die Fröhlichkeit eines kindlichen Gemüthes.

Ich lernte diesen Mann an einem Krankenbette kennen. Der Sohn eines frommen Handwerksmannes (eines Schneiders, den Garmann schon länger kannte) war während meiner ärztlichen Pflege von einem sehr schweren, lebensgefährlichen Nervenfieber (Typhus) wieder hergestellt worden. Der gute Pfarrer, der auch, wenn er in der Stadt war, gerne solche Leute besuchte, die ihm im Grunde der Gesinnung so nahe befreundet waren, wie dieser Schneider, hatte meinen Kranken in seinem, wie es schien, hoffnungslosen Zustande gesehen, und fand ihn nun außer Gefahr auf dem Wege der Genesung. Der liebe Mann wünschte mir Glück zu dem Gelingen dieses Werkes, und ich wußte wohl schon damals, daß ich mehr von Glück als von Geschick zu rühmen hätte, denn von den Kranken, welche an demselben bösartigen Fieber litten, und die ich ganz in derselben Weise behandelt hatte, wie den Sohn des Schneiders, waren zwar auch noch einige genesen, mehrere aber auch gestorben, eine Erfahrung, welche in mir schon damals manchen Zweifel über die Sicherheit unseres ärztlichen

Wissens über die Macht unserer Kunst aufregte — um so mehr, da auch bei anderen Aerzten, die einem ganz verschiedenen Systeme des Heilverfahrens huldigten, an dieser Krankheit, im Verhältniß der Zahlen, eben so viele starben und genasen, als bei mir und Winkler, mit dessen Heilmethode die meinige, so viel ich urtheilen kann, nahe verwandt war. Bemerkungen solcher Art, welche ich über die Unzulänglichkeit der ärztlichen Kunst und Einsicht in so manchen Krankheiten machte, gefielen dem Pfarrer, er sprach darüber in seinem christlichen Sinne, und von dieser Stunde an war auch mein Haus eines von jenen wenigen, das er jedes Mal besuchte, wenn er in die Stadt kam: Und sein Zuspruch brachte uns beiden, mir und Henrietten allezeit Licht und Trost, er gehörte deshalb recht wesentlich zu der Geschichte unserer damaligen, trüben Herbsttage.

Wir feierten das Weihnachtsfest, nach Henrietten's Wunsche, in Bärenwalde, im Hause ihrer lieben Eltern. Hier kam uns die schmerzliche Kunde von Herder's Tode. Es haben wohl Viele, in der Nähe und weiten Ferne, um diesen großen Todten getrauert; meine Trauer war aufrichtig und tief; ich hatte vor vielen Anderen einen guten Grund und ein kindliches Recht dazu.

12. Stillesein und Hoffen.

Es war freilich nicht das rechte, innerliche Stillesein und Hoffen, in welchem wir jetzt, bei erleichterter Sorgenlast, einige Zeit lang dahin lebten, sondern nur ein äußeres, dessen Friede oft von außen wie von innen gestört wurde. Dennoch sind für den Wandersmann auf seinem Wege die Tage, in welchen der Sturm sich gelegt, der Regen nachgelassen hat, wenn auch die Sonne nur auf einzelne Stunden durch das gebrochene Gewölk scheint, Tage der Er-

muthigung und der freudigeren Stimmung. Bei der weisen Sparsamkeit meiner Henriette, die sich in bewundernswürdiger Weise in ihre Lage gefügt hatte, reichte das Wenige, das ich verdiente, vollkommen für die Bedürfnisse unseres Haushaltes aus, und ich fand mich in der Arbeit für Pierer's Annalen sehr glücklich, denn bei ihnen gab es für mich immer Gelegenheit, etwas Neues zu lernen, und im Gebrauch meiner geistigen Kräfte zu erstarken. Es fand sich schon um jene Zeit in Altenburg ein geselliger Kreis, an welchem alle die Theil nahmen, welche von dem damals so kräftig erwachten Bedürfnisse nach geistiger Bildung ergriffen waren. Auch ich und Henriette wurden durch einige Freunde in diesen Kreis eingeführt. Unter denen, welche dieses thaten, war der schon vorhin genannte Freund in der Noth, Dr. Rink, der erste. Dieser und seine ihm gleichgesinnte Frau, ein Wesen von seltener Zartheit und Innigkeit der Gefühle und geöffneten Sinnes für das, was höher ist als das Erdenleben, kamen uns mit einer wahrhaft geschwisterlichen Liebe entgegen. Ja, das Band zwischen uns und ihnen wurde noch dadurch ein festeres, daß sie mich zum Taufpathen ihres Kindes wählten. All' die Beweise von Freundlichkeit und Liebe, welche diese Freunde mir gaben, sind eine Schuld der Dankbarkeit, die sich auf Erden nicht abtragen ließ. Dr. Rink durch seine vielseitige Bildung, namentlich durch seine vertraute Bekanntschaft mit den Meisterwerken der damaligen Blüthenzeit unserer vaterländischen, klassischen Literatur, hatte, wie mir scheint, auf den Ton der Unterhaltung des geselligen Kreises, in welchen er uns einführte, einen sehr entschiedenen Einfluß.

Mit ihm zugleich wirkte in sehr anregender und belebender Weise auf jenen Ton ein der höchst originelle, geistreiche, damalige Sekretär v. Waitz, später geh. Fi-

nanzrath. Ich fühle mich in dankbarer Liebe gedrungen, ein Bild dieses Mannes, wenn auch nur in wenigen unvollkommenen Zügen, zu geben, denn es gehört zu dem Gemälde jener Zeit, in welche die Geschichte meiner Jugend, mit all' ihren Bestrebungen, Freuden und Leiden beschlossen war.

Waitz und ich begegneten und befreundeten uns auf dem Wege einer gemeinsamen Lieblingsneigung; wir hatten beide unsere Lust und Freude an der Betrachtung und Erkenntniß der Natur. Wenn ich nicht irre, machte ich seine erste Bekanntschaft oben in dem Garten bei dem herzoglichen Schlosse, wohin ihn, so wie mich, bald nach meiner Ankunft in Altenburg, eine wahrhaft prachtvolle Aurikelflor gezogen hatte, in deren seltener Ausstattung und sinnreicher Anordnung der damalige Hofgärtner seine Freude und Ehre suchte. Waitz, in seiner gern sich mittheilenden Weise, kam mir mit seiner Ansprache entgegen, und ich bemerkte bald, daß ich hier nicht einem gewöhnlichen Freunde der Blumen, der nur ihre Farben und äußeren Schönheiten bewundert, und vielleicht ihre Namen weiß, sondern einem Manne gegenüber stehe, welcher ein gelehrter und denkender Kenner des Pflanzenreiches sei. Unsere Bekanntschaft wurde bald eine vertrautere, und mehr noch als in den ersten Monaten meines häuslichen Lebens fanden wir uns in dem darauf folgenden Winter, sowohl in Gesellschaft mit anderen als auch mit uns allein, in seinem wie unserem Zimmer zusammen. Wenn er da Zeuge war meines ehelichen Glückes, wandelte ihn manchmal eine wehmüthige Erinnerung an. Auch er, wie ich, hatte schon als Student um die Liebe einer Jungfrau geworben, in welcher er die Fülle aller weiblichen Vollkommenheiten zu erblicken glaubte, und seine jugendlich feurige Liebe schien Erwiederung ge-

funden zu haben. Seine Erwählte war die zu ihrer Zeit vielgeehrte Dichterin Sophie Mereau. Zu der Verbindung mit dem Manne, von welchem sie diesen Namen trug, war sie freilich auf eine, sowohl dem Geliebten ihrer Jugend, als ihr selber unerwartete Weise gekommen. Professor Mereau in Jena hatte die Jungfrau auf einem Balle in Altenburg kennen gelernt, und war von Liebe zu ihr entzündet worden. Er suchte ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, es gelang ihm nicht. Er wendete sich von Jena aus schriftlich an sie, mit der Bitte um ihre Hand, erhält auf den ersten, sehr langen Brief gar keine, auf den zweiten eine weit ausweichende, auf den dritten eine völlig abschlägliche Antwort. Da nimmt der unabweisbare Mann Extrapost, kommt nach Altenburg, wiederholt hier, in anstürmender Weise seinen Heirathsantrag, findet jedoch abermals kein geneigtes Gehör. Schon freut sich die Jungfrau der Endschaft des ihr verdrießlichen Handels, denn der zudringliche Freier war am anderen Morgen abgereist, da, zu ihrem Schrecken, tritt er am Nachmittage abermals zu ihr herein. Er war auf seiner Heimreise gekommen bis Eisenberg, dort, während man die Postpferde wechselt, entschließt er sich noch einmal zur Erneuerung des Sturmes, und läßt die Pferde nicht zur Reise nach Jena, sondern nach Altenburg anspannen. Und seiner seltsamen Hartnäckigkeit gelingt es endlich, der vielleicht durch solche ausdauernde Liebe, oder durch das Zureden der Verwandten weicher gewordenen Jungfrau, das erwünschte Jawort abzugewinnen. Während Waitz in Jena eifrig sich abmüht, die letzte Strecke seiner Studienzeit ehrenvoll zurückzulegen, und dann um die Geliebte zu werben, führt sie einer seiner Lehrer als Braut und bald als Frau heim.

Wenn auch bei solcher Erinnerung in meinem Freunde

ein Zug von Wehmuth zu erwachen schien, so muß diese doch nicht sehr tief gegangen sein. Aus der wahrhaft humoristischen Weise, in welcher er mir Mereau's Werbungsgeschichte erzählte, konnte man wohl bemerken, daß er über den Verlust seiner Geliebten getröstet sei. Ein solches, heftig aufflammendes Feuer, wie das seiner Liebe gewesen war, verzehrt sich insgemein eher, als ein still und ruhig brennendes, dem die Nahrung nicht auf einmal, in ihrer ganzen Ueberfülle, sondern allmählig zukommt.

Waitz galt bei Allen, die ihn kannten, als ein unermüdet dienstfertiger, aufopfernd gefälliger Freund seiner Freunde. Aber auch Anderen, ihm ferner Stehenden, selbst ganz Fremden, die nach Altenburg kamen, diente er, wenn sie an ihn sich wendeten, gern und nach Kräften. Für solche Freundlichkeit und Gefälligkeit hatte er nicht selten schlechten Lohn, einmal aber brachte ihm seine Dienstfertigkeit gegen einen Fremden einen Gewinn, der ihm große Freude machte. Er erzählte mir das seltsame Ereigniß mehrere Jahre nach meinem Abgange aus Altenburg, bei einem Besuche, den er mir in Erlangen machte. Ein französischer Tonkünstler war auf seiner Reise durch Deutschland, auf welcher er hin und wieder in den größeren Städten Konzerte gegeben, und einiges Geld gewonnen hatte, auch nach Altenburg gekommen. Es war in einer nicht sehr günstigen Zeit für solche musikalische Unterhaltungen, im Sommer, wo ein Theil der vornehmeren Welt der Landluft genießt. Seine völlige Unbekanntschaft mit der deutschen Sprache erschwert dem armen Fremdling noch mehr jeden Versuch, für seine Kunst der Töne einen Eingang zu finden. Da weist man ihn an Waitz, der als eifriger Freund der Tonkunst bekannt war, und dieser, in seiner dienstwilligen Weise, wirbt jetzt in der ganzen Stadt,

bei all' seinen vermögenden Bekannten, so wie selbst Unbekannten, so eindringlich um geneigtes Gehör für das meisterhafte Violinspiel des Franzosen, daß derselbe mit recht glänzendem Erfolge vor einer zahlreichen, dankbaren Versammlung sich produziren kann. Mit einer überströmenden Redseligkeit sprach der Virtuos bei seiner Abreise den Dank gegen seinen Wohlthäter aus, dieser, Worte als gewöhnliche Worte nehmend, hatte der schnell vorübergegangenen Bekanntschaft bald vergessen. Da rief, im Herbst 1808, Napoleon, der mächtige Erreger der Völker, ein ganzes Corps der Herrscher zu seinem berühmten Kongreß in Erfurt zusammen. Mit den Fürsten und Herren hatte er zugleich aus Paris die berühmtesten Sänger und Sängerinnen, die gepriesensten Notabilitäten der französischen Bühne, herbeikommen lassen, um dem Ohre der versammelten Herren, nach so Manchem, das ihnen ein Mißton war, auch durch lieblichere Wohllaute zu schmeicheln. Waitz hatte kaum die Kunde hiervon vernommen, da eilt er sogleich nach Erfurt. Gleich nach seiner Ankunft geht er, um sich eine Eintrittskarte in die heutige Oper, eine der berühmtesten der damaligen französischen Bühne, zu verschaffen. Sein Bemühen ist umsonst; alle Logen, das Parterre und die Gallerie sind bereits eingenommen; die meisten Plätze waren von Napoleon selber für seine Gäste und ihr Gefolge, sowie für seine eigene ansehnliche Begleitung bestimmt worden, andere hatten schon längst die vornehmeren Fremden und Bewohner der Stadt für sich und die Ihrigen gewonnen. Und so wie für heute, war dieses für morgen und weit hinaus für die künftigen Tage angeordnet. Recht mißmuthig geht mein Freund in der Allee auf und nieder; da begegnet ihm ein Mann, der ihn auf französisch höflich anredet und begrüßt. Er kennt den Mann nicht, dieser

aber ihn sehr gut, denn es war kein Anderer als der französische Tonkünstler, dessen sich Waitz in Altenburg so freundlich angenommen hatte. Nach den gewöhnlichen gegenseitigen Fragen über das Befinden, folgen auch jene über das Wie? und Woher? des Zusammentreffens hier in Erfurt. Da gehen meinem Freunde Herz und Mund auf; er klagt dem dankbaren Franzosen seine peinliche Verlegenheit. „Ich habe mich mit Mühe von meinen Geschäften in Altenburg losgemacht, um hier in Erfurt die weltberühmten Meister, Sänger und Sängerinnen der Pariser Bühne zu sehen und zu hören. Die ganze Nacht hindurch bin ich mit der Post gefahren, kam schon vor Mittag hier an, lief sogleich, um noch für die heutige Oper einen guten Platz im Theater zu gewinnen; es ist alles vergebens. Bis hinauf zur Gallerie ist jeder Raum schon besetzt; ich habe dem Wirthe in meinem Gasthause schon das Dreifache, das ein Logensitz kostet, nur für einen Platz auf der Gallerie angeboten; er kann nur keinen verschaffen.

„Ich aber, mein Herr, will Ihnen in schuldiger Dankbarkeit einen Sitz verschaffen, der noch besser ist, als der in der ersten Loge; einen Platz gerade vor Sr. Majestät dem Kaiser.“ Waitz sah den Franzosen mit ungläubiger Verwunderung an, dieser aber sprach weiter: „Sie spielen die Klarinette, mein Herr“ — „Ich bitte sehr um Vergebung; ich kann mich kaum erinnern, dieses Instrument nur einmal in die Hand genommen zu haben; ich wüßte kaum, wie ich einen Ton darauf hervorbringen sollte.“ — „Verstehen Sie mich recht, mein Herr“, fuhr der Franzos etwas ungeduldig fort, „Sie spielen die Klarinette, Sie müssen die Klarinette spielen. In Zeit von einer Stunde kommen Sie zu mir hieher in diesen Gasthof, eine Treppe hoch. Man gibt Ihnen die Uniform des Orchesters, man

gibt Ihnen die Klarinette in die Hand; Sie gehen mit mir.“

Mein Freund fing erst jetzt an, seinen dankbaren Franzosen zu verstehen, der hier in Erfurt die Stelle eines Musikdirektors beim Orchester bekleidete. Mit herzlich dankbarem Händedruck nahm er das freundliche Anerbieten an; doch nicht ohne einiges Bangen, wie sein stummes Spiel auf der Klarinette ablaufen werde, schloß er sich an den gleich ihm uniformirten Haufen an, der mit dem Direktor nach dem Theater zog. Der Weg zum Orchester ging durch das Parterre, und mein Freund, der bei der Betrachtung der schönen, prunkenden Bevölkerung der Logen — „welch' hoher Himmel, Stern bei Stern“, etwas zurückgeblieben war, hatte Mühe, sich seinen einsamen Weg durch das Gedränge zu bahnen. Unmittelbar hinter den Schranken des Orchestes, nicht in den Logen, waren die Sitze für den Kaiser und die ihn begleitenden Majestäten, allerhöchsten und höchsten Herrschaften gestellt. Der Sitz meines Freundes war demnach wirklich vor diesen königlichen Sitzen, doch hatte der Direktor ihm, wie allen seinen Leuten die Regel eingeschärft, daß Keiner, sobald der Kaiser käme, sich umwenden dürfe, jeder nur unverrückt vor sich hin auf die Noten und sobald das Stück beginne, nach der Bühne sehen müsse. Während der Wartezeit, ehe die Majestäten kamen, galt das Gebot des unverrückten Stillsitzens und Schweigens noch nicht. Waitz sah neben sich Einen, mit der Violine in der Hand, der zwar dieselbe französische Uniform trug, wie er, dem man aber sogleich anmerkte, daß er ein Deutscher, und zwar ein vornehmer und gebildeter sei. Er schämte sich vor und neben diesem Manne der Aufgabe seines lautlosen Klarinettenspieles, entschuldigte sich gegen ihn im Voraus über seine Ungeübtheit, ja

Unbekanntschaft mit der Tonweise seines Instrumentes. „Das lassen Sie sich, sprach der Andere, eben so wenig anfechten als mich, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Fidelbogen angerührt, verstehe mich kaum auf die Zeichen der Noten, und dennoch, wie Sie sehen, führe ich hier eine Violine in der Hand."

Auf einmal hörte man die Trommeln rühren; die Männer mit den vergoldeten Stäben brachen eine breite Bahn durch die zum Erdrücken gehäuften, im Parterre stehenden Zuschauer; die Majestäten traten ein und zu gleicher Zeit begann das Spiel des Orchesters, zu dessen lärmenden Tönen mein Freund und sein Nachbar eine möglichst gute Miene machten. Kaum aber hatten die Herrschaften sich gesetzt, da mußte, nach Napoleon's gewohnter Anordnung, der Vorhang aufgehen, das Orchester verstummen, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen sich vernehmen lassen. Mein Freund konnte nicht aufhören, den Genuß zu rühmen, der ihm an jenem Abende zuletzt doch noch in unerwarteter Weise zu Theil geworden war.

Mir aber ist diese kleine Anekdote aus dem Leben meines Freundes Waitz später oft eingefallen, wenn ich viele gar hoch ansehnliche Leute zwar nicht mit einer Klarinette oder Violine, wohl aber mit einem Amte oder einer Würde bekleidet gesehen habe, von deren Handhabung sie auch das Mindeste nicht verstanden. Und das hätte man sich wohl können gefallen lassen, wenn solche Leute nur eine eben so gute, bescheidene Miene zu ihrem Spiele gemacht hätten, als der Sekretär Waitz und sein Nachbar zu ihren lautlosen musikalischen Geberden vor dem Kaiser Napoleon.

Waitz wußte seinen Beruf und sein Amt besser zu führen, als die Klarinette, er war eifrig und treu darin und hat sich namentlich um die Landwirthschaft, so weit der

Kreis seines Wirkens reichte, große Verdienste erworben. An allen neuen Entdeckungen im Gebiete der Natur-, vor Allem der Pflanzenkunde, nahm er den lebhaftesten Antheil; er hat, so lange er ihre jährliche Wiederkehr erlebte, selten oder nie eine Versammlung der deutschen Naturforscher versäumt und steht deshalb als ein verständiges, heiteres, mit Klarheit und Besonnenheit sprechendes Mitglied dieser Gesellschaften bei Vielen noch in sehr gutem, ehrendem Andenken.

An dem geselligen Kreise der Gebildeteren in Altenburg nahm auch ein Mann Theil, welcher durch seine überwiegende Gelehrsamkeit und geistige Bildung eine Zierde und Ehre dieses Kreises war: der berühmte Philolog Dr. Aug. Heinr. Matthiä aus Göttingen. Er war damals erst seit nicht langer Zeit als Direktor an das Gymnasium der Stadt berufen worden und wirkte an dieser Stelle mit seltener Kraft und Tüchtigkeit. In ihm lebte nicht blos das klassische Alterthum, sondern auch der Geist seiner eigenen Zeit nach all' jenen verschiedenen Formen, darein er in der Sprache und Gesittung der gebildeteren Völker sich gekleidet hatte. Denn namentlich durch seinen früheren Aufenthalt in Amsterdam, durch seinen Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Holland, Frankreich, England, so wie in dem ferneren Norden und Süden, war er der neueren Sprachen und ihrer Literatur in demselben Maaße Meister geworden, als jener der alten. Er pflegte an den lauteren Unterhaltungen der Gesellschaft nur seltenen Antheil zu nehmen; wenn er aber sprach, da schwiegen die Anderen und hörten ihm gerne zu. Neben ihm war seine damals noch jugendliche Frau eine anmuthige Erscheinung.

Ich hätte noch viele wackere Männer zu nennen,

welche mit ihrer Familie den gesellschaftlichen Unterhaltungen sich anschlossen, denen sie abwechselnd während des Winters an einem bestimmten Tage der Woche ihr Haus öffneten. Außer den verheiratheten wurden auch mehrere Herren eingeladen, welche, wie mein Freund Waitz, nicht in Familie lebten, namentlich der jugendlich muntere, damalige Sekretär Buddeus (bald nachher zu ehrenvoller Stellung nach Gotha berufen), ein Urenkel des gelehrten, vielthätigen Jos. Franz Buddeus, Kirchenrath und Professor in Jena *), von welchem erzählt wird, daß er bei jeder Gelegenheit seiner Frau es in Erinnerung brachte, daß er an seinem Hochzeittage mit ihr an seiner gewöhnlichen Arbeitszeit mehr denn vier Stunden hätte versäumen müssen, deren Verlust er jedoch am anderen und dritten Tage wieder eingebracht habe.

Unter den Damen, welche den geselligen Kreis belebten, zeichneten sich vor Allen zwei Schwestern durch äußere wie innere Gaben aus, davon die eine an Dr. Pierer, die andere an Kaufmann Hoffmann vermählt war. Von vielen anderen ist mir zwar nicht die Erinnerung an unser seltenes und kurzes Begegnen, wohl aber der Name aus dem Gedächtniß entschwunden.

Henriette und ich waren außer Stande, die Einladungen, mit denen man uns beehrte, in so großem Umfange zu erwiedern, dagegen freuten wir uns an dem Umgange mit einem kleinen Kreise von Freunden, in welchem es uns nach unserem Bedürfnisse so recht heimathlich zu Muthe war. Unter den Bitten, die uns der Katechismus in der Kindheit lehrt, ist die um „gute Nachbarn" keine der unbedeutendsten, uns war sie während unseres Auf-

---

*) Starb zu Gotha 1729.

enthaltes in Altenburg in reichem Maaße gewährt worden. Außer der Familie Hempel im gegenüber liegenden Gasthause zum Hirschen, darin sich namentlich die gute, alte Mutter, bei jeder Gelegenheit, wie eine liebreiche Mutter gegen meine Frau erwies, hatte uns Gott gleich nebenan, in einem anderen Nachbar und seiner trefflichen, liebenswerthen Frau, mehr als gewöhnliche Nachbarn: wahrhaft brüderlich und schwesterlich gesinnte, theure Freunde bescheert. Das waren der Professor Mörlin, ein würdiger Lehrer am Gymnasium, und seine Neuvermählte, beide mit uns von noch gleichem jugendlichen Alter. Mörlin war ein Mann von eben so gründlicher Gelehrsamkeit als gründlich tiefer Erkenntniß dessen, was dem Herzen zu seinem Frieden dient, und seine Frau stand mit ihm auf gleichem Grunde. Eine solche Erscheinung unter den damaligen Gelehrten gehörte allerdings zu den Seltenheiten, er hatte auch das Kleinod, das er bei sich trug, schwerlich auf Schulen und Universitäten erbeutet, sondern als Erbstück aus dem Hause des Vaters mit sich genommen. Dieser sein Vater war der Mann, von dessen wunderbarer Rettung aus naher, scheinbar unvermeidlicher Todesgefahr ich an einem anderen Orte (in m. Alten und Neuen) erzählt habe. Ein Geschwür in der Lunge war seinem Aufbrechen nahe und mit diesem erwarteten die Aerzte und alle Freunde den plötzlichen Tod des abgezehrten Kranken. Da träumt diesem, er höre eine damals sehr beliebte Motette: „Harre des Herrn" singen, und er wird im Traume von den gewaltigen Tönen so ergriffen, daß er in lautem Baßtone die Worte mitsingt: „Harre des Herrn; Harre des Herrn". Und in diesem Augenblicke ergießt sich die Flüssigkeit des aufgebrochenen Abszesses, so ungehemmt durch die Zweige der weit eröffneten Luftröhre, daß die Gefahr der Erstickung

vorüber ist, und der erwachte Kranke, der sich mit festem, freudigem Glauben an die Verheißung anhält, welche das Lied gibt, zur Wiedergenesung erstarkt. Ich fühlte mich jederzeit in meinem Gemüth wohlthuend angeregt, wenn ich mit meinem lieben Mörlin beisammen war, und die Abgötter, denen ich Weihrauch streuete (nach S. 70) verloren in solchen Stunden ihre Macht an mir. Er ist mir frühe vorangegangen zum Vollgenuß jenes Friedens, mit dem er schon auf Erden befreundet war; der Zug der dankbaren Liebe zu ihm hat mich nicht verlassen.

In nahe befreundeter Weise fühlten wir uns auch mit einem anderen jungen Lehrer am Gymnasium, mit Professor Hauschild und seiner Frau, verbunden. Doch sahen wir beide seltener als die nachbarlich wohnenden Mörlins. Noch jetzt drücke ich dem trefflichen Hauschild im Geiste dankbar die Hand dafür, daß er mich über eine große Verirrung, zu welcher ich mich durch meine Abgötterei mit dem Genie verleiten lassen, mit liebevoll sanftem Ernst zurecht wies. Das Buch eines talentvollen Mannes aus der Schule der Romantiker, auf welches sein Verfasser später selbst mit Beschämung und Reue blickte, weil sein Inhalt in der That der neuen Lehre von der Rehabilitation des Fleisches nicht ferne stand, war es, dessen inneren Unflath mir jener Freund in seiner ganzen Gräuelhaftigkeit vor Augen stellte. Der Geist des Menschen soll die Blöße nicht als ein Abzeichen der Unschuld zur Schau tragen, die sein Gott und Schöpfer ihm durch ein bergendes Gewand zu verhüllen lehrte.

Vor diesen Freunden, namentlich vor Mörlin, hatte ich keinen Hehl, ihm sprach ich alle meine, mir selbst noch dunklen Erwartungen und Hoffnungen für die Zukunft aus. Er gab mir Recht darin und sah es wohl ein, daß

meine jetzige Stellung als praktischer Arzt und Arbeiter an einer Zeitschrift nicht die meines eigentlichen Berufes sei; er munterte mich auf, das zu thun, was ja ohnehin mein angelegentlicher Vorsatz war, ein wissenschaftliches Werk zu schreiben, durch welches ich mich bekannt mache, es werde mir dann gewiß im Inland oder Ausland ein Weg eröffnet werden, der zu meinem eigentlichen Berufe, zum Lehrerstande, mich hinführe. Ich sann der Aufgabe allerdings mit Eifer nach, der Muth aber, die Hand an sie zu legen und zugleich die äußere wie innere Stille dazu fehlte mir; das heiße Verlangen in mir, wie die Gluth unter einem Gefäß mit Wasser, trieb nur Dämpfe auf, ehe die Flüssigkeit zum wirklichen Sieden kam.

Wie der helle Schein eines Abendrothes, der einen heiteren Aufgang des nahe künftigen Morgens verkündet, trat zu dem Sterbebette Herder's und in den Kreis der verwaisten Familie ein Freund des großen Todten, der vielleicht unter allen damals lebenden Zeitgenossen solcher Freundschaft am würdigsten war; der Antistes Johann Georg Müller aus Schaffhausen. Denn das treue Gemüth dieses Mannes, ein Fels in „Ungewittern", war eine lange Reihe von Jahren unverrückt und unverändert in seiner ehrerbietigen Liebe gegen Herder sich gleich geblieben, hatte sich niemals durch so vielfältige Gerüchte irre machen lassen, welche zu seiner Zeit von verschiedenen Seiten, früher selbst von der rechtgläubigen Theologie, später nach dem Erscheinen seiner Metakritik und bei den Fichte'schen Streitigkeiten fast von der ganzen sogenannt gebildeten Welt über Herder ergingen. Johann Georg Müller war in seinem Wesen und Wandel vor Gott und Menschen ein aufrichtig rechter Mann, darum war ihm auch der ganze Herder recht, so wie sich derselbe von Jugend an bis in

sein Alter in Schrift und Wort aufrichtig gegeben hatte. Wer hätte besser zu der Aufgabe sich schicken können, die Vorbereitungen zu einer Gesammtausgabe von Herder's Schriften zu treffen als dieser redliche Schweizer. Während derselbe manche der späteren Arbeiten seines Freundes durchsah, drang sich ihm die Frage auf, ob wohl das liebliche Werk: Herder's Cid eine treue Uebersetzung des spanischen Cancionero vom Cid sei oder nicht, und wie sich auch diese alte Liedersammlung zu dem noch älteren Poëma del Cid verhalte. Ich war seit dem Tode Herder's mit der geistvollen Wittwe desselben in einen Briefwechsel getreten, den sie nach ihrer großen Nachsicht unterhalten hatte.

Mir ist es nicht mehr erinnerlich, was die Veranlassung dazu gewesen, daß man mir den ehrenvollen Auftrag gab, Herder's Cid mit der erwähnten spanischen Sammlung der Romanzen und mit dem alten, fragmentarischen Gedicht vom Cid zu vergleichen. Allerdings hatte ich mich wohl schon in Leipzig aus Vorwitz ein wenig mit der spanischen Sprache beschäftigt, um mich in ihr nach den Nachklängen des Altgothischen umzusehen, welches ich in meinem ersten Universitätsjahre, als Theolog, eifriger betrieb. Aber es war bei mir, wie in so vielen anderen Dingen, bei dem unvollkommenen Anfange geblieben. Als ich aber jetzt diese altspanischen Werke zugesendet erhielt, da erging es mir wie jener kleinen Spinne, welche im Herbst die herumfliegenden Fäden spinnt. Das armselig aussehende Thierchen hat eine bewundernswürdige Gabe, sich Luftschlösser zu erbauen. Es sitzt, etwa auf dem Ende eines verdorrten Baumzweiges, schießt jetzt den einen, dann den anderen und dritten Faden aus seinem Leibe hervor, läßt das Gewebe in der Luft flattern, und wenn ein frischer Windhauch sich erhebt, da löst sie den Faden vom Baumzweige ab

und treibt, auf ihrem leichten Kunstwerke sitzend, mit dem Winde sich herum, überall, wo sie einen Schwarm der Mücken begegnet, am Fang der Beute sich vergnügend. So machte ich auch mir, sobald ich die altspanischen Bücher in meinen Händen sah, ein eilfertiges Gewebe daraus, um mit dem Winde, daran mir es niemals fehlte, zu schiffen. Ich theilte zuerst den verehrten Freunden in Weimar das mit, was mich der Vergleich der genialen, Herder'schen Bearbeitung mit dem Original der spanischen Romanzen gelehrt hatte, von denen zuweilen zwei bis drei in kräftiger Kürze zu einer zusammengefaßt, andere Male eine zu mehreren geworden war. Zugleich fügte ich auch eine Uebersetzung des Anfanges des Bruchstückes bei, das aus dem alten Gedichte vom Cid noch aufgefunden wurde. Aber — wer sollte es für möglich halten — in mir selber entstand der tollkühne Gedanke, eine spanische, portugiesische und provenzalische Bibliothek herauszugeben, welche die ältesten, in diesen Sprachen erschienenen Gedichte enthalten sollte. Und mein guter, allzubereitwilliger Dr. Rink fand sich geneigt, mich bei diesem Unternehmen zu unterstützen, es erschienen von jenem Buche wirklich zwei Bändchen, deren Verschuldung man dem eilfertig schreibseligen Verfasser vergeben möge. Ich bat mir freilich von meinem freundlichen Verleger statt des mäßigen Honorars meist nur Bücher aus, dennoch denke ich mit Bedauern an den vergeblichen Kostenaufwand, zu welchem ich ihn durch mein bald vom Entstehen zum Vergehen gekommenes Unternehmen verleitet hatte. Aber hiermit war mein zu frühe auf die Welt gekommener, schriftstellerischer Eifer noch nicht befriedigt. Die verehrungswürdige Wittwe Herder hatte mir aus der Bibliothek ihres Gemahles ein schönes Exemplar von Darwin's Gedicht: „der botanische Garten" zum Geschenke zugesendet. Herder,

so schrieb sie mir, habe mehrmals es geäußert, daß dieses inhaltreiche, treffliche Werk einer guten, deutschen Uebersetzung werth sei, und sie munterte mich auch auf, eine solche Uebersetzung, für die sich gewiß ein Verleger finden werde, zu unternehmen. Ich war sogleich dazu bereit, übersetzte das Gedicht in deutsche Jamben, nahm zu der Bearbeitung der vielen, zahlreichen Noten und prosaischen Zusätze meine jungen Freunde: Hartmann und Dippold als Mitarbeiter an und wir alle drei lebten in guter Hoffnung auf einen guten Lohn unserer Arbeit. Das fertige Manuskript wurde an den damaligen Herausgeber einer Zeitschrift, „der Freimüthige" genannt, gesendet, welcher sich die Freiheit nahm, ganze Parthieen aus meiner poëtischen Uebersetzung in seiner Zeitschrift abdrucken zu lassen, ohne dabei nur meinen Namen zu nennen. Man forderte endlich das Manuskript zurück, und dieses wurde von uns als ein Schatz betrachtet, der, wie altes Silber, seinen Werth behielte, wenn sich auch nicht gleich auf der Stelle ein Käufer dafür fände. Nun, dieses alte Silber liegt noch jetzt, unbeachtet wie Katzensilber (Mica), bei einem alten Freunde in Leipzig, mir aber hatte seine Arbeit den Lohn einer besseren Gewandtheit im Schreiben der Muttersprache und eine Ermuthigung zu dem kühnen Schritte gebracht, den ich, wie ich gleich nachher berichten werde, in's Blaue hinaus wagte; eine seltsame That, deren Vollbringen dennoch ganz wesentlich zu der Entfaltung meines mir freilich nur dunkel vorschwebenden Lebensplanes gehörte.

13. Die Heimzahlung alter Schulden.

Zwei Arten der Schuld waren es, welche uns in dieser Zeit drückten: die eine war nur äußerlich und konnte ganz getilgt werden, die andere war eine innere, von schwe-

rerem Gewichte, welche man durch das Bekenntniß zu ihr nur erleichtern, niemals ganz abzahlen konnte. Die erste war die jener hundert Thaler, welche uns die Freundin Friederike für den Anfang unseres Haushaltes in Altenburg geliehen hatte. Bald nach Henrietten's Weggang aus ihrer Nähe war auch diese Freundin des einsamen Lebens in ihrem Hause müde geworden, sie hatte sich mit einem jungen Kaufmann vermählt, welcher dem ererbten Handelsgeschäfte seiner Frau einen größeren Umfang zu geben wünschte, und dazu auch des kleinen in unsere Hände gegebenen Kapitales bedurfte. Nun, dieser Forderung genügten wir bald. Die andere, schwerere, war aber die Schuld der innigen, dankbaren Kindesliebe, mit der mich meine Verlobung und Verheirathung gegen den Rath meiner lieben Eltern belastet hatte.

Ihrer Vergebung durfte ich gewiß sein, dies lehrten mich viele, seit unserer Verheirathung empfangene Beweise von Liebe. Vor Allem aber geziemte es sich, daß ich selbst, mündlich, wie ich es schon schriftlich gethan, meine ganze Schuld ihnen bekannte. Zuerst sahen wir meine lieben Eltern in Waldenburg bei den Geschwistern wieder und bald hernach hatten wir die Freude, daß Vater und Mutter durch ihren Besuch bei uns in Altenburg dem Bund ihrer ganz versöhnten, segnenden Liebe das Siegel aufdrückten. Der festlich liebe Tag dieses Besuches hat dadurch noch, auch für mein späteres Leben, eine ganz besondere Bedeutung und Weihe erhalten, daß gerade an demselben die älteste Nichte meiner Henriette, Julie Mühlmann, meine spätere und noch jetzige treue Lebensgefährtin bei uns zum Besuche war, welche bei dieser Gelegenheit auch noch den Segen der Bekanntschaft mit meinem theuren Vater, schon auf Erden, empfing.

In Hohenstein wurde ein Fest der Dankbarkeit ver-

anstaltet: Der alte, gute Kantor Tag feierte sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Er ist allerdings derselbe, von dessen rüstiger Handhabung des Stabes Wehe ich in den Berichten aus meinen Kinderjahren gesprochen habe, denn er ist im Amt des Strafens wohl, namentlich in seinen älteren Jahren, etwas eifrig gewesen. Doch führte er seine an Zahl überaus große Heerde der Schüler durch seine Leseübungen zur Kenntniß von Gottes Wort und vor Allem war er ein Meister der kirchlichen Tonkunst, welcher der Schule des großen Sebastian Bach, deren Einwirkung er freilich nur mittelbar, gleichsam schon im dritten Gliede genossen hatte, Ehre machte. Viele seiner Kompositionen haben noch jetzt einen bleibenden Werth. Als Mitglied einer Freimaurerloge der alten, ernsteren Observanz, die sich von den Ausartungen der späteren Zeit noch rein erhielt, hat er vielen Liedern von würdigem Gehalte des Textes ihre Melodieen gegeben, deren lieblicher Nachklang in mir noch in meinen alten Tagen lebendig geblieben ist. Es hatte deshalb auch die ansehnliche und großentheils wohlbemittelte Genossenschaft jener Verbindung das Ihrige dazu beigetragen, daß der würdige Jubelgreis in recht erfreulicher Weise geehrt werde. An alle ehemaligen Schüler des wackeren Schulmannes und Musiklehrers waren Einladungen zu dem Feste ergangen; auch an mich war eine solche gelangt, und ich hielt es für Pflicht der Dankbarkeit, derselben zu folgen.

Ich würde des scheinbar unbedeutenden Ereignisses dieser Jubelfestfeier nicht erwähnen, wenn sich nicht andere, für mich nicht ganz unbedeutende Erinnerungen und Gedanken damit verbänden.

Nächst dem Jubelgreise war der geehrteste Gast bei dem Feste der Professor Ludwig Pölitz aus Leipzig.

Dieser war der Sohn eines Amtsnachbars meines Vaters: des Pfarrer Pölitz in Ernstthal, einem Städtchen, welches unmittelbar an Hohenstein angebaut ist, so daß, von der gegenüber gelegenen Höhe aus gesehen, beide eine gemeinsame Ortschaft zu bilden scheinen. Ein seltsam sich durchkreuzendes Verhältniß der Neigungen und Gesinnungen fand zwischen den beiden Amtsbrüdern statt. Der Vater Pölitz hatte in seinen jüngeren Jahren sich sehr eifrig um die Liebe der anmuthigen Nachbarstochter Magdalene Werner (meiner seligen Mutter) beworben; er war ein Mann von feiner Gestalt und gefälligen Sitten, welcher der feineren Welt sehr wohl gefiel. Die Freundinnen meiner Mutter wunderten sich deshalb sehr, daß sie meinem Vater den Vorzug gab, diesem schwarzen (von der Sonne gebräunten) Schubert, der in seinem ganzen Wesen eher einem schlichten Landmanne als einem Manne der feineren Welt glich. Ein seltsames Verhängniß war es aber, daß der jüngere Pölitz, der Professor in Leipzig, eben so wie sein Vater durch die Neigung seines Herzens in unser Haus geführt wurde, denn er hatte sich mit großer Ausdauer um die Gunst meiner jüngsten Schwester beworben, die ihm jedoch auch einen ungleich schlichteren, vor der Welt unberühmten Bewerber: ihrem wackeren Juristen Wirth vorzog. Dennoch durfte sich der Amtsnachbar und sein ganzes Haus eines anderen Triumphes über unser Haus freuen. Der Sohn Ludwig war in der Bewerbung um äußeren Ruhm und Ehren glücklicher gewesen als in der um die Hand meiner Schwester; schon als 22 jähriger Jüngling (im Jahre 1794) hatte er sich als Privatdozent in Leipzig habilitirt, war dort in seinem 23. Jahre als Professor aufgetreten, hierauf an die Ritterakademie in Dresden berufen, und jetzt abermals zu einem Lehrstuhl in Leipzig; von da,

mit immer steigendem Ansehen nach Wittenberg befördert worden. Er hatte sich schon als Jüngling auch in weiteren Kreisen durch zahlreiche Schriften bekannt gemacht. Mein lieber Vater, dies konnte ich wohl zuweilen ihm anfühlen, hatte von mir, seinem Sohne, seit dem glücklichen Ausgang meiner Studienzeit in Weimar auch manche besondere Erwartung gehegt und nun, in einem Alter, in welchem der Sohn des Nachbars schon zu so glänzender Stellung gekommen war, lag ich noch unbeachtet am Boden, wie ein ungeleckter, plumper junger Bär. War doch auch ein anderer Gast des Jubelfestes, der Sohn des Amtsnachbars in Lichtenstein: Bretschneider, welcher mir im Alter nicht so weit voran war als Pölitz, damals schon auf dem Wege zu einer Lehrerstelle an der Universität Wittenberg. Nun, ich kann mich nicht erinnern, daß ich meine damalige Lage, im Vergleich mit dem Glücke der beiden angeseheneren Nachbarsöhne, etwa in demüthigender Weise empfunden hätte; ich ließ ihnen gerne ihre Ehre, ich fand bei jenem Feste mein Vergnügen in einem anderen Kreise als in dem der Gäste der ersten Tafel.

Dem Jubelgreise zu Ehren, der für den Gesang und das Orgelspiel der Kirche so viel gethan, war eine kirchliche Feier angeordnet worden. Das Musikchor seiner älteren und jüngeren Schüler, welches der alte Kantor sich herangebildet hatte, ließ sich zuerst vernehmen, dann hielt ein berühmter Kanzelredner, ein Superintendent aus einer abgelegenen Stadt des Königreiches, der von Geburt ein Schönburger und in seiner Kindheit Schüler des Kantors gewesen war, eine Rede von großer Kunst. Es wurde ein Lied gesungen, dann trat mein Vater auf die Kanzel und sprach über die Worte des 21. Psalmes: „Er bittet dich um das Leben; so gibst du ihm langes Leben immer und

ewiglich." Der Eindruck, den die einfache Rede des Greises, im Vergleich mit der hochstudierten des Superintendenten machte, war ein ganz gewaltiger. Ich saß bei einigen jungen Geistlichen aus dem Muldenthale; mein Nachbar, der tieffühlende Pfarrer Oesfeld konnte sich nicht enthalten, er sprach es beim Hinausgehen aus der Kirche laut aus: bei dem alten Pfarrer Schubert konnte man lernen, was Kraft, göttliche Kraft der Worte sei, welche tief in die Herzen schlägt und mächtig sie erhebt, der Superintendent hat gezeigt, was die bloße Kunst der Rede vermöge und nicht vermöge.

Mit Oesfeld und seinen gleichgesinnten Freunden hatte ich mich auch bei dem Festmahle zusammengesellt und das Vergnügen, das wir bei unserem Zusammensein genossen, war auch reicher an wohlthuender Kraft als an Kunst der gesuchten Unterhaltung. Ich brachte den übrigen Theil des Tages mit meinem Vater zu, welcher, durch sein Alter und seinen Gesundheitszustand entschuldigt, zu Hause geblieben war, machte dann am anderen Tage mich auf den Heimweg.

So war das innige Einverständniß mit meiner Familie wieder ganz dasselbe geworden, das es früher war und eine besondere Freude war es auch für mich und Henrietten, daß wir den wackeren, hoffnungsvollen Sohn der Geschwister in Waldenburg: Ernst Helmers bei uns im Hause wohnen hatten, welcher damals das Gymnasium in Altenburg besuchte. Er ist jetzt Justizamtmann in Penig, das einzige Glied, was aus jenem mir theuren Schwesterhause noch lebt.

Während, wie ich vorhin sagte, die Schuld der kindlichen Liebe gegen die Meinigen, in der eben beschriebenen Weise zwar nicht bezahlt, wohl aber mir auf immer erlassen worden und hierdurch abgethan war, gelang es

uns auch bald nach dieser Zeit, unsere Geldschuld vollkommen abzuzahlen. Es geschah dieses durch den Verkauf unserer schwerer in das Gewicht fallenden Hausgeräthe (Meublen) bei einem Umzug aus Altenburg an einen anderen Ort; ein allerdings vor den Augen aller meiner Verwandten und Bekannten seltsam und fast unbegreiflich erscheinender Schritt, von dessen Veranlassung und Endziel ich hier etwas ausführlicher reden will.

14. Der oft gewälzte Stein.

Die vorstehende Ueberschrift dieses Kapitels bezieht sich auf ein Sprüchwort, das mich mein lieber Vater in sehr eindringlicher Weise bedenken hieß, als ich ihm meinen Entschluß, Altenburg zu verlassen und nach Freiberg zu gehen, mittheilte; auf das Sprüchwort: ein oft gewälzter Stein bewächst nie mit grünem Grase. Allerdings habe ich dieses nach mehrmaliger Erfahrung als wahr befunden; wenn aber auch ein oft gewälzter Stein nicht berast, so wird er doch abgerundet und auch dieses hat in manchen Fällen sein Gutes.

Was mir den letzten Anstoß zur Ausführung meines längst gehegten Vorhabens gegeben, das wüßte ich nicht mehr zu sagen; das Verlangen aber, Werner in Freiberg zu hören und sein recht treuer Schüler zu werden, hatte mich nicht erst seit gestern, sondern schon seit Jahren ergriffen. Mir lag es an, die Natur, die ganze Schöpfung der Sichtbarkeit nicht im einzelnen Stückwerk, sondern als ein göttlich vollendetes Ganzes anzuschauen, so wie Herder und Schelling dieselbe mit geistigem Blicke erfaßt hatten. Welcher andere Meister aber konnte, so wie ich es begehrte, meinem Sehnen nach solchem Erkenntniß genügen als Werner, dieser Seher einer ewig feststehenden göttlichen Tiefe,

mitten in den beweglichen Kreisen des sichtbaren Aufbaues der werdenden und vergehenden Dinge.

Den Gedanken, mit welchem ich umging, noch einmal Student zu werden, hatte ich gegen keinen anderen Menschen ausgesprochen als gegen meine Henriette, welche mehr als alle Anderen mich verstand und den Drang zu meinem eigentlichen Lebensberufe mit mir so lebendig fühlte, als sei er zugleich der ihrige. Die Uebersetzung von Darwin's Botanic Garden war fertig, war nach dem Urtheile mehrerer Sachkundigen wohlgelungen, lag jetzt schon bei dem Redakteur des Freimüthigen, welcher für einen Verleger zu sorgen versprochen. Sie schien uns deshalb in unseren Augen ein sicheres Kapital, das wir bei nächster Gelegenheit baar erheben könnten. Auch hatte ich den ausstehenden Rest des Honorars für meinen Roman endlich glücklich in meinen Händen. Was sollte uns da noch hindern, das hemmende Seil zu zerreißen, das mich da fest band, wo für mich keine rechte Weide war, und in der noch blühenden jugendlichen Kraft dahin zu eilen, wo sich für mich der rechte Boden fand.

Neben jenem Hauptbeweggrunde, der mich nach Freiberg zog, hatte ich noch einen anderen, der mich wenigstens aus meiner Stellung in Altenburg hinwegführte. Ich konnte es nicht mehr erwarten, an die Ausarbeitung des wissenschaftlichen Werkes zu gehen, von dessen künftigem Inhalt mir einzelne Grundgedanken, wie Stäubchen im Strahle der Sonne, vor der Seele schwebten. Zu dieser Arbeit bedurfte ich einer inneren Sammlung und Ruhe, für welche ich in meinen Altenburger geselligen, so wie geschäftlichen Verhältnissen keinen Raum noch Boden fand. In einen Thurm, der, wie der Lueg-in's-Land zu Nürnberg, eine freie Aussicht bei Tag über Felder und Wälder, bei Nacht

über die Heere der Sterne hatte, würde ich mich gerne, auf Monate, ja auf Jahresfrist, haben einsperren lassen, wenn ich dabei meine liebe Henriette als Gesellschafterin, die nöthigen Bücher, Papier, Feder und Tinte und so viel, als nur zur nöthigsten Sättigung gehörte, hätte haben können. In Freiberg, wo ich noch keinen Menschen kannte, so hoffte ich, würde mir wohl die nöthige, ungestörte Ruhe zu meiner Arbeit werden können.

Im Frühling, so hatten wir es uns im Stillen schon während des Winters festgesetzt, wollten wir von Altenburg Abschied nehmen und den Umzug, leicht wie wandernde Vögel, beginnen. Denn in Freiberg wollte ich nur so lange bleiben als nöthig war, um Werner's Unterricht recht vollständig zu benutzen.

Allmählig theilte ich meinen Vorsatz auch den Freunden mit. Zunächst solchen, wie Mörlin, Dr. Rink, Waitz. Freilich, diese alle so wie Andere, die durch sie von unserer Wanderlust Kunde empfingen, ermahnten uns ernstlich, zu bedenken, daß ich eben jetzt erst in Altenburg angefangen habe, Wurzeln zu schlagen, deren Eindringen in den Boden mir ein gutes, gedeihliches Wachsthum verspräche. Nach des alten, wackeren Heine Tode würde einen Theil jener Familien, von denen dieser als Hausarzt jährlich ein gewisses Einkommen bezog, auch mir zufallen und der Ertrag von der Mitarbeit an den medizinischen Annalen sei doch immer auch für mich schon ein sicherer Nebenverdienst. Selbst mein Kollege, der edle, uneigennützige Dr. Winkler, suchte mich durch diese Gründe zum Bleiben zu bewegen, denn die Praxis, welche diesem, des allgemeinsten Vertrauens würdigen Manne schon damals zugetheilt war, hatte einen solchen Umfang, daß er neidlos den noch künftigen Zuwachs derselben mit mir getheilt hätte. Und wenn schon die

Bekannten und Freunde so gedachten, wie viel weniger war es den nächsten Verwandten zu verdenken, daß sie, als sie mein Vorhaben erfuhren, sich alle Mühe gaben, mich davon abzubringen. Doch war hierin zwischen meinem und Henrietten's Elternhaus ein Unterschied. Das Urtheil und die Ansichten dieser Tochter galten zunächst bei der Mutter und durch diese auch bei dem Vater und Geschwistern so viel, daß man dort mit großer Ruhe unserem Beginnen zusah.

Und wen hätte diese stille Gewalt einer solchen, in Hoffnung starken Seele über andere, ihr in Liebe verbundene Seelen befremden sollen! War sie es doch, die selbst mich in meinem Vorsatze ohne Aufhören bekräftigte und befestigte. Es bedurfte einer solchen sich selber vergessenden, Alles hingebenden Liebe, als in ihr war, um so getrost und freudig Alles das zu verlassen, was sie zuletzt in Altenburg gefunden hatte, und noch immer mehr gefunden hätte: eine ihr entgegenkommende Theilnahme von Freunden, ein allmählig sorgenloser gewordenes äußeres Leben, die Eingewöhnung in's Haus und in die freundlich gelegene Stadt. Und was hatte sie, bei unserem Umzug nach Freiberg, zunächst zu erwarten? Ihr Mann, nachdem er schon seit zwei Jahren die Studien an der Universität vollendet, und das Ziel derselben erreicht hatte, wollte noch einmal Student werden, ohne die mindeste, vor Augen liegende Aussicht auf ein Ziel dieser neubeginnenden Lehrzeit. Aber sie stand fest in dem Glauben, daß ein solches Ziel sich finden werde, und ihr Vertrauen ist nicht zu Schanden worden.

Der Abschied von den Freunden in Altenburg that mir weher, als ich es gedacht hatte; Henriette war stark genug, das, was sie dabei fühlte, vor mir zu verbergen. Sie allein sorgte für Alles, was zum Ordnen unserer häus-

lichen Angelegenheiten vor und bei dem Umzuge nöthig war; der edle Dr. Winkler kaufte unsere Meubeln um einen Preis, der ihrem vollen Werthe gleich kam; die Betten, Wäsche, Bücher und Alles, was außer den Meubeln und den schweren Geräthschaften unser war, wurde in Kisten verpackt und einem Landfuhrmanne übergeben. Bei diesem Geschäfte stand abermals der freundliche Kaufmann Fischer meiner Frau sehr hilfreich zur Seite.

Es war in der Woche vor Pfingsten (1805), als wir unsere Wanderschaft zu unserer neuen Pilgerstation antraten. Der treumeinende Pfarrer Garmann in Ziegelhayn gab uns seinen Segen auf diesen Weg, den sein glaubensvolles Herz, übereinstimmend mit Henrietten und mir, als einen guten erkannte. Noch einmal genossen wir, mit den theuren Geschwistern in Waldenburg, die Freuden dieser Nachbarschaft, in welche wir niemals wieder kamen. Der alte Vater Helmers war schon früher zu seiner Ruhe eingegangen, bald nach unserem damaligen Besuche folgte ihm auch mein Schwager, diese theure Seele voll Liebe, Demuth und Geduld. Meine Schwester schloß nachher noch einen anderen Bund mit dem vieljährigen Freunde des Hauses, dem Amtmann Reichel in Lößnitz, und das Haus in Waldenburg, in welches noch jetzt so liebliche Erinnerungen meiner Kindheit aus- und eingehen, kam in fremde Hände. Das ist eine von jenen verlassenen Pilgerhütten, die anjetzt überall in meiner Heimath herumstehen, und mich daran mahnen, daß wir nur Gäste und Fremdlinge sind auf Erden. Denn fast ohne Ausnahme, alle die mir so theuren Häuser von meinen und Henrietten's nächsten Verwandten sind von einem fremden Geschlechte der Pilger bewohnt.

Wir brachten das liebliche Pfingstfest im meinem El-

ternhause zu. Wie hätte ich es ahnden können, daß dies das letzte Mal sei, daß ich meinem theuren Vater auf Erden die Hand reichte. Hörte ich doch den so kräftig erscheinenden Greis am dritten Pfingstfeiertag vor dem Altar die Pfingstpräfation, nach der damals noch bestehenden Liturgie unserer sächsischen Kirchen, mit so lauter, melodisch sicherer Stimme singen, als in seinem männlichen Alter, und sein Geist schien in diesen Tagen so freudig, als habe er schon im Vorschmack die Kräfte einer ewigen Jugend empfangen. Auch unseren jetzigen Weg betrachtete er, da er nun einmal begonnen war, mit stiller Ergebung in Gottes gnädige Führung.

Noch einen Besuch machte ich bei dem Manne meiner ältesten Schwester: bei Hüttenrauch, der seitdem Pfarrer in dem ganz nahe bei Hohenstein gelegenen Lungwitz geworden war. Ich fühlte mich auf diesem stillen, einsamen Wege, ich weiß nicht mehr, von welchen ernsten Gedanken, bewegt; über die hochstehenden Saaten in den Feldern, durch welche ich ging, wogte ein kräftiger Wind, als wolle er, wie mir dies öfter in solcher Festzeit der Kirche geschehen, an das Wehen eines anderen Lebenshauches erinnern, der von oben kam; die blühende Saat gab ihren Geruch. Wird auch, so fragte ich mich, die Hoffnung, die jetzt in meinem Herzen blüht, zur Ernte reifen? und ein freudiges Bewegen in meinem Inneren sagte mir: ja, sie wird reifen.

Die letzten Stunden, die ich mit meinem Vater lebte, wie der Segen, den ich bei der letzten gemeinsamen Feier des Abendmahles mit ihm und den Meinigen am Altar empfing, sind mir eine Mitgabe gewesen aus der Heimath meiner Kindheit, wie die Taufe und wie die erste Abendmahlsfeier, durch welche ich da, in der nachbarlichen Kirche den Bund des Lebens der Erde mit dem der Ewigkeit schloß.

15. Der Einzug in Freiberg.

Das Schwerste war jetzt überstanden, wir zogen getrost und still, an einem der ersten Tage nach dem Feste unseres Weges, zunächst nach Chemnitz, zum Hause der Schwester. Nur einen Tag ruhten wir hier aus, am nächsten Morgen setzten wir unsere Füße weiter. Denn nur für eine kurze Strecke hatten wir von des Schwagers Anerbieten, uns fahren zu lassen, Gebrauch gemacht; das herrliche Frühlingswetter und die reiche Natur der Gegend zogen uns heraus in's Freie. Henriette fühlte sich, wie sie sagte, so gesund und froh, wie kaum jemals sonst; sie hatte ein für uns beide wichtiges Werk begonnen, und der erste, sauerste Schritt war schon glücklich vollbracht. Wir waren jetzt frei und ledig von allen Schulden, und brachten noch ein baares Vermögen von ungefähr 30 bis 40 Thaler mit uns, sowie das Manuscript der Uebersetzung von Darwin's Werk, das ich mit der Baarschaft zugleich, als ein in meinen Augen eben so sicheres Kapital wie dieses bei mir trug. In der schönen Gegend, bei und jenseits Oederan, wurde mir es so fröhlich zu Muthe, als in meinen Studentenjahren, und ich sang die Lieder, die ich in jener Zeit gesungen. Da stand ich nun auf den Bergen, die ich als Knabe in der Nähe meiner Heimath am Saume des östlichen Horizontes gesehen. Der Weg nach meinen früheren Schulen war nach West, nach Süd und nach Norden gegangen, jetzt zog ich nach einer neuen Schule in dem mir noch unbekannten Osten.

Meine liebe Schwester Wirth hatte durch eine Freundin schon eine Wohnung für uns in Freiberg bestellt, in einem sehr ehrbaren Bürgerhause. Dort, das wußten wir, fanden sich auch schon alle unsere vorausgesendeten Sachen.

Als uns, etwa halben Weges zwischen Oederan und Freiberg, ein Kutscher begegnete, der mit seinem leeren Wagen nach Dresden zurückfuhr, und uns zum Benutzen seines Fuhrwerkes, mit billiger Forderung einlud, da hielt ich es für anständiger, im Wagen unseren Einzug in den neuen Wohnort zu halten als zu Fuße, und so kamen wir, gleich Reisenden von Rang und Ehren in der Stadt, dieser altehrwürdigen Pflegerin des deutschen, dieser Hochschule des europäischen Bergbaues an.

Es ist eine von jenen Erinnerungen aus meiner Vergangenheit, an denen ich niemals ohne eine innere, freudige Bewegung vorübergehen kann, wie uns Beiden das Eintreten in das Leben der fahrenden Schüler, das wir hier auf einige Zeit begonnen, so leicht gemacht worden war. In ganz Freiberg, ja an keinem anderen Orte hätten wir ein solches heimathliches Wohnen, solche zuvorkommende Liebe finden können, als in dem Hause und in der Familie, in welche wir jetzt einzogen. War es doch als wären wir da Kinder und Geschwister, auf deren Ankunft man schon lange gewartet hatte. Der Vater des Hauses, der hochbetagte Viertelsmeister Zimmermann, stand unter seinen Mitbürgern und vor Allen, die ihn kannten, als eine Säule der Ehre aus alter Zeit da. Er hatte als Soldat so wie als geachteter Unteroffizier die Feldzüge des siebenjährigen Krieges mitgemacht, wurde jedesmal ganz jugendlich beredt, wenn er von Friedrich's des Großen Thaten sprach, denn dieser war sein Held, von welchem er eine Menge volksthümlicher Anekdoten wußte, deren die sicher gehende Geschichte nirgends erwähnt. Hierbei war er zugleich eine lebendige Chronik der Schicksale der Stadt Freiberg und ihres Bergbaues, denn er hatte über diesen

Gegenstand Alles gelesen und gehört, was seinen Forschungen zugänglich war. Die Mutter des Hauses, viel jünger als er, hatte schon einige Zeit als Wittwe eines vermögenden Bürgersmannes gelebt, als der alte Viertelsmeister sie in sein Haus und in seine Ehe heimholte. Er hatte damit mehr gewonnen, als die Ehre der rühmlich mitgemachten Feldzüge und die Ausbeute der Kuxe werth war, die der wohlbemittelte Mann im berühmten Schacht des „Himmelsfürsten" besaß, denn eine bessere Pflegerin seines Alters und Mutter für sein Haus hätte er nicht finden können, als diese war. Sie selber hatte ihm aus ihrer ersten Ehe mehrere Töchter und einen hoffnungsvollen Sohn mitgebracht, und ihn noch durch die Geburt eines eigenen Töchterchens erfreut. Wie diese treffliche Frau auch für meine Henriette in der nächst bevorstehenden Zeit eine sorgsame, treue Mutter werden sollte, das wußten wir damals noch nicht.

Für uns beide war diese erste Zeit in Freiberg eine ganz besonders frohe und glückliche. Wir hatten uns da so ungestört und allein, wie noch niemals seit dem Anfange unserer Ehe. Die Sorgen um unsere Schuld, welche Henriette wenigstens sich sehr zu Herzen nahm, waren abgethan; die Mühen meines bisherigen Geschäftslebens hatten aufgehört; für unseren geringen Bedarf des täglichen Lebens sorgte zum großen Theil die freundliche Mutter des Hauses; eine alte gute Aufwärterin verrichtete die Dienste in unserem kleinen Haushalte. Ich hatte meine Henriette noch niemals so freudig gestimmt, so in ihrem Gott vergnügt gesehen, als in dieser Zeit. Und ich war dieses auch. Wenn ich es auch damals noch nicht in jener Klarheit erkannte, wie jetzt, fühlte ich dennoch, daß ich

auf dem geraden, rechten Wege meines inneren Berufes sei. Denn, wie ich dies in meinem ganzen Leben erfahren habe, so oft ich in Versuchung kam, einen Seitenweg einzuschlagen, der außer dem vorher bestimmten Plane meines Lebens lag, wurde mir derselbe durch tausendfältige, unvorhergesehene Widerwärtigkeiten erschwert und verlegt, wenn ich aber auf dem rechten Wege ging, da wurde mir dieser, ohne mein Zuthun, geebnet und angenehm gemacht. Ein solcher Seitenweg nach eigener, voreiliger Wahl, wäre es wohl in jedem Falle gewesen, wenn ich es durchgesetzt hätte, Privatdozent in Jena zu werden. Ich würde mich in dem Bemühen, Beifall und öffentliche Anerkennung zu finden, bei einer Last der äußeren Sorgen bald aufgerieben haben, oder doch wenigstens meinem eigentlichen Ziele nicht näher gekommen, ja vielleicht von ihm abgeführt worden sein. Denn ich hatte vorher noch selber viel zu lernen, ehe ich Andere lehren konnte.

Kaum wird es nöthig sein, es zu erwähnen, daß ich gleich am anderen Tage nach meiner Ankunft in Freiberg mich nach Werner und seinen Vorlesungen erkundigte. Der große Meister war verreist; er hatte, wie ich dies schon vor meiner Hieherreise vernommen, seine Vorträge über Mineralogie und Geognosie, für das Winterhalbjahr erst vor wenig Wochen beendigt und es war unwahrscheinlich, daß er vor Anfang des Herbstes zu seinem Lehramt zurückkommen werde. So war mir denn die Zeit des Sommers zur ununterbrochenen Ausarbeitung des wissenschaftlichen Werkes gegeben, das mir so mächtig im Sinne lag.

Ein Werk der Menschenhand sollte bei mir, in Schwachheit und Gebrechlichkeit entstehen, während so eben ein Werk von höherer Hand, an einem mir theuren Leben, in Kraft und Herrlichkeit vollendet war. Denn während ich mit

den ersten Anfängen meines Buches beschäftigt war, erhielt ich aus der Heimath die Kunde von dem Tode meines Vaters. Der Greis war in der letzten Zeit seines Lebens immer so still fröhlich, so mild und liebevoll gegen Alle gewesen, die sich ihm nahten, daß von seinem Wesen ein Wirken ausging, wohlthuend wie die Wärme der Nachsommertage im Herbste, wenn die Gespinnste des Sommers, wie ein Bild lieblicher Erinnerungen an vergangene Tage, im Sonnenstrahle erglänzen. Er war nach kurzer Krankheit freudig und getrost verschieden. Es war gerade am 5. Sonntag nach Trinitatis (14. Juli 1805), während sein Amtsgehilfe nach vollendetem Gottesdienste vor dem Altare den Segen sprach, als bei dem theuren Manne, der seiner Gemeinde so oft den Segen verkündet hatte und ihr selber zum Segen gewesen war, der leichte Todeskampf begann. Wohl Ihm, er hatte Treue und Glauben gehalten bis an's Ende!

Gerade in den Tagen, wo ein theures Leben schied, meldete sich bei uns die Zukunft eines anderen an: Henriette fühlte sich in Hoffnung, Mutter zu werden. Die innige Freude hierüber hatte allerdings auch manchen sorglichen Gedanken bei sich. In unserer Stellung und Lage: so ganz in der Fremde, nur unter neuen, wenn auch lieben Bekannten, dazu bei unserem schon für die nächste Zukunft nur auf unsichere Hoffnung gebauten Vermögensstand schien das liebliche Morgenroth unsere Erwartungen auf den künftigen Eintritt trüber Stunden hinzudeuten. Denn für den Absatz des oft erwähnten Manuskriptes wollte sich noch immer keine nahe Aussicht aufthun, vielmehr zog sich alles in weitere Ferne und in Nebel zurück. Da galt es nun einen verdoppelten Fleiß für die Arbeit der Hand, aber je schärfer der Sporn war, der mich trieb, desto mißlicher sah es mit dem eigentlichen Fortkommen aus. Es lag in mir der

Plan zu einem geistigen Baue, von dessen Ausführung ich noch jetzt abstehen würde; ich kam bis zum Aufführen einiger Vormauern, denen kein anderes Auge, selbst das meinige nicht, es noch ansehen kann, zu was sie eigentlich in ihrer weiteren Ausdehnung werden sollten. In der That, ein Tempel wäre es niemals geworden; hätten die Kräfte nur ausgereicht, um einen Speicher daraus herzustellen und diesen mit gutem Vorrath für Vorbeireisende zu füllen!

Ich werde weiter unten von dem Buche reden, mit welchem ich vor nun fast einem halben Jahrhundert als Schriftsteller auftrat: es war der erste Band meiner „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens." Wie oft wanderte ich ganz allein dort nach Süden hinaus in die Gegend des nachbarlichen Bergrevieres Brand, durch Wald und Wiesen, an Felsen und an rinnenden Wassern vorbei. Aber weder der Wald noch die Wiese, weder Fels noch Bach konnten mir sagen, was das Geheimniß des allgemeinen Lebens und seines Wirkens sei, weil mir das Räthsel des eigenen inneren Lebens, sein Anfang wie sein Ende noch tief im Dunkel lag.

Henrietten drängte es, vor Allem der treuen Mutter das mitzutheilen, was ihr Herz mit freudigen Hoffnungen bewegte; wir machten uns auf zu einer Fußreise nach Bärenwalde. Noch war ich hier in den Schmerzen der armen, geistigen Ausgeburt befangen, wie ging ich noch so in schweren Sorgen über die Berge, dem stillen Thale entlang; ich meine, ich bin niemals in meinem Leben, weder vor noch nachher in einem solchen unglücklichen Kampfe zwischen dem Sollen und nicht Können gewesen. Hätte die Noth, hätte das Anliegen einer nahe künftigen Vaterpflicht mich nicht getrieben, ich würde niemals als Schriftsteller mich an die Arbeit eines Werkes gewagt haben, darin ich die Bahn

des eigenen, selbstständigen Denkens betreten sollte. Denn diese Aufgabe, je länger ich sie vor Augen hatte, erschien mir immer schwerer, ja für mich als eine unausführbare.

Auf dem Rückwege von Bärenwalde nach Freiberg besuchten wir das Haus meiner Eltern, die liebe, treue Mutter, als trauernde Wittwe, ich allein aber das Grab des Vaters. Ich wußte selbst nicht, woher mir hier, im Zimmer, darin der Vater zuletzt gewohnt hatte, darin er gestorben war, wie draußen an seinem Grabe auf einmal eine solche Freudigkeit, so getroster Muth zu meiner Arbeit, ja für mein ganzes weiteres Leben kam. Wir zogen wieder unseren Weg über Chemnitz nach Freiberg und ich brachte Kräfte mit mir dahin, die sich, nach ihrem Maaße, gleich nachher in der That bewährten.

Ueber den Anfang meiner Arbeit war ich freilich schon vor unserer Reise in die Häuser der Eltern hinübergekommen, dann aber war es mir wie bei einem Erzguß ergangen. Die Masse meiner noch unreifen Gedanken, wie ein rohes Gemisch von verschiedenen Metallen, war aus ihrem halb geschmolzenen Zustande wieder in's Erkalten gerathen, der Guß stand still. Seit meinem Besuch im Vaterhause, so scheint es mir, hatte ich eine innere Wärme mit mir gebracht, durch welche die Starrheit gelöst ward und der Muth, die Freudigkeit zur Arbeit wieder frisch auflebte. Mein Werk ging nun freilich rasch von Statten, denn es war ein „Muß" — die nahe künftige Vatersorge dahinter. Ich griff aber leider die Sache wieder auf vaterstädtische Weise an. Diese Weise will ich ganz kurz als die der Leinweberzunft bezeichnen, welche in meiner kleinen Vaterstadt, wenigstens während der Zeit meiner Kindheit, den vorherrschenden Stand der Arbeiter bildete. Ein fleißiger Leinweber schießt sein Schifflein mit dem Faden des Gar-

nes vom Morgen bis zum Abend rüstig durch die Reihen der ausgespannten Fäden; gibt dem Gewebe durch die künstliche Vorrichtung seines Webestuhles, welche er wie ein Orgelspieler wechselsweise durch Füße und Hände in Bewegung setzt, den gehörigen Zusammenhalt und sieht dann vor Allem darauf, daß er an jedem Tage so viel Zoll oder Handbreiten, in der ganzen Woche aber sechs mal so viel an seinem Stücke zu Stande bringe. Denn die Stückchen des Brodes, die er sich und den Seinen zur täglichen Nahrung in die Hände schaffen muß, sind nach jenen Handbreiten abgemessen, um welche sein eingespanntes Stück Leinwand bei der täglichen Arbeit zunimmt. An diese Art des Abmessens meines handschriftlichen Gewebes, auf jeden einzelnen Tag, nach Seiten ja nach Zeilen hatte ich mich schon in Altenburg bei meinen Arbeiten an den medizinischen Annalen gewöhnt und leider wandelte mich jetzt dieselbe Arbeitseile meiner guten, armen Landsleute wieder an. Der Leinweber will und muß sein Stück an einem bestimmten Tage abschneiden, damit er seinen Lohn von dem Kaufherrn bekommt und Brod kaufen kann; mein Buch sollte und mußte bis zum Herbste fertig werden, damit es unter die Presse gehen und mir zu der Zeit, wo wir dessen so nöthig bedurften, ein Buchhändlerhonorar eintragen könne.

Nun, Gott verzeihe es, das Stück wurde wirklich bis zum Herbste fertig; für einen wackeren Verleger: Reclam in Leipzig hatte mein Freund W. Ritter schon vor seinem Abgang nach München gesorgt; mein Buch, ohne daß ich eine Revision oder Korrektur davon zu sehen bekam, wurde in Leipzig so gedruckt, daß hin und wieder die Aussaat meiner Hände sehr mit dem buntfarbigen Unkraut der Druckfehler untermischt ist, und wer war glück-

licher als ich. Noch jetzt thut es mir leid, daß ich dem etwas zu empfindlichen, zarten Ohre einer mir sehr theuren, hochgebildeten Freundin zu Gefallen, die schon gedruckte Allegorie, welche unter der Aufschrift: einige Mythen den Anfang des Buches bildet, noch einmal umarbeitete, und umdrucken ließ. Sie war in ihrer ersten einfacheren Form besser als in der gekünstelten und dreigetheilten zweiten, denn sie sagte es deutlicher, was ich unter dem Worte: „allgemeines Leben“ meinte und als Ziel meines Forschens, freilich nur noch wie ein Nebelbild vor Augen hatte. Denn in dem dichten Walde der chemischen und physikalischen Beobachtungen, dahin ich mich zum Theil an der Hand eines Meisters, welcher des dankbaren Andenkens auch einer späteren Zeit würdig ist und bleibt: Jac. Winterl hatte führen lassen, wird auch der aufmerksamste Leser die Spuren des Weges, den ich nach jenem Ziele einzuschlagen suchte, gar leicht aus dem Auge verlieren und eben so sehr gilt dieses von des zweiten Theiles erstem Bande, den ich in Dresden schrieb, und dessen ich später erwähnen werde.

Unser theurer Meister Werner war von seiner Reise zurückgekehrt; eine Schaar von Schülern aus verschiedenen Ländern und Nationen hatten sich wieder in Freiberg eingefunden; die Vorlesungen des Winterhalbjahres, deren bildendem, anregendem Einfluß ich mich nun mit ungetheilter Kraft hingeben konnte, sollten beginnen.

16. Abraham Gottlob Werner.

Beschreiben läßt sich das eigentlich nicht, sondern es müßte selbst erfahren sein, was gleich den ersten Eindruck, den Werner, so wie er leibte und lebte, auf jedes der Bewunderung fähige Gemüth (man vgl. B. I S. 71) machte,

seine ungemeine Wirkung gab. Ein Mann von mittlerer Größe, kräftigem Bau der Glieder; ein Angesicht, welches sich nicht sowohl durch das, was man gemeinhin Schönheit nennt, wohl aber durch ein Gepräge der Mienen auszeichnete, dergleichen ich niemals an einem anderen Menschenangesicht, gesehen. In diesem Angesichte, in dem stillen forschenden Blick der blauen Augen unter dem prächtigen Thron der Stirne lag der Ausdruck jenes inneren, geistigeu Vergnügtseins, welches ein Archimedes empfunden, als der Sturm der ersten Freude, womit er sein „ich habe es gefunden" ausrief, vorüber war und nun der ruhige Genuß des gefundenen Schatzes ihn beglückte. Der Ton der Stimme, für eine solche starke Brust, erschien kindlich höher, als der gewöhnliche Baßton der Männerstimme; aber gerade in jenem Tone lag eine Beugsamkeit und ein ansprechender Reiz, dergleichen ich in wenig anderen Menschenstimmen gefunden.

Ehe ich von dem spreche, was Werner als Mensch und als Lehrer für mich insbesondere geworden, sei es mir erlaubt, Einiges im Allgemeinen über diesen seltenen, vielverehrten Mann, über sein äußeres Leben und sein allbekanntes Wirken zu sagen. Werner blieb unvermählt; ein alter, treuer Diener und dessen Leute sorgten für die Bedürfnisse des einfachen Haushaltes. Werner's eigentliche Familie: seine Brüder, seine Kinder, das waren die Männer und Jünglinge, welche in ihm ihren geistigen Vater und Ernährer gefunden hatten. Bald von einzelnen, bald von mehreren Gliedern dieser großen Familie, konnte man ihn öfters den ganzen Tag, in und außer seinen Lehrstunden umgeben finden; in dem Kreise mehrerer seiner Schüler speiste er gewöhnlich zu Abend; und mehr noch von dem,

was der freundliche Lehrer in seiner immer heiteren, belehrenden Weise während des Essens sprach, als von den Speisen gestärkt und erquickt, stand man von der zahlreich besuchten Tafel auf. Wie Kinder, die mit besonderer Liebe an dem Vater hängen, zogen Schüler mit ihm durch die Straße nach seinem Hause, begleiteten ihn auf seinen kleinen, kurzen Ausgängen in's Freie, fuhren mit ihm aus und ein in die Gruben, verfolgten ihn sogar auf seinen Reisen, so daß er, wenn er in Dresden oder Karlsbad war, unversehens wieder sich von einzelnen seiner jungen Freunde, wenigstens da, wo er zu Mittag oder zu Abend speiste, umgeben sah. Sie konnten nicht anders; es war, als hätte er es ihnen angethan, und er konnte auch nicht anders, er mußte diesem Zuge, der ja von ihm ausgegangen war, entgegenkommen. Erst da schien es ihm recht wohl zu sein, wo er von seinem geistigen Reichthum mittheilen konnte an Solche, von denen jeder Blick, jedes Wort es ihm sagte, wie theuer werth ihnen das sei, was sie von ihm vernahmen oder unter seiner Weisung und Anleitung sahen.

War es denn etwa ein Gefühl von Vereinsamung, oder, wie vielleicht Manche sagen würden, „von Langeweile"; war es ein Ueberfluß von Mußezeit und anderweitiger Geschäftslosigkeit, was diesen Mann bewog, so sehr viel Zeit an den belehrenden, freundväterlichen Verkehr mit seinen Schülern zu wenden? In der That, nichts weniger als das. Es hat wenige Männer der Wissenschaft gegeben, welche innerlich wie äußerlich so ohne Aufhören beschäftigt und thätig waren als Werner.

Auch wenn man, wie dies je zuweilen geschah, schon am frühen Morgen zu ihm kam, wenn man aus der zutraulichen Mittheilung des Dieners es wußte, daß sein

Herr einen großen Theil der Nacht mit der Ausarbeitung der Grubenberichte, in Beziehung auf die Inspektionsgeschäfte des vorhergehenden Tages, zugebracht habe, und daß er nun beim Frühstück ausruhe, traf man ihn — denn keiner seiner näheren Bekannten durfte abgewiesen werden, — bei einer neuen Art des Ausruhens an, die ein Anderer nicht so würde genannt haben. Denn dieser seltene Geist blieb bei seinem eigentlichen, großen Tagwerk der Mineralogie und Gebirgskunde nicht stehen, sondern erhob sich in den Stunden seines Ausruhens von jenem Tagwerke gern von der innersten, von der Urgeschichte der Erde und ihres festen Landes zu dem Gebiete der innersten, der geistigen Urgeschichte ihres Bewohners, des Menschen. Und so fand man ihn etwa, so in früher Morgenstunde bei einer Tabelle sitzend, die er mit eigener, fleißiger Hand entworfen hatte, und jetzt zu vervollständigen im Begriff stand; neben ihm lagen Wörterbücher der verschiedensten europäischen und asiatischen Sprachen. Der freundliche Mann ließ gerne Jeden, den er für solche Belehrung empfänglich hielt, an der Freude seiner Ausruhestunde Theil nehmen. Er machte kein Geheimniß daraus, daß er damit umgehe, ein polyglottisches Wörterbuch, nach einem großartig angelegten Plane, und ein allgemeines Etymologicum zu schreiben: jene Tabellen, in denen er die ihrem Sinne nach verwandten Wurzelwörter der vornehmsten, bekannten Ursprachen, so wie anderwärts die gleichlautenden zusammengestellt hatte, sollten zu diesem freilich nie vollendeten Werke die Grundlage bilden.

Auffallender allerdings noch als die vielartig anderen Beschäftigungen, denen sich der große Mineralog in seinen Ausruhestunden hingab, mochte Manchem, welcher W e r n e r nicht näher und länger kannte, dieses mühselige und gründliche For-

schen über die Verwandtschaft und gemeinsame Abstammung aller Sprachen erscheinen, namentlich in einer Zeit, welcher im Vergleich mit der jetzigen so wenige Hülfsmittel, so wenige gründliche Vorarbeiten zu Gebote standen. Denn, wenn man ihn in dem Lesen von Reisebeschreibungen vertieft, oder mit der Betrachtung von Gebirgskarten, mit der Anordnung seiner kostbaren Münzsammlung beschäftigt fand, dann begriff man eher den Zusammenhang solcher Studien mit der Hauptaufgabe seines Lebens, mit den Forschungen im Gebiete der Geologie und Mineralogie als bei seinen langwierigen Excerpten aus Wörterbüchern und allerhand Werken, darin sich einzelne Wörter aus den Sprachen der Neger und Polynesier fanden. Und dennoch stand diese Richtung der inneren, geistigen Thätigkeit mit der mehr äußeren, alltäglich bei ihm in einer nahen, wesentlichen Beziehung. Wir müssen diese Beziehung gerade an einem solchen Beispiele etwas genauer in's Auge fassen.

Im äußeren sichtbaren Haushalt der Natur hat eine ewige Weisheit die mannichfaltigen Arten der Lebendigen über alle Regionen der Schöpfung so ausgetheilt, daß an jedem Punkte, den der Lebenshauch der Luft anweht, die eine da, die andere dort ihre eigenthümliche Speise findet und ihres Lebens sich erfreut. Auch im Haushalt der geistigen Welt findet eine solche Vertheilung der Posten ihres Bestehens und Wirkens an die Einzelnen statt, und es gibt Geister, denen der äußere Umfang am Kreise des Erkennens, andere, denen die Mitte dieses Kreises zu ihrem Gesichtsfeld angewiesen ist. Groß und herrlich ist der äußere Kreis, und jeder einzelne Punkt seines Umfanges gewährt dem forschenden Sinne für ein ganzes Menschenleben Befriedigung und Freude; das Auge aber, das hier, an der einen Stelle des Umfanges steht, sieht nicht das,

was an einer anderen und dritten, selbst nachbarlich angränzenden sich findet. Anders ergeht es Jenen, denen ihre Stelle in der Mitte des Kreises angewiesen ist. Diese sind dazu gemacht und bestimmt, von ihrer Stellung aus alle Theile des äußeren Umfanges zu sehen und zu erfassen. Ein solcher Geist war Werner, der Meister aller Derer, die zu seiner Zeit sich Lehrer nannten; Er, zum Lehrer gemacht und geboren, weil sein Geist von einem Geiste gelehrt war, welcher das Sein und Wesen aller Dinge in Einem erfaßt.

Auch dann, wenn wir hier nur die Naturgaben beachten, — denn es gibt auch eine andere, höhere Gabe als die der Natur, eine solche, durch welche jeder Menschengeist zu dem eröffneten Blicke, der von der Mitte aus das Ganze erfaßt, gelangen kann, — erscheint uns Werner als ein Mensch von seltenen, außerordentlichen geistigen Kräften. Um nur bei einer seiner Gaben, bei der vorhin erwähnten für das Verständniß der Sprachen, zu verweilen, so mußte Jeder, der ihn in seinem Verkehre mit den jungen Ausländern beobachten konnte, welche sich in Freiberg um ihn versammelten, die Leichtigkeit bewundern, mit der er sich bei Gelegenheit in den verschiedenen Sprachen derselben auszudrücken wußte. Den jungen Portugiesen wie den Spaniern, den Schweden und Dänen, den Russen und Ungarn, den Italienern wie den Engländern mochte es ganz besonders wohl thun, wenn der verehrte Lehrer, dem sie hieher in die Fremde, deren Sprache ihnen ganz unbekannt, zugezogen waren, ihnen nicht selten, wenn die gewöhnliche, gemeinsame Konversationssprache: die französische, bei der es freilich die jungen Franzosen am leichtesten hatten, von ihrer Seite nicht ausreichen wollte, in ihrer eigenen Muttersprache aushalf, und wenn er selbst,

bis sie des Deutschen hierzu mächtig genug waren, hin und wieder in ihrer Sprache ihnen Unterricht gab.

Obgleich die Lebensgeschichte dieses Meisters im Lehren vielen meiner Leser bekannt sein mag, so halte ich es dennoch für kein unnützes Bemühen, auch denen, die sie nicht kennen, oder die sie wieder vergaßen, einige Züge aus der äußeren wie inneren Entwickelungsgeschichte des seltenen Mannes mitzutheilen *). Die Neigung zur Mineralogie und Bergbaukunde war ein uraltes Erbstück der Werner'schen Familie. Seit dem 16. Jahrhundert (mithin seit dem Wiedererwachen dieser uralt und ächt deutschen Wissenschaft durch Georg Agricola), das wußte man aus dem kleinen Hausarchiv, waren die Vorfahren unseres Mineralogen ansehnliche Besitzer von Eisenhütten und Hammerwerken gewesen; namentlich hatte der Großvater desselben das Dobrahüttenwerk zu Ludwigstadt bei Baireuth erbaut und besessen, der Vater aber hatte die ruhigere Stellung eines Inspektors über die gräflich Solm'schen Eisenhüttenwerke bei Wehrau in der Oberlausitz den Sorgen des eigenen Besitzes vorgezogen. Für die eigenthümliche geistige Entwickelung seines nachmals so berühmt gewordenen Sohnes, der ihm im Jahre 1750 am 25. September geboren ward, hätte keine günstigere Lage gefunden werden können. Selbst die Umgebung des Ortes mußte zur Erweckung des Talentes, das in dem Knaben schlummerte, das Ihrige beitragen; Werner erzählte seinen vertrau-

*) Ich beziehe mich hierbei auf T. L. Hasse's Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des am 30. Juni 1817 in Dresden verstorbenen k. sächs. Bergrathes Werner, so wie hier, in diesem ganzen Kapitel auf meinen Aufsatz in den Münchner gel. Anzeigen von 1850 Nr. 46.

teren Schülern öfters, wie der Anblick eines Hügels, an dessen steil, gegen die vorbeifließende Quais abgestürzten Wänden, die schichtenweise Auflagerung der Massen sehr deutlich in's Auge fiel, ihn schon als Kind angezogen und in's Nachdenken über die Weise, wie dieses entstanden sein möge? eingeführt habe. Die kleineren Stücke von Bleiglanz, Kupferkies, Zinnstein, die ihm sein Vater bei Gelegenheit als Lohn des Fleißes schenkte, waren ihm Kleinode und die liebste Lust seiner Augen; was die Nachbarschaft von Fossilien darbot — es war freilich nur wenig — das lernte er bald unterscheiden und trug es eifrig zusammen. Wenn ihm der Vater seine Lieblingsgeschichten von tapferen Bergleuten, und von dem Entstehen der einzelnen Bergwerke erzählte, dann konnte er sich nicht satt hören und seine Fragen gingen oft weiter als die Erfahrungen und Anschauungen des Erzählers. Als er lesen gelernt hatte, gewährten ihm nächst der biblischen Geschichte jene Bücher seines Vaters die liebste Unterhaltung, die von Bergwerken und seltenen Steinen handelten.

Werner's Vater wußte es wohl, was der einzig tüchtige, gute Grund sei, daraus die gedeihliche Ausbildung der Menschennatur für das Leben — nicht in der Erdenzeit allein — hervorgehen müsse; er brachte seinen neunjährigen Sohn in die Waisenhausschule zu Bunzlau, darin er unter der geistigen Zucht und Pflege frommer, treuer Lehrer blieb, bis zu seiner Konfirmation. Er hat aus dieser Schule einen Schatz mit sich genommen, den er zwar nie zur Schau trug, der aber, wie es Die wußten, die sein Innerstes kannten, das höchste Glück seines Lebens war. Im fünfzehnten Jahre seines Alters kehrte er in's väterliche Haus zurück, und trat zugleich in das unerfreuliche Geschäft eines Hüttenschreibers, dessen Geschäftskreis auf

das Kopiren von Berichten und Rechnungen beschränkt war. Er that dieses gern, aus Liebe und Gehorsam gegen seinen Vater, welchem der wohlwollende Graf Solms schon das Versprechen gegeben hatte, daß ihm sein Sohn einst Gehülfe und Nachfolger im Amt eines Inspektors werden sollte. In diesem kleinen, bescheidenen Kreise der Thätigkeit wie der Aussichten für die Zukunft blieb der kräftige Geist des seltenen Jünglings drei ganze Jahre beschlossen. Da brach, in ganz unerwarteter Weise, ein Sonnenstrahl in das Dunkel herein, das seinen Lebensplan verhüllte und machte ihm den Weg klar, den er gehen sollte.

Scheinbar war es ein betrübendes, sorgenerweckendes Ereigniß, das in seinen Folgen alle Sorgen, die auf dem Herzen des Jünglings lagen, hinwegnehmen sollte. Das anhaltende Sitzen und die Freudenlosigkeit der Arbeit, die auf ihm lastete, hatten sein leibliches Wohlsein so zerrüttet, daß ein gefährliches Brustleiden zu befürchten schien; die Aerzte riethen den Gebrauch des Karlsbades und der Vater, besorgt um das Leben seines Sohnes, willigte in den Vorschlag derselben ein.

Weder der Vater noch der für solche Liebe dankbare Sohn ahnten es damals, welche bedeutende, leibliche wie geistige Folgen diese Badereise für den kränklichen Jüngling haben sollte. Der Weg nach Karlsbad führte über Freiberg. Als er die dortigen Grubengebäude, die Pochwerke, die Schmelzhütten und alle anderen kunstreichen Werke sah, die dem hochberühmten Freiberger Bergbau dienten, da war es ihm wie Einem, der aus jahrelanger Gefangenschaft im dunklen, dumpfigen Krankenzimmer hinaustritt in das naturgemäße Element der freien Luft und des Sonnenscheines. Er fühlte sich da in seiner wahren geistigen Heimath; ihm wurde es darin so wohl, daß er

kaum noch der Reise nach dem Bade bedürftig schien. Die lebhafte, gründlich forschende Weise, in welcher der Jüngling all' das Neue, das er hier sah, beachtete; seine bescheidenen, verständigen Fragen und treffenden Aeußerungen über Manches, das dem Kreise seiner Erkenntnisse nahe lag, erregten die Aufmerksamkeit mehrerer Beamten, die mit ihm zusammentrafen; sie erkannten in ihm den künftigen, tüchtigen Bergmann. Dieser ihrer Anerkennung hatte es Werner auch zu danken, daß sein Vater, bald nachdem der Sohn von der Badereise heimgekehrt war, sich geneigt finden ließ, dem Wunsche desselben nachzugeben, daß er die neuerrichtete Bergakademie in Freiberg besuchen dürfe, um sich dort vornämlich durch das Studium der metallurgischen Chemie für die Aufgabe seiner künftigen Inspektorstelle in Wehrau besser vorzubereiten.

Es erscheint als eine ganz besondere, für die Entfaltung seines Lebensplanes günstige Führung, daß Werner als einer der ersten Schüler in eine Anstalt eintreten mußte, welche eben in ihrem Entstehen war und deren nachmaligen, mächtigen Ausbau, sowie weithin reichenden Ruhm er selber begründen sollte. Er sah in den Anfängen, die ihm hier vor Augen lagen, nicht nur das, was ihnen noch fehlte, sondern auch das, was aus ihnen werden konnte und sollte. Schon durch die Weise, in welcher er die zum Theil dürftigen Mittel der Belehrung, vor Allem aber die unmittelbare Anschauung beim Befahren der Gruben, bei der Theilnahme an den metallurgischen Arbeiten benutzte, gab er zu erkennen, was ein Schüler, wie er war, an einer solchen Bildungsanstalt eigentlich suchen und finden solle. Dies entging nicht der Aufmerksamkeit jenes Mannes, welcher als Kurator und theilweiser Begründer der Anstalt die eigentliche Seele derselben war: des Papst

von Ohain, den Werner als den größesten der damals lebenden Mineralogen rühmt. War es doch, als ahnte es dieser Mann, daß auf Werner sein eigenes Streben, die Aufgabe seines Lebens übergehen und vererbt werden sollte, denn er faßte, aus innerer Verwandtschaft, eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu dem seltenen Jüngling. Als er diesen mit einem so verständigen Sinne wie keinen anderen die unbedeutende Mineraliensammlung betrachten sah, welche der Belehrung der Studirenden preisgegeben war, rief er ihn zu sich in's Haus und verstattete ihm den Zutritt zu seiner, für jene Zeit überaus reichen Privatsammlung. Wenn bei solcher Gelegenheit der junge Akademist seinem hocherfahrenen Gönner die Beobachtungen mittheilte, welche er schon um jene Zeit über die Struktur der Gebirge und über die Lagerstätten der Fossilien gemacht hatte, so wie seine selbstentworfenen schematischen Anleitungen zur Prüfung und Beurtheilung des bergmännischen Betriebes und zur wohlgeordneten, deutlichen Beschreibung desselben, dann erwachte in dem Kurator der Wunsch, daß Werner der Anstalt für immer erhalten werden möge. Den Eintritt jedoch in einen Dienst bei dem königlich sächsischen Bergwesen, welchen v. Ohain ihm eröffnen wollte, wies Werner von sich, weil er durch die Wünsche seines Vaters sich gebunden und zugleich den unabweisbaren Drang nach einer vielseitigeren wissenschaftlichen Ausbildung in sich fühlte. Auch der Vater ehrte diesen inneren Drang seines Sohnes, er ließ den einundzwanzigjährigen Jüngling (1771) die Universität Leipzig beziehen.

Hier fand derselbe vor allen, nicht nur als Lehrer, sondern bald auch als väterlichen Freund den berühmten Gehler, den Verfasser des physikalischen Wörterbuches,

das noch jetzt seinen Namen trägt, einen Mann von großem Umfang des Wissens und von so vielseitiger Bildung des Geistes, wie Werner einen Lehrer sich wünschte und bedurfte. Nächst Gehler waren es namentlich noch der nicht weniger vielseitige, damals noch jugendliche Naturforscher Leske und ein mit den Kräften der Natur wohlvertrauter, in seinen Leistungen bewunderter Arzt, Gallisch, deren vertrauten Umgang der eifrige Student genoß. Diesen zog übrigens außer der einen Hauptrichtung seines inneren Berufes auch die andere Nebenrichtung: zum Studium der Sprachen, vorerst nach den neueren, schon damals mächtig an.

Er sollte jedoch schon jetzt auch vor der Welt zu seinem eigentlichen Tagwerk sich bekennen. Die berühmten Mineralogen des Auslandes Hill und Wallerius hatten auf das dringende Bedürfniß hingewiesen, die Arten der Mineralien nach ihren äußeren, alsbald in die Sinne fallenden Eigenschaften zu unterscheiden und zu bestimmen, ja ein Deutscher, Gehler's älterer Bruder, hatte schon im Jahr 1757 den Versuch gewagt, eine Lehre von den äußeren Kennzeichen der Fossilien zu entwerfen. Werner wollte Anfangs in bescheidener Weise die lateinische Dissertation des älteren Gehler nur übersetzen und mit einigen Anmerkungen bereichern, er entschloß sich jedoch bald, auf Zureden einsichtsvoller Freunde, nicht an die fremde, sehr unvollständige Arbeit sich zu binden, sondern die Aufgabe nach eigener Kraft und Einsicht zu lösen; er ließ im Jahr 1774 seine Abhandlung über die äußeren Kennzeichen der Fossilien drucken. In ihrer Art bildete diese kleine Schrift eben so die Grundlage für eine leicht faßliche großentheils naturgemäße systematische Anordnung

der Mineralkörper, als Linne's Beachtung der Sexualverhältnisse für das Reich der Pflanzen.

Die Anerkennung, welche diese Schrift fand, war bei allen Männern vom Fach eine außerordentliche. Der alte Freund und Gönner: Papst von Ohain säumte nicht, seine Anerkennung des Begründers eines neuen Systemes der Mineralogie durch die That zu bezeigen; Werner wurde auf seine Veranlassung an die ehrenvolle Stelle eines Inspektors der Sammlung so wie eines Lehrers der Mineralogie und Bergbaukunde an die Akademie zu Freiberg berufen.

Welch' anderer Ort, welche andere Stellung hätte wohl günstiger sein können für die allmählige Entwickelung der Gaben, die in dem Gerufenen lagen; für die kräftige, weit über die nächsten Schranken der Zeit und des Raumes hinausreichende Wirksamkeit desselben! Wer Freiberg und den Reichthum der verschiedenen Gebirgsarten so wie der einfachen Gesteine näher kennt, der weiß es, daß nur wenige Gegenden der Erde sind, die in so engem Raume eine solche Mannichfaltigkeit der Formen des Mineralreiches zu Tage legen. Ein Weg von wenig Stunden oder Meilen führt den sachkundigen Wanderer über die verschiedenartigsten Gebirgsformationen; der Eingang in die verborgene Tiefe, zu den Lagerstätten der Erze und der sie begleitenden Nebengesteine ist nach allen Seiten hin durch die zahlreichen Grubengebäude eröffnet. Dieser Landstrich ist eine Mineraliensammlung im Großen; der Sammler, der sie zu benutzen weiß, kann schon durch Tausch allein auch vom Ausland her, die meisten, zur Ergänzung des Naheliegenden nöthigen Materialien eines Mineralkabinettes sich verschaffen.

Allerdings mag in solcher Weise auch die Minera-

liensammlung ihren Anfang genommen haben, welche, in ihrer Art einzig, als eine Welt im Kleinen einen Ueberblick über die Geschichte des gesammten Steinreiches unserer Erdveste gewährte. Diese Sammlung war noch etwas Anderes als etwa ein Instrument, auf dessen Saiten ein Meister der Tonkunst während seines ganzen Lebens die Bewegungen seiner Gefühle und die Anregungen ausgesprochen hat, welche von außen her die Harmonieen in seinem Innern weckten. Für einen Anderen als den Meister selber bleibt das besaitete Instrument eine Geräthschaft der bildenden Menschenhand, darin weder Ton noch Sprache der Seele ist, denn der Meister allein kann mit seiner Seele es beleben. In jener Sammlung aber, welche Werner durch Aufopferung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel und durch die dankbare Geschäftigkeit seiner treuen Schüler hergestellt hatte, welche von Mexico bis nach Nertschinsk, von Norwegen und Schweden bis an die Südspitze der iberischen Halbinsel verbreitet waren, sprach sich der denkende Geist des Meisters, dessen Werk sie war, eben so verständlich und vernehmbar für jeden aus, der die Schriftsprache der sichtbaren Gestalten zu lesen vermag, als in dem geschriebenen Werke eines tiefsinnigen Denkers. Es gab sich selbst in diesem Meisterwerke unseres Lehrers, denn ein solches war es, der leitende Grundgedanke kund, daß der Entwickelungsgeschichte jedes einzelnen geschaffenen Dinges, selbst jedes Steines, so wie des großen Ganzen der Schöpfungen, ein gewisser Plan zu Grunde läge, der sich einem tiefer forschenden Denker überall sichtbarlich vor Augen legen läßt. Dieser Grundplan der Entwickelung ließ jene bewundernswürdige Anordnung der Werner'schen Sammlung errathen, wenn diese von einer und derselben Steinart die verschiedenen Abänderungen der äußeren Ge-

staltung, ja selbst der Farben, des Glanzes, der Grade der Durchsichtigkeit u. s. w. in einer Weise darlegte, daß sowohl die feste Abgränzung der eigenthümlichen Art als ihre Anreihung an andere, eben so fest bestimmte Arten, daß die Zusammenstellung aller in Familien, Ordnungen und Klassen erkennbar wurde.

Auf solche Weise war die kleine Welt der Steine, welche Werner sich geschaffen, nicht blos ein Werk seiner sammelnden und erwerbenden Hände, sondern seiner Gedanken geworden. Sie mußte ihm selber wie ein kurzer Inbegriff seiner eigenen Entwickelungsgeschichte erscheinen, jeder Stein als ein Erinnerungszeichen an das Erwachen eines fruchtbaren Gedankens, an ein Ereigniß, eine merkwürdige Oertlichkeit oder an einen Schüler und Freund in der fernen Umgebung, darin derselbe wohnte. Erinnerungszeichen an das Erwachen eines großen, fruchtbaren Gedankens waren ihm namentlich jene Spaltungsstücke des Flußspathes, die er, noch als Jüngling, mit vorsichtiger Hand aus einer größeren, krystallinischen Masse dieses Fossils, durch Zertheilung derselben gewonnen hatte. Denn an diesen war ihm der Bauplan des regulären (tesseralen) Systemes, auf allen seinen Entwickelungsstufen des Würfels, Acht- und Zwölfflächners u. s. zuerst bemerkbar geworden und er war hierdurch zu einem vollständig umfassenden Ueberblicke über alle Formenwandlungen jenes Ursystemes aller regelmäßigen Gestaltungen des Steinreiches gelangt, dessen Grundgedanke in allen anderen Systemen sich wiederholt.

Wenn deshalb Werner, der Lehrer, eine ganz besondere, ich möchte sagen, zärtliche Liebe zu den Steinen hatte, die er seinen Schülern vor Augen legte und nach allen ihren Eigenschaften zur Anschauung brachte, dann muß dieses wohl begreiflich sein. Aber in einer solchen warmen Liebe

liegt eine ansteckende, zur gleichen Theilnahme anregende Kraft. Dies erfuhren seine Schüler, dieses erfuhr nicht nur ich selber, als in mir durch Werner's Unterricht ein brennendes Verlangen nach dem Besitz von Steinen erwachte, sondern selbst mein Kind, das mir während meines neuen Studentenlebens in Freiberg geboren wurde. Denn dieses, als es kaum die ersten Worte sprechen gelernt, erhob, auf dem Arme der Mutter, ein Freudengeschrei, wenn ich mit einem glänzenden oder farbigen Steine ins Zimmer trat; streckte nach keinem anderen Spielzeug seine kleinen Hände so begierig aus, als nach einem solchen Steine, an welchem es mit bleibenderem Wohlgefallen hing, als an allen anderen Belustigungen der Augen.

Aber nicht nur die Freude an den Naturreizen des Steinreiches, sondern vor allem jene Befriedigung, die der denkende Geist in dem Erkennen des Planes fand, welcher durch die Entwickelungsgeschichte der einzelnen so wie der Gesammtheit aller Steinarten hindurchgeht, war es, was den Lehrvorträgen des großen Meisters ihre ganz unbeschreibliche geistig belebende Kraft gab. In großartigerem Maaße noch, als durch den Unterricht in der Mineralogie geschah dieses durch die Belehrungen über den Bau der Erdveste, in seinen geognostischen Vorlesungen.

Ich erlaube mir über diesen Gegenstand zuerst hier Das nachzusprechen, was der Berühmteste unter seinen Schülern, Alexander von Humboldt in seinem geognostischen Versuche „über die Lagerung der Gebirgsarten in beiden Erdhälften" über Werner, als den Begründer der wahrhaften Geognosie, gesagt hat.

„Werner hat (selbst) in Gegenden, deren Untersuchung ihm nicht vergönnt gewesen, einen Theil der Entdeckungen vorbereitet: er hat, möchte man sagen, einen Theil der Ent-

deckungen vorgefühlt, womit die Geognosie nach ihm bereichert worden. So kann irgend ein sehr beschränkter Raum der Weltveste, eine Gegend von wenig Quadratmeilen Ausdehnung, in welcher die Natur viele Formationen vereinigt hat, — gleich dem wahrhaften Mikrokosmus alter Philosophen — im Geiste eines bewährten Beobachters sehr richtige Gedanken erwecken über die Grundwahrheiten der Geognosie. So waren die meisten der früheren Ansichten Werner's, selbst jene, die der berühmte Mann schon vor dem Jahre 1790 erfaßt hatte, von einer Richtigkeit, welche noch fortwährend Bewunderung erweckt."

Schon seit dem Jahre 1775 hatte Werner in seinen Vorlesungen über „Gebirgslehre" nicht nur auf die Verschiedenheit, sondern auf die Ordnung und Reihenfolge aufmerksam gemacht, in welcher die größeren festen Massen, aus denen die Erdrinde gebildet ist, in der Regel abgelagert sind. Der berühmte Pallas hatte von dieser großen Entdeckung nichts gewußt; er berichtete einfach nur das, was er auf seiner großen Reise in Sibirien beobachtet hatte. Als aber sein Bericht zuerst 1777 in Petersburg, 1778 in Deutschland bekannt wurde, da erregte es bei allen Sachkundigen keine geringe Verwunderung, daß Pallas in dem riesenhaft großen Landstriche von Sibirien dieselbe Ordnung in der Auflagerung der Urgebirge und Flözgebirge gefunden hatte, welche Werner in dem kleinen Bezirk seiner Anschauungen um Freiberg gesehen und darin er, mit dem Blick eines Sehers die Grundzüge eines allgemeinen Gesetzes der Gebirgsbildung erkannt hatte.

Fragen wir nun: was war das, was Werner'n diese bewunderungswürdige Spürkraft des Geistes, diesen, ich sage es nochmals, eröffneten „Seherblick" in die, für sein sinnliches Wahrnehmen unerreichbaren Weiten, Höhen

und Tiefen des Erdganzen gab? Die Antwort liegt uns nahe: es war der kindlich fromme Glaube des Mannes an einen einigen denkenden und schaffenden Geist, welcher dem Sein und Wesen der sichtbaren, wie der unsichtbaren Dinge einen bestimmten Plan der Entwickelung nach einem gewissen Zwecke und Ziele vorgezeichnet hat. Ich muß es wohl bekennen, daß mich Werner's Lehre von den Formationssuiten, wenn sie die stufenweise Annäherung der einzelnen, aufeinanderfolgenden Glieder der mischungsverwandten Gebirgsgruppen bis an die Gränzen des höheren Naturreiches der beseelten Dinge vor Augen stellte, öfters mit einem tiefen Staunen erfüllt hat, das nach seinem geringen Maaße dem verwandt war, welches einen Weisen des Alterthums beim Anblicke der aufgehenden Sonne ergriff, wenn ihm mitten in dem sichtbar Bewegten das Walten einer unsichtbaren bewegenden Macht sich kund gab.

Ich kann es nicht unterlassen, hier, wo ich von dem kindlich frommen Sinn meines theuren Lehrers sprach, eine Bemerkung beizufügen, welche eine nur von Wenigen beachtete Seite jenes Bildes betrifft, das ich von seinem Wesen und Wirken zu geben versuchte.

Von zwei verschiedenen Seiten her wurden unserem Werner Vorwürfe gemacht, welche mit einander im vollkommensten Widerspruche standen. Die Einen sagten ihm nach, er habe in zu übergläubiger Weise die Grundzüge seines geologischen Systemes der heiligen Urkunde anzupassen gesucht; seine allzu gewissenhafte Religiosität habe ihn in seinen Forschungen über die Bildungsgeschichte der Gebirge, so wie über die gemeinsame Abstammung der Völker und Sprachen partheiisch und kurzsichtig gemacht. Andere, auf der entgegengesetzten Seite, gingen so weit, daß sie ihm einen wesentlichen Zug seiner Gesinnung und sei-

nes inneren Lebens: die Religiosität, geradezu absprechen wollten. Wir hätten beider Arten der Vorwürfe, namentlich des letzteren, kaum erwähnt, wenn nicht selbst noch ein neuerer, sehr treumeinender, ernster Biograph des großen Lehrers denselben noch einmal öffentlich zur Sprache gebracht hätte. Allerdings war das nicht ohne Grund, was die scharfen Beurtheiler der letzteren Art von ihm aussagten, daß er zwar, bei Gelegenheit, Andere zum fleißigen Besuch der Kirche ermuntere, daß er aber selten selber oder nie zu Freiberg in einer Kirche gesehen worden sei. Seine Vertheidiger sagten dagegen, er habe das Besuchen der Kirchen aus Furcht vor Erkältung vermieden, und ich meine, in dieser Behauptung läge eine Wahrheit, sowohl dann, wenn man sie im moralischen, als wenn man sie im physischen Sinne nimmt. Es war in ihm ein inniges Suchen des religiösen Bedürfnisses, welches vielleicht dort, wohin man es wies, in damaliger Zeit keine Befriedigung fand; auf der anderen (physischen) Seite hatte er sich aber einer leiblichen Verwöhnung hingegeben, welche selbst seine sorgsamen Freunde an ihm nicht billigten. Werner, der in jüngeren Jahren öfters an den schmerzhaftesten Folgen von Erkältung gelitten hatte, pflegte namentlich die Vormittagsstunden in einer Zimmerwärme zuzubringen, welche der des tropischen Klima's gleich kam. Selbst in den Sommermonaten wurde sein Ofen in den Frühstunden geheizt und alle seine Schüler und näheren Bekannten werden sich erinnern, welche Selbstüberwindung es kostete, sogar in der Nähe des Fensters in seinem Zimmer die russische Badewärme auszuhalten, die Werner mit einem sichtlichen Behagen, ganz nahe am Ofen sitzend, aus der ersten Hand genoß. In dieser seltsam übertreibenden Selbstpflege hatte er sich durch das Lesen von allerhand medizinischen

Schriften noch bestärkt, aus denen er sich vorzugsweise Das herausnahm, was mit seinen Ansichten von der Gesundheitspflege übereinstimmte. Der liebe Mann hielt sich zuletzt für einen beständig Kranken, der sich vor der Möglichkeit jedes Luftzuges hüten müsse und sah sich deshalb Manches nach, was mit den Gewohnheiten des bürgerlichen Anstandes nicht im Einklang war.

Wenn aber auch manche Mitbürger, welche nach Dem urtheilten, was ihnen vor Augen lag, in Werner Das nicht erkannten, was von seiner Kindheit an bis zu seinem Ende ein wesentliches Eigenthum seines Gemüthes war, — „das Geheimniß, welches unverrückt über seiner Hütte blieb", (Hiob 29, V. 4), so gab es doch andere Mitbürger und Bekannte, welche um dieses Geheimniß wußten. Dies waren nicht gerade jene Gelehrten und Gebildeten, jene Weisen und Hochgehaltenen vor der Welt, mit denen er in vielfachem Verkehre stand, sondern die Kleinen und Armen: „die Stillen im Lande." Den nachmaligen Missionär in Persien August Dittrich hatte er für diesen seinen Beruf, — ein Verkündiger des Evangeliums zu sein in Einfalt und Kraft — geweckt und erzogen. Dieser war, als Kind eines Nachbars, zu Werner gekommen, um bei ihm schöne Steine und Bilder zu sehen. Werner aber, wie er das öfter that, wenn er mit Kindern allein war, erzählte ihm biblische Geschichten, leitete ihn zum Lesen der heiligen Schrift an, munterte den fähigen Knaben zum Studiren auf, bestärkte ihn in seiner Neigung zur Theologie, und trieb ihn vor Allem zum Erlernen des Hebräischen, zum fleißigen Forschen in der heiligen Schrift in ihren Grundsprachen an. Dittrich (jetzt Prediger in Moskau) denkt noch mit dankbarer Liebe der Stunden, in denen er von dem berühmten Mineralogen ein Kleinod

des inneren Lebens empfing, zu dessen Besitz ihn — in solch' lebendiger Weise — die Vorträge der hochgelehrten Theologen jener Zeit schwerlich geführt hätten. Die hebräische Bibel, welche Werner ihm geschenkt hatte, ward ihm mehr als ein gewöhnliches Erinnerungszeichen an einen väterlich-freundlichen Mann. Denn sie weckte mit dem Bilde dieses Mannes zugleich die Lebenskeime in ihm auf, welche jener Mann durch das Wort in seine Seele gelegt hatte. Außer Dittrich werden wohl noch manche Andere leben, die es bezeugen können, daß er im Umgang mit Kindern, als besuchender Wohlthäter und Tröster in der armen Hütte manches einfältig gläubigen Bergmannes mit den äußeren Gaben gern auch jene inneren mittheilte, die er im Hause seines Vaters, vornämlich aber von seinen frommen Lehrern in der Waisenhausschule zu Bunzlau bis zu seiner Confirmation (S. 133) empfangen, und treu in seinem Herzen bewahrt hatte.

Aber auch seine Zuhörer und Schüler mußten es erkennen, daß in ihm, da, wo er von dem Entstehen der Erdveste zu reden hatte, seine Ehrfurcht vor der Mosaischen Urkunde, vor der Bibel, als Gottes geoffenbartem Wort, sich nicht verläugnete. Selbst gegen Andersgesinnte bezeigte er, wo es galt, mit inniger Wärme diese Ehrfurcht vor dem Wort und den ewigen Wahrheiten des Christenthums, dessen Glaube in seinem Wandel und Leben thatsächlich sich kund gab.

Ich habe den theuren Mann auch noch später, ich habe ihn mehrere Male in Nürnberg, und in einem der letzten Jahre seines Lebens in Freiberg gesehen und vertraulich gesprochen. Jene Hand, welche den Plan der Entwickelung in der Geschichte des Erdganzen wie des gesammten Menschengeschlechtes zu einem bestimmten Ziele

leitet (S. 141), hatte er auch in den äußeren wie inneren Führungen seines eigenen Lebens erkannt und er hielt sich an dieselbe, wie ein Kind an die Hand des Vaters, fest bis an sein Ende.

In solcher Weise erkannten und ehrten ihn die Meister meiner Jugend, Herder und Schelling, ehrte ihn Göthe, der sich an dem belehrenden Umgang dieses seines Altersgenossen (denn die Geburtsjahre von beiden fallen nachbarlich in die Mitte ihres Jahrhunderts *) sehr erfreute, wenn beide in Karlsbad sich trafen, und der sich immer treu zu Werner's geologischen Ansichten bekannte. Mir aber, einem alten Schüler, der wenigstens in dankbarer Liebe gegen den Lehrer seinen berühmteren Mitschülern nicht nachsteht, möge man es vergeben, wenn ich hier so ausführlich von dem Manne sprach, dessen belehrender, bildender Einfluß auf den wissenschaftlichen Erwerb meines Lebens und seine öffentliche Anwendung von ganz entschiedener Bedeutung war.

17. Die geistige Mitgenossenschaft.

Neben dem großen Lehrer selber war es auch seine zu meiner Zeit in Freiberg bestehende Schule, durch welche mir mein Aufenthalt in der merkwürdigen Bergstadt zu einem folgenreichen Wendepunkte in der Geschichte meiner wissenschaftlichen Bildung und Entwickelung wurde. Ich hatte es schon bei anderer Gelegenheit, in jenem Kreise der Mitschüler erfahren, der in Jena mit mir um Schelling versammelt war, welchen Genuß und welchen Vortheil zur Bekräftigung und Klarheit im eigenen Erkennen

*) Mit seinem guten, treugesinnten Könige Friedrich August war Werner in dem gleichen Jahre (1750) geboren.

es gewähre, wenn ein geistiges Element der Belehrung zugleich von vielen, dafür empfänglichen Seelen aufgefaßt und verarbeitet wird. Wie der einfache Lichtstrahl, in den verschiedenen Durchgangspunkten des Prisma's, zu einem Farbenbilde wird, aus dessen bunter Vielheit eine Sammellinse die Einheit des farblosen, ursprünglichen Lichtstrahles wiederherstellt, so fassen öfters die Hörer eines lebendigen Wortes von dem Sinne desselben, nach ihren verschiedenen Gaben der eine diese, der andere eine andere Seite auf, und erst aus der Einigung aller geht der ganze Sinn des empfangenen Wortes in seiner vollen Klarheit hervor.

Dieses erfuhr ich in recht kräftiger Weise durch den geistigen Wechselverkehr, in welchen ich mit mehreren der jüngeren Zuhörer Werner's, bald nach dem Beginne seiner Vorlesungen, trat. Aber schon ehe dieses geschah, ward mir eine Bekanntschaft mit gereifteren Männern zu Theil, die, aus Werner's Schule hervorgegangen, sich nahe an diesen väterlichen Freund anschlossen. Es waren nur wenige, denn meine damaligen Verhältnisse, namentlich mein anhaltendes Arbeiten, verstatteten mir nicht, viele zu suchen; jene wenigen aber, die mir ungesucht kamen, waren für mich gerade von einem ganz besonderen Werthe.

Ich nenne hier zuerst den damaligen Bergkommissionsrath, nachmaligen Oberberghauptmann S. Aug. Wolfg. von Herder, den geistig ebenbürtigen Sohn des Gottfried von Herder in Weimar. Wie so manche andere Fügung, welche mich auf den Weg nach Freiberg hingewiesen und mir denselben gebahnt hatte, war mir auch die gekommen, daß wenige Monate nach unserem Umzuge nach Freiberg auch die verwaiste Familie des theuren Herder, seine Wittwe mit ihrer Tochter und den beiden jüngsten Söhnen nach Freiberg zogen. Schon durch einen Brief,

den sie mir aus Weimar zusendete, führte mich die Mutter Herder bei ihrem Sohne, dem tapferen Bergmanne, ein. Denn ein solcher, nach dem alten bergmännischen Ausdruck, ist dieser August von Herder in einem seltenem Maaße gewesen und bis an sein Ende geblieben; ein Mann, welchem nicht blos das fortwährende Gedeihen des Bergbaues, sondern auch das Wohl des achtbaren Standes der Bergleute innig am Herzen lag. Denn mit Recht haben ihn diese bei seinem Leben wie einen Vater geliebt und geehrt und bei seinem Tode (1838) als einen solchen betrauert; er hatte mit einer seltenen Wärme die rechtmäßigen und billigen Freiheiten des Bergmannsstandes gegen allerhand bureaukratische Eingriffe vertheidigt und mit glücklichem Erfolge geschützt, hatte wie ein Vater für diesen genügsamen armen Stand gesorgt, welchem er durch seine kräftige Verwendung allenur mögliche Erleichterungen erwirkte. Mit scharfem Blicke und kühner Hand griff er allenthalben, wohin man ihn rief, das Werk der Verbesserung und neuen Belebung des Bergbaues an; so bei den Salzwerken von Wiliczka, so in Serbien. Am meisten jedoch führte er dieses Werk in Sachsen selber, und jener Plan zur Anlegung eines Erbstollens, der die unterirdischen Wasser der Freiberger Gruben nach der Elbe bei Meißen abführen und hierdurch den Betrieb des Freiberger Bergbaues bis in die fernste Zukunft sichern sollte, ist einer der großartigsten und kühnsten Gedanken, welchen jemals die Seele eines Bergmannes ausgedacht hat. Der Mann lebt noch fort in seinen wissenschaftlichen Werken und im Andenken, nicht nur seiner untergeordneten Standesgenossen, sondern Aller, die ihn kannten.

Dieser schon in seiner ganzen damaligen Umgebung hochgeachtete Mann kam mir alsbald freundlich entgegen,

ihm und seiner Mutter verdankte ich auch die gute Aufnahme bei Werner.

Eine neue Bekanntschaft mit einem Manne, welcher Werner'n sehr nahe verbunden war, machte ich auch bald nach meiner Ankunft in Freiberg, und zwar auf eine, ihrem Anfange nach seltsamer Weise. Dies war die mit dem verdienstvollen W. A. Lampadius.

Eines Tages, als so eben unser alter guter Hauswirth bei uns im Zimmer war, sahen wir einen Reiter langsamen Schrittes durch die Gasse heranreiten und vor dem gegenüberliegenden Hause halten. Sein gerade nicht sehr kräftig aussehender Schimmel war von unten bis oben in solcher Weise gefleckt und gestreift, daß man leicht erkannte, daß dies keine seltene natürliche Zeichnung des alten Thieres, sondern ein allerdings kunstloser Anflag von dem Bodensatz der Pfützen und Sümpfe sei, woran denn auch das Aussehen des Rockes, vor Allem aber der Stiefeln des Reiters, keinen Zweifel ließ. Unser alter Viertelsmeister hatte neugierig das Fenster geöffnet und hinausgeschaut, wir hörten, daß aus einem anderen geöffneten Fenster im Nachbarhause jemand zu dem Reiter herunterrief: haben Sie ihn gefunden, Herr Professor? Dieser aber, indem er langsam von seinem müden Schimmel herunterstieg, antwortete dem Frager: „Leider nein.“ Er fügte dann, indem er sein Pferd beim Zaum ergriff, um es hineinzuführen, der kurzen Antwort noch den Bericht hinzu: „Der Jäger in Frauenstein hatte die Feuerkugel noch fast in derselben Richtung als wir hier in Freiberg, aber schon ganz tief am Horizont, hinter einem Hügel herabfallen sehen; ich habe die Spuren des Meteors, nach mancher vergeblichen Frage an die Bauern und Bergleute bis gegen Altenberg und an die

böhmische Gränze hin verfolgt, es muß in einen Sumpf gefallen sein, wer kann da noch weiter nachsuchen." Mein alter Viertelsmeister that lächelnd das Fenster wieder zu und sprach mit wichtiger Miene zu mir: „Es ist der Herr Professor Lampadius. Der ist wieder einmal einem Meteorsteine nachgeritten, hat das auch schon manchmal gethan, bishero aber noch keinen gefunden. Ich wollte es ihm wohl vergönnen, daß er einmal einen erwischte, denn, sehen Sie, ich weiß durch den Oberberghauptmann von Trebra, wie kostbar und theuer ein solcher Stein ist. Nicht etwa deßwegen, weil er Silber oder Gold enthält, sondern nur wegen der Kuriosität, weil solche Steine, dergleichen unser einer nicht von der Gasse aufheben würde, vom Himmel herunterfallen."

So fast spaßhaft auch meinem alten Viertelsmeister und außer ihm vielleicht noch vielen, selbst höher gebildeten Leuten der Gedanke vorkommen mochte, einer Feuerkugel, einem Meteor, das in wenig Sekunden einen Raum vieler Meilen durchlaufen mag, auf einem alten Schimmel nachzureiten, war er dennoch mir dieses keineswegs. Das Interesse an der Beachtung der Meteore einer höheren Ordnung wie die Sternschnuppen, Feuerkugeln, Meteorsteine, war damals freilich noch kein so allgemeines, als es seit dem Erscheinen des von Humboldt'schen Kosmos geworden ist, dennoch hatten Chladni's Forschungen über das ganze Gebiet der terrestrischen wie der kosmischen Meteore ein Licht verbreitet, das auch in jenen weiteren Kreisen, denen die hiermit einstimmigen Ansichten einiger der berühmtesten Astronomen unbekannt geblieben waren, guten Eingang gefunden. Lampadius war mit seinen Forschungen zunächst zwar bei den terrestrischen Meteoren (sogenannten Irrlichtern u. dgl.) stehen geblieben, denn diese lagen ihm im

Kreise der eigenen Beobachtungen, er hatte jedoch keine Mühe gespart, auch die Meteore der höheren Ordnung in handgreiflicher Weise kennen zu lernen, deren Urstätte und Herkunft nicht in und aus dem Dunstkreis der Erde, sondern im Weltraume ist, darinnen das Planetensystem seine Bahnen beschreibt. Nach Werner's Ansicht, die auch von Anderen getheilt wurde, sollten die Meteorsteine, als Auswürflinge dortiger Vulkane aus dem Monde kommen, sie sind aber frei im Weltraum schwebende Massen, welche, zur größeren Einheit vereint, die räthselhaften Kometen bilden, oder in aufgelösteren Zügen ihren Umlauf um die Sonne beschreiben. Aus solchen zerstreuten Zügen gelangen dann einzelne in den Anziehungskreis der Erde und fallen als Meteorsteine auf diese herab, deren elementarischer Bestand uns bezeugt, daß auch diese Urgebilde des Weltraumes, so wie wenigstens die 4 unteren Planeten, die zur Familie der Erde gehören, von wesentlich gleichartiger Elementarbeschaffenheit sind.

Es war zunächst ein mich persönlich angehendes Interesse gewesen, das mich zu Lampadius und seinen meteorologischen Forschungen hinzog. Denn ich hatte mich, wie dies zum Theil schon der Inhalt des Bandes II A meiner „Ahndungen" bezeugen kann, viel mit den Erscheinungen der Phosphoreszenz oder des Leuchtens der Körper ohne merkliche Wärmeerzeugung beschäftigt und zu diesem Gebiete gehörte ganz wesentlich die Beachtung der terrestrischen Meteore. Aber Lampadius' wissenschaftliche Verdienste beschränkten sich nicht allein auf die Forschungen und Ansichten über die Meteore, welche allerdings seit seiner Reise mit dem Grafen Joachim von Sternberg und seines Aufenthaltes bei diesem in Böhmen eine Lieblingsbeschäftigung seiner Mußezeit geworden waren. Diese Nebenarbeiten ver-

hielten sich zu dem Hauptbestand seines Berufes nur etwa wie die kleineren Quantitäten gasartiger Stoffe, welche dem Chemiker bei der Zerlegung eines festen Gesteines entweichen und deren Dagewesensein zuweilen nur aus einem Verluste am Gesammtgewicht der festen Stoffe errathen wird. Denn das eigentliche Tagwerk des Mannes war ein anderes, sein Gegenstand ein handgreiflich festerer, nicht so leicht dem Auge entschlüpfender als die Irrlichter und Feuerkugeln der Sümpfe, die für den Bewohner der Erde keinen Nutzen haben. Ihm lag es an, zunächst das zu ergründen, was für den Wohlstand der Länder, für die Benutzung des Bodens und der verborgenen Schätze seiner Tiefen den meisten und bleibendsten Gewinn bringen konnte. Und wie sehr ihm dieses Bemühen für seine Zeit gelungen sei, das bezeugen seine Werke über die Hüttenkunde, seine veröffentlichten Arbeiten über die Gährung, Wirkung und Benutzung des Düngers und über Gasbeleuchtung.

Mir war dieser vielthätige Mann auch durch seine Persönlichkeit merkwürdig, so wie durch sein anspruchsloses Wesen achtungswerth. Er war in seiner Jugend durch die Schule der Armuth und vieler Entbehrungen gegangen, als Lehrling und Gehülfe in der Hofapotheke zu Göttingen hatte er die Gelegenheit zur wissenschaftlichen Belehrung, welche die Hochschule ihm darbot, zuerst nur mittelbar, dann aber auch unmittelbar, durch das Anhören der Vorlesungen so eifrig benutzt, daß er die Aufmerksamkeit und Theilnahme zuerst des edlen Lichtenberg, dann auch Kästner's, Gmelin's, Blumenbach's für sich gewann und daß selbst Heyne seinen Eifer für die früher ihm fremd gebliebenen klassischen Studien bewunderswerth fand. Aufgemuntert durch diese Männer trat er selber in Göttingen als Privatdozent auf, machte jedoch bald nachher die

vorhin erwähnte Reise mit dem Grafen Sternberg und wurde auf Werner's Empfehlung schon als 22jähriger Jüngling (1794) als Professor der Chemie in Freiberg angestellt, wo er bis zu seinem Tode (im J. 1842) in genügsamer, bürgerlicher Sitte und Stille gelebt und gewirkt hat. Er ging in seinen Arbeiten und Bestrebungen mit Werner Hand in Hand, war diesem nicht blos ein dankbar treuergebener Schüler und Freund, sondern auch ein fleißiger Mitarbeiter in verschiedenen Richtungen des gemeinsamen Forschens.

Mit Werner zugleich und zum Theil schon vor ihm zog gegen Anfang des Herbstes die jüngere Generation der geistigen Mitgenossenschaft in Freiberg ein. Ich habe diese, wie sie im Allgemeinen war, schon oben S. 148 beschrieben. Der erste von allen meinen neuen Mitschülern, mit dem ich bekannt wurde, war ein trefflicher Landsmann von mir, welchen mein Freund Rahlenbeck (S. 50) mir zugewiesen hatte. Es war Germar, der sich später als Professor der Mineralogie in Halle und durch seine Forschungen im Gebiete der Entomologie einen wohlverdienten Ruhm erworben hat. Sein Geburtsort Glaucha, wenige Stunden von meiner Heimath entfernt, dürfte auf eine ähnliche Berühmtheit Anspruch machen als Stenbrohult in der schwedischen Provinz Smoland. Denn so wie da der Begründer eines Systemes der Naturgeschichte der überirdischen (organischen) Körper: der berühmte Linne, so wurde in Glaucha mehr denn 200 Jahre früher (1494) der Begründer einer Naturgeschichte der unterirdischen Körperwelt: Georg Agricola geboren. Dieser Vater der neueren, wissenschaftlichen Mineralogie und Bergbaukunde ist für seine wie für die spätere Zeit dasselbe gewesen, was Werner für die seinige. Ein Mann, merkwürdig und bedeutend durch seine For-

schungen in der äußeren dunklen Tiefe, wie durch seine Lebensführungen, welche ihren Verlauf bis an sein Ende durch eine innere, dunkle Tiefe nahmen.

Der Kreis der Zuhörer, der sich um Werner versammelt fand, und in welchen ich nun eintrat, war zwar nicht wegen seiner Zahl, wohl aber durch die Persönlichkeiten, aus denen er bestand, ein sehr beachtenswerther. Ein Theil dieser Zuhörer war nicht nur von reiferem Alter als jene Studirenden, welche aus den Schulen zur Universität kommen, sondern auch reifer an Bildung und Verständniß. Man konnte es diesen anmerken, wie ernstlich es ihnen anlag, hier von Werner etwas Ungewöhnliches zu hören, etwas Gründliches zu lernen, und der Ernst dieser Gereifteren theilte sich auch den Jüngeren mit. Obgleich aber bei Allen eine große Theilnahme an dem Unterricht des Lehrers zu bemerken war, fielen mir dennoch zwei meiner Mitschüler, ein älterer und ein jüngerer, ganz besonders auf, von welchen man, wie mir schien, es lernen konnte, was das rechte Aufmerken sei. Man erzählt von dem eben so hochbegabten als bescheidenen Isaak Newton, daß er, wenn seine lobpreisenden Bewunderer ihn über alle Anderen erheben wollten, ihnen entgegnet habe: er wisse Nichts, das ihm vor Anderen einen Vorzug geben könne, die vielleicht eben so reich, ja noch reicher begabt und von eben so gutem Willen seien als er, doch müsse er es als ein besonderes Glück für sich betrachten, daß er von frühester Jugend an gelernt habe, recht aufmerksam zu sein. Nun, diese rechte, immer wach bleibende Aufmerksamkeit sprach sich mir an jenen beiden Mitschülern in so kräftiger Weise aus, daß ich, wenn ich mitten in den Vorträgen des Lehrers in eine Gedankenzerstreuung und Träumerei gerathen wollte, nur einen oder den anderen von beiden anzusehen

brauchte, um mich wieder zu dem, das ich jetzt hören und denken sollte, zu sammlen. Eine Verschiedenheit in der Richtung der Aufmerksamkeit gab sich an beiden darin kund, daß der jüngere vorzugsweise mit ungemeiner Lebendigkeit die geognostischen, der ältere eben so ernst auch den oryktognostischen Unterricht beachtete. Wenn uns der Lehrer eine ganze Reihe von Steinen vor Augen stellte, an denen wir die verschiedenen Erscheinungsformen einer und der anderen Steinart, und zugleich die wesentlichen Grundzüge, den feststehenden Charakter der Art erkennen sollten, da faßte dieser ältere den eigentlichen Sinn des Ueberblickes mit einer bewundernswürdigen Schärfe und Sicherheit auf, während die meisten Anderen nur etwa bei den Farben oder der augenfälligen Schönheit eines und des anderen Stückes verweilten und darüber den Faden der Entwickelungsgeschichte aus dem Auge verloren. Wenn aber nach beendigter Vorlesung zuweilen von Einem und dem Anderen, das darinnen vorgekommen, die Rede war, da wunderte ich mich öfters, wie treu und verständig der jüngere von beiden die großen Grundgedanken der Werner'schen Vorträge, — vor Allem der geognostischen in sich aufgenommen und gestaltet hatte. Nun, dieser jüngere Mitschüler, mit dem ich zuerst näher bekannt und befreundet wurde, war kein anderer als Carl von Raumer, welcher damals soeben seine akademischen Studien in Göttingen und Halle vollendet hatte und nun nach Freiberg gekommen war, um Werner zu hören. Was mir diese Bekanntschaft schon von ihrem Anfang an gewesen, was sie mir geworden ist, das greift tief in die Entwickelungsgeschichte meines äußeren wie inneren Lebens ein. Es sind nun nahe fünfzig Jahre, seitdem Raumer und ich zum ersten Male auf unserem Lebenswege uns begegneten;

ein gemeinsames Vaterland, ein gemeinsamer äußerer Beruf hat uns später eine lange Reihe von Jahren immer mehr und näher vereint. Wie mir dieser aufrichtig treue Freund vor fünfzig Jahren ein Ermunterer zum Aufmerken auf Das gewesen ist, was bei dem Erkennen und Erfassen der Sinnenwelt das Wesentlichste und Nothwendigste ist, so ist er dieses mir und vielen Anderen durch Schrift, durch Wort und That geworden und geblieben, da, wo das ernste Aufmerken den Dingen einer anderen Welt galt, als der vergänglich sinnlichen. Wir haben uns nicht mit Absicht von ferne her aufgesucht, sondern wir sind Einer dem Anderen zugeführt, Einer dem Anderen gegeben worden. Dem Führer und Geber gebührt der Dank; sein Segen ist die herzliche Liebe des Freundes zum Freunde.

Der andere, ältere der beiden mir so auffallenden Mitschüler, mit welchem mich Raumer bekannt machte, war Moriz von Engelhardt, der edle Liefländer. Ein tiefblickender, kräftiger Geist, von ernstem, aufrichtigem Gemüth, der in seltener, demüthiger Weise mehr der fremden als der eigenen Gaben sich zu freuen schien. Er ist es, der mit Raumer zugleich einen großen Theil der Sudeten, so wie den Harz und andere deutsche Gebirge geognostisch untersucht und beschrieben, mit Parrot dem Jüngeren den Ararat bestiegen, und sein noch unbekanntes Felsengebäu durchforscht hat. In der Entwickelungsgeschichte seines redlich treuen Strebens und Lebens hatte er aber einen anderen Ararat als Ort des sicheren Verbleibens und Stillestehens gefunden, auf welchem er, aus den Fluthen des unsicheren, inneren wie äußeren Treibens gerettet, ruhen blieb bis an sein Ende.

Wie gerne möchte ich noch so manchen ehrenwerthen Genossen aus meiner Schulzeit in Freiberg namentlich be-

grüßen und ein Bild von ihm geben, wenn im alten Daguerreotyp meiner Erinnerungen dieses Bild noch hinlänglich beleuchtet wäre. Aber ich habe, bei meinem damaligen zurückgezogenen Leben, die meisten derselben, nur etwa in Werner's Hörsaal gesehen, kaum gesprochen. Dennoch ist mir das Andenken, namentlich der trefflichen Männer: des nachmaligen Oberberghauptmannes von Veltheim, des jüngeren von Charpentier (später Salinendirektor, sowie des ehrenwerthen Schweizers v. Scharner im lebendigsten Andenken geblieben. Rudolf von Przystanowski, von welchem ich noch später reden werde, kam erst nach meinem Abgang aus Freiberg dahin. Mehr als ich dieses konnte, spricht mein Freund C. v. Raumer von dem damaligen wissenschaftlichen Leben in Freiberg in s. vermischten Schriften Bd. II S. 4—17.

18. Das Familienleben.

Für mich und Henriette war das Leben in Freiberg großentheils nur ein heiteres; reich, zuerst an Hoffnungen und Erwartungen, dann an Freuden der Elternliebe. Ich hatte von meinem lieben Vater Einiges geerbt; es war seinem Geldbetrage nach nicht viel, dennoch für das Bedürfniß unseres kleinen Haushaltes auf einige Zeit hinreichend. Und gerade in jener Zeit war uns diese Gabe aus einer für mich von meiner Kindheit an so reich gesegneten Hand eine rechte Hülfe in der Noth. Denn die Hoffnung auf einen baldigen Verkauf meiner Darwin'schen Uebersetzung schwand immer mehr, und die ärztliche Praxis so wie jeden Nebenerwerb hatte ich ganz aufgegeben. Gerade bis gegen Weihnachten hin reichte unser Ererbtes aus, da kam zu unserer großen Freude eine Anweisung von Reclam, dem Verleger meines oben erwähnten

Buches (S. 123) auf eine Summe, die in meinen Augen eine überaus große war, denn sie betrug gegen 200 Thaler. So viel auf einmal hatte ich noch niemals in meinem Leben als Eigenthum beisammen gehabt. Bald hernach wurde mir dann auch der Genuß der schriftstellerischen Vaterfreuden zu Theil; ich erhielt den vollendeten Abdruck dieses ersten wissenschaftlichen Werkes meiner Hände, das unter so vielen schweren Sorgen und manchem inneren Gedränge entstanden war.

Der Kreis unserer geselligen Verbindungen war und blieb zwar äußerlich nur ein sehr kleiner, er war aber für uns ein unvergleichbar werthvoller und bedeutender. Die Wittwe und die Tochter des theuren Herder nahmen sich meiner Frau mit wahrhaft mütterlicher und schwesterlicher Liebe an; ich genoß den vertraulichen Umgang mit Emil, dem Freunde meiner Jugend; Raumer erfreute uns öfters mit seinem aufheiternden Besuche und seiner geistig erfrischenden Ansprache. Mit unseren guten Hausleuten und ihren Kindern lebten wir noch fortwährend in dem Verhältniß einer zusammengehörigen Familie; namentlich hatte ich eine große Freude an dem Sohne der Hausmutter aus erster Ehe, Carl Hase, dem ich in seinen Schulstudien theilnehmend nachhalf, und wir beide liebten uns wie Brüder. So fühlten wir uns während diesem unseren Studentenleben durchaus nicht in der Fremde, sondern wie daheim unter Verwandten.

Die Stunde, auf die wir mit freudiger Erwartung und doch auch zugleich mit Angst und Sorge aufsahen, war gekommen. Henriette war bis dahin leiblich ganz besonders wohl, geistig sehr gefaßt und heiter gewesen. Doch nun kam für sie und mich eine angstvolle Nacht. Es schien, als sollte sich bei der Geburt meines Kindes

Das wiederholen, was die meinige (nach Bd. I S. 26) zu einem Kampf des Glaubens und des Gebetes meiner guten Eltern gemacht hatte. Das Leben der zarten Mutter schwebte in großer, in lang anhaltender Gefahr. Mir ging das Wasser an die Seele. So war ich noch niemals in meinem Leben in wahrhafter Noth gewesen; das eigene Sterben unter Schmerzen schien mir viel leichter als das Leid, ein so theures Leben dahinsterben zu sehen in solchem Wehe. Ich trat öfters hinaus gegen den freien Himmel hin. Der helle Glanz der Sterne brachte mir kein Licht, keinen Trost in mein inneres Dunkel herein; aber ein gebundenes Licht war in diesem dunklen Inneren, das wurde unter dem schweren Druck der äußeren Sorgenlast frei und brach hervor. Zum ersten Male, ach, seit langer Zeit, betete ich wieder recht ernst und kräftiglich, ja, ich darf wohl sagen, kräftiger und ernster, als jemals früher in meinem Leben. Ich trat wieder hinein in's Zimmer, wo der Kampfplatz der Noth war; nur noch wenige Minuten und die halbohnmächtige Mutter war von ihrer Angst genesen, ihr Leben gerettet; das Kind aber lag als todter Leichnam auf den Armen der Pflegerin. Ich sah dies, ohne zu erschrecken; ich wußte es gewiß, das Kind wird leben. Und bald sprach uns die laute Stimme des neugeborenen Mägdleins die Versicherung zu, daß mein Hoffen nicht umsonst gewesen; die Stunde der Traurigkeit war vorüber, die treue liebende Mutter gedachte nicht mehr der Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren war; wir feierten den ersten Sabbathstag unserer Liebe. Nur noch einmal habe ich eine solche Himmelsfreude aus den Augen meiner Henriette strahlen sehen, das war in den Augenblicken ihres Hinscheidens aus dem Erdenleben, wo sie, mit den neuen Sinnen der Ewigkeit, ein Gesicht der

Engel sah, die sie durch den Strom, der zwischen ihr und dem Land des Friedens rauschte, hülfreich hinüber geleiteten; (ein schmerzlich trostvoller Augenblick, von dem ich später reden werde).

Wer könnte das mit Worten beschreiben, was die Freuden der Elternliebe sind. Es sind die nächst höchsten im Leben der Erde, nur der Friede der Ewigkeit und selbst sein Vorschmack noch im Leben der Zeit gewähren eine noch höhere Lust. Daß die Mutterliebe, daß die rechte Elternliebe zu dem zarten, hülflosen Kinde von noch höherer, lebenskräftigerer Art sei, als die Liebe des Geschlechtes, das bezeugt uns die Geschichte der äußeren Natur. Zeugung und Tod (nach S. 63) gehen in dem gesammten Reiche der Lebendigen neben einander Hand in Hand; das Hineintreten in die vergängliche Leiblichkeit ist der erste Schritt des Lebens hinabwärts zu seinem Ende. Schon im Pflanzenreiche stirbt das Erzeugende, wenn das Werden seines Erzeugten beginnt; selbst noch im höheren Thierreiche ist, wie uns dies die Kämpfe der Eifersucht auf Leben und Tod bezeugen, Das, was wir Liebe nennen, mit der Bitterkeit des tödtlichen Hasses vermischt. In der Elternliebe ist diese Mischung nicht; diese weiß nur von der Freude am Leben und an seinem Gedeihen; von der Erhaltung und dem Schutze dieses neuaufgehenden Lebens, nur wo es Noth thut, auch im Kampfe gegen feindliche Gewalt. In dieser ihrer größeren Reinheit ist die Elternliebe ungleich mehr als die Neigung der Geschlechter ein Abglanz jener ewigen, göttlichen Liebe, welche ihre Lust hat am Leben und nicht am Tode. In der Form, in welcher sich die Macht des Schöpfers dem Werke der natürlichen Erzeugung naht, gleicht sie der Flamme eines Blitzes, welche das, was sie berührt, verzehrt; in jener anderen

aber, in der sie in das Herz der Mutter die Liebe zu dem Kinde ausgießt, ist sie ein Hauch des Lebens, der wie ein sanftes, stilles Säuseln das Wesen der Geschaffenen ergreift.

Ich weiß es wohl, welcher bleibende Erwerb aus meinem vergangenen Leben für mich in den Erfahrungen lag, welche die Liebe zu dem Kinde, das Einssein mit der Seele von diesem und mit der Seele seiner liebenden Mutter mich machen ließ. Verließ doch das Gefühl dieser Liebe mich keinen Augenblick, im Wachen wie im Traume; beim Aufstehen am Morgen war die Sorge um das Kind mein erster Gedanke, seine Pflege meine erste wie meine letzte That am Abend. Durch den Blick seiner Augen glaubte ich in seiner Seele zu lesen, wie diese schon in der ersten Woche ihres Erdenlebens bei einem festlichen nächtlichen Aufzuge der Bergleute, in dem aufmerksamen Schauen der leuchtenden Fackeln, in dem Vernehmen der Musik nicht zwar zu Gedanken, wohl aber zu Ahnungen erwachte; die Freude an der schönen Natur, an dem Aufblühen des Frühlings, der Pracht des Sommers, der Fülle des Herbstes, die ich empfand, wenn ich in dem ersten Jahre seines Alters auf meinen Armen das Kind hinaustrug in's Freie, schien sich auch in seiner Seele abzuspiegeln. Und als nun aus dem Dunkel der leiblichen Entwickelung das geistige Leben hervorbrach, als die vorhin schweigende Zunge von einem sprechenden Geiste angerührt und von einer Schöpfung der Gedanken zur anderen geführt wurde, wie öffnete sich mir da so mancher Blick in die innere, wie äußere Geschichte der Menschenseele!

Der Freudentag, welcher auf die Nacht der Angst und Sorgen folgte: der Tag der Geburt unseres Kindes fiel auf den 25. Januar (1806). Diese Zeit, mitten im Winter, war keine solche, in der man Besuche zu erwarten pflegt.

Hatte doch selbst Henrietten's zärtliche Mutter, damals gerade von einer Kränklichkeit heimgesucht, in solcher Zeit die Reise zu uns nicht wagen dürfen und auch meiner lieben Mutter war der Besuch bei uns unmöglich geworden. Dennoch kam zu uns in dieser Zeit, wenige Tage nach Henrietten's Entbindung, ein Besuch aus weiter Ferne her über Meer und Land, an den Keines von uns gedacht, den Keines von uns erwartet hatte. Es war ein naher Verwandter von Henrietten, ein Kaufmann Gerischer, abstammend aus Schönheida, Sohn der Schwester meiner Schwiegermutter, welcher seit einer Reihe von Jahren in Amerika sich niedergelassen und dort ein gutes Geschäft begründet hatte. Er war in seinem Knabenalter ein Spielgefährte meiner Frau gewesen, hatte dieser, die damals noch Kind war, bei seinem Fortzuge als Jüngling, den sie in kindlich herzlicher Weise beweinte, versprochen, daß er sie, wenn er einmal wieder in's Vaterland zurückkehrte, zuerst besuchen wolle und nun fügte es sich wirklich so, daß er bei seiner Reise über Hamburg und Dresden nach Freiberg kam und sein dem Kinde gegebenes Versprechen treulich erfüllen konnte. Er war indeß auch glücklicher Gatte und Vater geworden, hatte sich, anfangs unter vielen Sorgen und schweren Arbeiten, ein eigenes Hauswesen begründet, wollte jetzt nur noch einmal seine alte Mutter sehen. Es war ein Mensch von redlichem Herzen und treumeinendem Gemüthe, dessen Stimmung sehr gut zu der unsren festlich freudigen sich paßte. Für uns Alle, am meisten aber für meinen alten lieben Hauswirth Zimmermann, der so gerne seltsame Dinge und Abenteuer erzählte und erzählen hörte, war die Unterhaltung mit diesem, viel in der Welt und in sehr verschiedenen Stellungen des Lebens herumgeworfenen Manne ein großes Vergnügen. Wie

staunte mein alter Viertelsmeister, als er den Reichthum der Silberbergwerke in Freiberg rühmte, über die Berichte von der Ausbeute der amerikanischen Bergwerke. Und welch' Rühmens davon würde erst in unseren Tagen ein so eifriger Republikaner wie Gerischer war, von Amerika's schwerlastendem Reichthum machen!

Der wackere Amerikaner, denn dies war er mit Leib und Seele geworden, kam uns gerade recht, um uns den Festabend nach der Taufe unseres Kindes auch für die dabei anwesenden Gäste recht vergnüglich zu machen. Er selber, an der Stelle unseres lieben Vaters Martin, Herder's Tochter Luise und die mütterliche Freundin und Hauswirthin Zimmermann an der Stelle meiner geliebten Mutter, welche sie auch außer dieser Festzeit in den Thaten ihrer Liebe vertrat, waren als Zeugen der Weihe des Kindes zum Leben der Ewigkeit gegenwärtig, mehrere andere noch der liebsten, nächsten Freunde, feierten, persönlich abwesend, doch mit Namen genannt, mit uns die heilige Handlung. Die Gespräche am Abend waren dieses Tages werth. Der Amerikaner hatte zu Land und zu Wasser in den Rettungen aus vielen Gefahren die gute Hand seines Gottes erfahren, hatte sich in all' der Noth und der Armuth, womit er Jahre lang kämpfen mußte, die höchste Gabe des armen Erdenlebens: das Vertrauen auf Gott und ein immer zufriedenes, fröhliches Herz erhalten und in dem Tone dieses fröhlichen Herzens lauteten alle seine Gespräche sowie die Berichte über die merkwürdigen Führungen seines Lebens. Mit Freuden stimmten wir alle dem Wunsche bei, der dem Kinde, welches im süßen Frieden auf seinem Bettchen schlief, gebracht wurde, daß ein immer auf Gott vertrauendes, in Ihm und seiner Gnade fröhliches Herz ihm werden und bis an's Ende sein Erb-

gut bleiben möge. Selbst mein alter Zimmermann wurde ganz weich, als auch er von der Armuth seiner Jugendjahre und von dem Segen Gottes sprach, durch welchen sein Alter zu einem sorgenfreien und äußerlich wohlbefindlichen geworden war.

Schon am anderen Tage eilte unser Amerikaner, der sich auch bei uns nur durch die Werbung zum Taufzeugen einige Tage hatte halten lassen, weiter von hinnen, zu seiner Mutter, sah dann alle seine nächsten Verwandten und Jugendfreunde, jedes von ihnen nur auf eine oder wenig Stunden und kehrte, so vergnügt, als wäre ganz Amerika mit all' seinen Gold- und Silbergruben sein Eigenthum, nach seinem neuen Vaterlande zurück, das er seitdem, bis an sein Ende, niemals wieder verlassen mochte.

Mein Leben in Freiberg nahm indeß seinen stillen, ruhigen Fortgang nach dem Ziele hin, das ich gleich bei meinem Hierhergehen im Auge hatte. Wenn auch kein glücklicher Bergmann, der nach dem gewöhnlichen Sinne des Wortes reiche Ausbeute aus den dortigen Silbergruben gewann und mit sich von hinnen nahm; so war ich doch ein sehr glücklicher Bergstudent, der hier mehr fand und für den Beruf seines späteren Lebens mit sich davon trug als ihm irgend ein anderer Ort der Erde hätte darbieten können. Die Vorlesungen bei Werner, die einzelnen Stunden, die ich bei diesem Meister im Lehren zubringen durfte, haben mich in der klaren, tieferen Erkenntniß der Natur mehr gefördert, als dies ein Jahre langes Abmühen in Büchern und nach der Weisung anderer, minder begabter Lehrer vermocht hätte. Mir scheint es, als seien auch bei mir jene Gedankenkeime, die Werner nach S. 141 in seinen Vorlesungen ausstreute, wenn auch auf keinen sehr üppigen, dennoch auf keinen undankbaren Bo-

den gefallen. Bei ihm hatte ich auch erfahren, wie man Andere lehren müsse, wenn sie etwas lernen sollen.

Außer der Hauptaufgabe meines Hierseins: Werner zu hören, durfte ich damals auch noch andere, mir für die Zukunft wichtige Nebenaufgaben zur Hand nehmen. Der freundliche, väterliche Lehrer that mir seine ganze, reiche Bibliothek auf. Die Länder- und Reisebeschreibungen gewährten mir nicht nur ein vergnügliches Ausruhen nach dem gewöhnlichen Tagesgeschäfte des Studiums der Mineralogie und Geognosie, sondern sie gaben mir weitere Blicke über die Naturgeschichte des festen Erdkörpers. Ich bin niemals später wieder zu der Muße gekommen, so viele Karten über den Lauf der Hauptgebirgszüge der Erde und die Verzweigungen ihrer Ausläufer zu zeichnen als damals. Mir kam dadurch ein Licht, das mich die Gesetzmäßigkeit in der äußeren Gestaltung der Erdveste, sowie den Gegensatz zwischen der östlichen und westlichen, nördlichen und südlichen Halbkugel erkennen und das antipodische Verhältniß ahnden ließ zwischen dem hervortretenden Festlande und den Tiefen des Meeres.

Auch mit astronomischen Werken war Werner's Bibliothek wohl versorgt. Schröter's Beschreibung der Mondoberfläche, damals die beste, gewährte mir viele Belehrung, weckte manche Gedanken in mir auf, von denen einige mir auch später wichtig geblieben sind.

Die Natur selber in der Umgegend von Freiberg, die Beachtung der Lagerungsverhältnisse der Felsarten, das Befahren der Gruben, der Besuch der Schmelzöfen, der Amalgamierwerke und anderer dem Bergbau dienenden Einrichtungen gaben mir eine erwünschte Beschäftigung und Belehrung.

19. Hangen und Bangen.

Die Begebenheiten des letzten Halbjahres meines Aufenthaltes in Freiberg liefen so schnell und bunt durcheinander als die Bilder eines Schattenspieles an der Wand, sie hatten jedoch, wie mir scheint, für die Entwickelungsgeschichte meines Lebens keine andere Bedeutung als jene vorbereitende, welche dem Stimmen der besaiteten Instrumente vor einem Konzerte zukommt.

Werner hatte den Jahresgang seiner Vorlesungen geschlossen, er war in sein liebes Böhmen: nach Karlsbad verreist, auch die Mutter Herder mit ihrer Tochter und mit Emil hatten Freiberg für längere Zeit verlassen, meine jungen Freunde, unter ihnen für mich der nächste: Raumer, waren da und dorthin gezogen, um draußen in den Gebirgen Das mit eigenen Augen zu sehen, was ihr großer Lehrer sie suchen und finden gelehrt hatte. Meine Verhältnisse erlaubten mir nicht, diesem, allerdings zur Nacheifrung reizenden Beispiele zu folgen; ich mußte daran denken, den zweiten Band meines Buches zu schreiben und zu vollenden, damit der Haushalt für uns und unser Kind wieder mit dem Nothdürftigen versorgt werde. Aber hier war der Anfang noch schwerer als beim ersten Bande. Ich hatte für diesen Anfang einen Gegenstand gewählt, dessen wissenschaftliche Durchführung vieler Hilfsmittel bedurfte, die ich nur an einer großen, möglichst vollständigen Bibliothek finden konnte. Ohne diese sah ich mich bei meiner Arbeit auf jedem Schritte gehemmt; in der That eine peinliche Lage, aus der ich den rechten Ausgang noch nicht zu finden wußte.

Es kam mir bei dieser Stellung nicht ungelegen, daß meine liebe Frau den sehnlichen Wunsch aussprach, unser Kind

bei den Großeltern und Geschwistern in Bärenwalde einzuführen, damit die theure Mutter Martin, für deren Leben wir damals öfters Sorge hatten, segnend noch ihre Hände auf die Enkelin legen möchte. Es kam noch ein anderer Grund dazu, welcher uns zu dieser Reise bestimmen konnte. Unsere mütterliche Freundin und Hauswirthin Zimmermann hatte uns nun seit länger als einem Jahre, vor Allem aber in der Zeit, wo Henriette einer mütterlichen Pflege am meisten bedurfte, so viel Liebe bewiesen, daß wir ihr gerne auch eine Freude gemacht hätten. Sie hatte mehrmals geäußert, daß sie jenen Theil des Erzgebirges, aus dem meine Frau herstammte, daß sie die Verwandten derselben gerne kennen lernen möchte. Wir luden sie ein, mit uns eine Reise dahin zu machen und sie folgte der Einladung gerne. So mußte unser Kind schon in einem Alter von 20 Wochen eine Reise mit uns machen, die ihm vielleicht beschwerlicher war als alle späteren Reisen seines Lebens. Denn der Weg von Freiberg nach Bärenwalde war damals in einem noch schlechteren Zustande als das Fuhrwerk, das wir, auf Empfehlung unserer Hauswirthin, von einem alten Freunde des Hauses gemiethet hatten. Es war jedoch gut, daß es so langsam ging, denn dem Kinde wollte die Bewegung des Fahrens so wenig zusagen, daß ich es den steinigen Weg über die Berge großentheils auf meinen Armen machen ließ. Wir mußten auch die Rückreise im Wagen der Freundin allein überlassen, wir aber, nachdem wir einige Tage im Hause der Eltern ausgeruht hatten, traten den Weg zu Fuße an, damit der kleinen Reisegefährtin, die in einem Korbe getragen wurde, der Unmuth über die stoßenden Bewegungen eines Reisewagens auf solchem Wege erspart werde.

Im Grunde genommen war es nur eine Erinnerung

aus der Geschichte dieser kleinen Reise, die sich an einige Lichtpunkte meines damaligen wissenschaftlichen Lebens anknüpfte. In dem elenden Dorfwirthshause, darin wir, weil unser eben so elendes Fuhrwerk nicht mehr weiter konnte, übernachten mußten, traf ich mit einem alten Ungarn aus der Gegend von Pesth zusammen, der mit Spezereien (?) einen Handel trieb und durch welchen ich von dem mir so lieben Winterl und seiner Persönlichkeit so viel Ehrenwerthes erfuhr, daß mir es war, als verstände ich jetzt auch sein Wirken als Lehrer und Gelehrter noch besser, als aus seinen Werken. Ich habe mich jedesmal gefreut, wenn ich hinter dem Schattenbilde der Werke eines Schriftstellers, dem ich mich dankbar verbunden fühlte, auch das Lichtbild seiner wahren, natürlichen Gestalt zu sehen bekam und wenn mir derselbe in dieser seiner lebendigen Gestalt nicht nur des Dankes eines aufmerksamen Lesers, sondern der herzlichen Achtung und Liebe eines befreundeten Herzens würdig erschien. Winterl war ein Solcher; sein Andenken sei mir gesegnet.

Als wir nach unserer Rückkehr von der kleinen Reise eines Nachmittages mit unserem Kinde ausruhend am Fenster saßen, da hielt ein Wagen vor der Thüre des Hauses, aus welchem mein Freund Wetzel heraus stieg mit einer Begleiterin, in welcher ich nicht sogleich eine frühere Bekannte und Freundin aus dem Thüringerwalde erkannte. Die Beiden kamen herauf und der in all' seinem Thun Ueberraschung liebende Freund stellte mir in der Begleiterin seine Neuvermählte, die Schwester meines Freundes Heuäcker, des Besitzers eines Eisenhammers, vor, in dessen gastfreiem Hause ich als Student in Jena einige Tage gelebt hatte. Wetzel war nach seiner Doktorpromotion öfters

in diesem Hause gewesen, ja er hatte in der letzten Zeit in der dortigen Gegend als praktischer Arzt sich bekannt und beliebt gemacht. Zwar hatte er mir seit fast einem Jahre nicht geschrieben, ich wußte jedoch mittelbar von seinem Aufenhalte und hielt das Gerücht für wahr, daß er in dieser schönsten Gegend des Thüringer Waldes als Arzt entweder schon festen Wohnsitz genommen habe oder zu nehmen im Begriff stehe. Er aber gedachte anders. Ihm war eine weitere, vielseitigere, wissenschaftliche Ausbildung eben so Bedürfniß wie mir, und da ihm durch seine Verheirathung einiges baares Vermögen zugekommen, seine Frau aber zu solchen Unternehmungen leicht zu bewegen war, hatten sich Beide plötzlich auf den Weg gemacht, um uns die Nachricht von ihrer Verheirathung, statt durch einen Brief, persönlich zu melden. Unsere gute Hauswirthin räumte sogleich den unerwarteten Gästen einige Zimmer in der oberen Etage des Hauses ein und dem jungen Ehepaar gefiel der Aufenhalt in Freiberg so wohl, daß sie sich zu einer Verlängerung desselben auf mehrere Wochen entschlossen.

Freilich hatten diese Freunde leichtere, glänzendere Flitterwochen als die unsrigen gewesen waren. Die wohlgefüllte Kasse, welche sie mit sich brachten, reichte, nach unserem Maaßstabe und Dafürhalten, hin, um auf mehrere Jahre ein Leben ohne Sorgen und ganz nach Wunsche zu führen und sie hatten auch im Sinne, dieses zu thun; mein Freund theilte mir bald sein Vorhaben mit, auf einige Jahre nach Dresden zu ziehen, damit seine, in der einsamen Waldgegend erwachsene Frau auch einmal zu einer Aussicht in die weite, bunte Welt der Gegenwart, er aber in der vortrefflichen Dresdner Bibliothek zu einer besseren Einsicht in die schwarz und weiße Welt der gedruckten Pa-

piere gelangen möchte. Denn auch ihm lag es damals an, ein wissenschaftliches Werk zu schreiben, um sich den Weg zu einer Lehrerstelle zu bahnen.

Nun, dies Alles lag auch mir an, war auch mein inniges Verlangen; auch ich wäre gerne nach dem schönen Dresden gezogen, um dort noch viel zu lernen; auch ich steuerte im Stillen nach demselben Ziele meines Berufes hin; aber wie konnte ich den Umzug wagen, ehe ich mir durch die Vollendung des zweiten Bandes meiner Ahndungen die Mittel dazu erworben hatte, und wie war mir dieses Vollenden meiner Arbeit, ohne die nöthigen Hilfsmittel, möglich? Und dennoch sollte mir dieser scheinbar ungangbare Weg sich eröffnen; ich sollte, freilich mit manchem sauren Schritte, schon nach zwei Jahren zu dem ersehnten Ziele gelangen, während mein armer Freund, dem sein Weg zum Ziele scheinbar so geebnet und leicht gemacht war, auf unerwartete Hemmungen stieß, die ihm, wie herabgestürzte Felsenstücke, den Fortgang zum Ziel versperrten.

Wetzel's waren nach einigen Wochen fröhlich und vergnügt nach Dresden gezogen; hatten sich dort in erwünschter Weise häuslich eingerichtet; beschrieben uns in ihren Briefen mit Entzücken den schönen Aufenthalt und ihr Glück, da kam uns, zu unserer großen Freude, noch ein anderer Besuch. Mein treuer, lieber Freund Köthe hatte sein Geschäft als Hauslehrer in Leipzig beendet, stand jetzt im Begriffe auch, wo möglich auf etliche Jahre, nach Dresden zu ziehen, um die dortige Bibliothek zur Ausarbeitung eines Werkes von kirchengeschichtlichem Inhalt zu benutzen. Er hatte sich von dem reichlichen Lohne, den er als Lehrer erhalten, so viel erspart, daß er unbedenklich der Freiheit sich bedienen konnte, für einige Zeit zu leben und zu arbeiten, wo er wollte. Durch ihn erfuhr ich auch, daß außer

ihm und Wetzel noch mancher andere unserer nächsten Freunde und Bekannten in Dresden bereits eingezogen sei oder im nächsten Herbste dahin gehen würde, denn es war, als hätte in unserem kleinen geselligen Kreise ein und derselbe Gedanke, ein und derselbe Drang, ohne daß Einer von dem Anderen wußte, alle Einzelnen ergriffen, mächtig wie ein Hirtenfeuer das hochwüchsige Gras, dessen Asche den Boden düngen soll. Dippold der junge Historiker, der einiges Vermögen besaß, wollte um dieselbe Zeit und zu gleichem Zwecke als sein Freund und Landsmann Köthe nach der reichbegabten Hauptstadt des Landes ziehen; Hartmann war bereits dort, unterstützt von meinem alten Lehrer Böttiger, der schon vor einigen Jahren einem ehrenvollen Rufe nach Dresden gefolgt war. Außer den eben genannten befand sich auch ein Freund von Jena her: Dr. Krause mit seiner kleinen Familie dort, und mehrere alte Bekannte, unter ihnen der wackere Struve, lebten daselbst in gutem Wohlbefinden. Dies alles war anlockend genug für uns, dem Beispiele so vieler Vorgänger zu folgen, und es hätte Köthe's freundlicher Anregung nicht bedurft, um den Wunsch des Umzuges in uns dringender denn je zu machen, aber unser Schifflein war durch eine Windstille, deren Dauer sich nicht vorausbestimmen ließ, festgehalten auf den Felsen des silberreichen Freiberg. Doch wir genossen indeß, was zum Genießen so sehr einlud, die Gesellschaft unseres lieben Freundes, den ich in alle Herrlichkeiten der Umgegend, auch in die verborgenen Tiefen der Grubengebäude, die Schmelzöfen und andere Werke der Art einführte.

Köthe war nun auch fort nach Dresden, da that sich auch mir, in unerwarteter Weise, der Weg dahin auf; ich erhielt noch eine nachträgliche Zahlung aus der Erbschaft

meines guten Vaters, daran ich nie gedacht hatte. Jetzt war der Entschluß bald gefaßt: „wir ziehen nach Dresden, und zwar schon im nächsten Monate", sagte ich zu Henrietten, und diese war freudig dazu bereit.

Noch ein anderer Besuch kam zu uns, Dr. Kr.., ein wackerer junger Arzt mit seiner Frau. Dieser, den ich, obwohl nicht sehr nahe, in Leipzig gekannt hatte, war für längere Zeit in Dresden gewesen; seine Frau gab der meinigen die genaueste Auskunft über das dortige äußere Leben und seine haushälterische Einrichtung. Kr. hatte gehört, daß ich geerbt habe, er wünschte eine Summe von mir zu entlehnen, die er redlich in kurzer Zeit heimzahlen wolle. Leider hatten wir selber nicht so viel, als er bedurfte. So ist das wechselsweise Loos unter jungen Gelehrten, wenn sie, wie Kr. und ich, zu frühe, und ohne vorsichtiges Bedenken sich verheirathen. Kr. hatte in Dresden sich vergeblich um eine medizinische Praxis bemüht; er benahm auch mir jede Hoffnung zu einer solchen, doch schreckte uns dieses von unserem Vorsatze, dahin zu ziehen, nicht ab. Naheten sich doch uns Allen Ereignisse, welche mehr denn solche vereinzelte Erfahrungen, uns von jedem kühneren Unternehmen der Art hätten abschrecken können.

Denn gerade in den Tagen, darin diese Gäste uns verließen (gegen Ende Septembers 1806), verbreitete sich die Kunde von Napoleon's Feldzug, zunächst gegen Preußen und Sachsen. Schon zog der mächtige Mann sein Heer bei Bamberg zusammen; Preußen und seine Verbündeten mit einer an Zahl überlegenen Macht rückten dem Störer der deutschen, ja der gesammten europäischen Ruhe entgegen. Man gab sich in unserer Gegend den, wie man meinte, unzweifelhaften Hoffnungen hin auf einen siegreichen Ausgang des Kampfes für die Verbündeten. Kei-

ner aber von allen meinen Bekannten sprach eine solche, wie er dafür hielt, feine und scharfsichtige politische Voraussicht aus als mein alter, guter Hauswirth, der Viertelsmeister Zimmermann, dieser Zeuge von Friedrich's II. Waffenthaten und enthusiastischer Bewunderer der preußischen Kriegskunde. Ich pflegte schon früher manche Abendstunde vor dem Schlafengehen bei ihm in seinem unteren Zimmer zuzubringen. Denn ich konnte dem alten guten Freunde kein größeres Vergnügen machen, als wenn ich mir von ihm erzählen ließ; er sagte, er könne dann besser schlafen. Und in der That, eine solche schlafmachende Wirkung lag auch für mich in seinen Gesprächen, sowohl ihrem Inhalte, der sich gar oft wiederholte, als auch ihrem Vortrage nach. Eine Wirkung, die mir namentlich im ersten Sommer, bei der aufregenden Arbeit an meinem Buche sehr zu Statten kam. Auch in der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Freiberg, als meine Besuche fort waren, gab ich mich dieser alten Gewohnheit der abendlichen Hausbesuche wieder hin. Jetzt gab es aber Gespräche anderer Art. Denn wenn ich mich zuweilen über die Pläne und das Kriegsglück des Siegers bei Marengo bedenklich aussprach, dann lächelte der alte Freund und schüttelte verneinend mit dem Kopfe sowie mit der rechten Hand. „Glauben Sie mir nur, Herr Gevatter, denn Sie werden in kurzer Zeit sehen, daß ich Recht habe, die Sache geht und steht ganz anders als die Leute bei uns meinen. Napoleon sollte im Ernste gegen Preußen zu Felde ziehen? glauben Sie doch das nicht, dazu ist er viel zu gescheit. Ich will Ihnen aber sagen, was er will. Der Napoleon ist drinnen in Frankreich seines Lebens keinen Tag sicher. Denn er ist ja gar nicht einmal ein geborener Franzos und das ganze Volk ist noch von der Revolutionszeit her, und wegen der vielen Aus-

gaben und Aushebungen für's Militär, die er gemacht hat, gar aufgebracht gegen ihn. In kurzer Zeit, das merkt er wohl, wird das ganze Land gegen ihn auf den Beinen stehen, und dann könnte es ihm gehen, wie dem armen Könige, den sie guillotinirt haben. Darum sieht er sich jetzt bei Zeiten darnach um, wo der Zimmermann ein Loch offen gelassen hat. Er ist herausgebrochen mit seinen Soldaten, man hat ihm draußen im Reiche (er meinte am Rhein und in Franken) überall durchgelassen, und wenn er jetzt auch herauskäme nach Sachsen und Preußen, meinen Sie, es wäre ihm Ernst mit einer Schlacht? In Preußen, so fügte er mit geheimnißvoller Miene hinzu, das bin ich versichert, weiß man schon längst recht gut, was der Napoleon will, sonst hätte man ihn nicht so weit hereingelassen in's Reich. Er kommt mit seiner Armee, die freilich gegen die unsrige sehr klein sein mag und sagt zu Preußen: hier komme ich und bringe euch auch Soldaten mit. Ihr könnt mich schon als einen guten General brauchen, und von meinen Soldaten auch so viele, als gutwillig bleiben wollen, die anderen läßt man laufen. Gebt mir ein Stück Landes, wo ich sicher leben kann; ich helfe euch gegen die Franzosen, die mir nach dem Leben trachten und gegen alle eure Feinde. Das wird man ihm dann auch gerne thun. Geben Sie Acht, Herr Gevatter, so wird die Sache ausgehen."

Diese ungeheure, phantastische politische Weissagung sprach der alte Viertelsmeister, dieser preußische Soldat aus dem siebenjährigen Kriege, nicht nur einmal, sondern gar oft gegen mich und manche besuchende Nachbarn aus, und ich will es schon hier erwähnen, daß, als bald nachher doch ein ganz anderer Ausgang des Napoleonischen Feldzuges eintrat, dem braven Greise (einem tiefen Acht-

zigjährigen) sein altes, treues Preußenherz ganz wie gebrochen war. Ich habe ihn bei späteren Besuchen von Dresden aus niemals mehr so heiter und gesprächig gesehen als zu der Zeit seiner politischen Träume. Man konnte ihn kaum noch zur Erzählung einer Anekdote aus dem siebenjährigen Kriege bringen; es schien, als hätte er das Alles vergessen und sänne tief in Gedanken auf etwas Anderes.

Wir indeß trafen die Zurüstungen zum Umzuge, unbekümmert um den Ausgang der Kämpfe, dessen Schauplatz uns in weiter Ferne zu liegen schien. Der Abschied von dem lieben Freiberg und unseren Freunden fiel mir schwerer als ich es gedacht hatte. Ich wußte wohl, welche Ausbeute im Inneren, größer als die des Himmelsfürsten und aller anderen Bergschachte des Freiberger Revieres, ich mit mir hinwegnahm.

20. Der Oktobermonat von 1806.

Es war am Morgen eines der ersten Oktobertage, als wir uns mit unserem Kinde und einer treuen Dienerin in den Wagen setzten und das Haus, darin uns so viel Gutes widerfahren, so große Erdenfreude geworden war, verließen. Die gute Mutter des Hauses sah mit Thränen uns scheiden, auch mein alter guter Viertelsmeister war gerührt. Nun, die Reise war zwar nicht weit, dennoch trat ich sie, ich wußte nicht warum? mit schwererem Herzen an, als jemals eine andere. Es war damals, denn es ist nicht mir allein so ergangen, als ob ein geistig niederdrückendes Element in der Luft läge, vergleichbar dem Leiblichen vor dem Ausbruch eines schweren Gewitters.

Da wir, außen vor dem Thore, an den Mauern des Kirchhofes vorbeikamen, da gedachte ich der Sorgen, die

ich wenig Monate vorher zuerst um das Leben der Mutter, später um das des Kindes gefühlt hatte, als so viele Kinder am Scharlachfieber gestorben waren. Warum sollte ich nun traurig sein, nahm ich doch meine Lieben gesund mit mir auf die Wanderschaft, und an Geld — was ohnehin meine Sorge niemals war — hatten wir, nach Abzug aller Kosten der Reise und Versendung unserer kleinen Habe, ohngefähr eben so viel bei uns als wir mit uns nach Freiberg gebracht hatten, nämlich nahe gegen 40 Thaler.

Der leichte Nebel, der in den Morgenstunden auf den Wiesen lag und den Himmel verschleierte, hatte sich gesenkt, die Sonne drang hindurch und beleuchtete die Gruppen der preußischen Artillerie mit ihren Kanonen und Wägen, welche dem schon nach Westen vorgerückten Heere nachziehen sollten. Viele der Ortschaften, durch welche wir kamen, waren von Soldaten besetzt; wir mußten unseren Mittag im Freien halten, und es war gut, daß unser Kutscher sich schon in Freiberg mit dem Futter für seine Pferde, die mütterliche Freundin und Hauswirthin aber uns selber mit reichlichem Mundvorrath für Alle versehen hatte. Als wir von der Anhöhe das prächtige Dresden, das herrliche Thal mit seinem Strome, im Glanze der Nachmittagssonne vor uns sahen, da ward uns sehr freudig zu Muthe; selbst das Kind, mit den lebhaften Bewegungen seiner Händchen, schien theilnehmend von unserem Vergnügen ergriffen.

Außen vor dem Thore erwartete uns schon eine kleine Gesellschaft der lieben Freunde: Köthe vor Allen, Wetzel mit seiner Frau, Dr. Krause, Hartmann und Dippold. Köthe hatte für uns eine gemeinsame Wohnung gemiethet, darin er selber bereits in dem einen der Zimmer eingezogen war. Diese Wohnung lag in der Neustadt, an der für uns angenehmsten, wünschenswerthe-

sten Stelle: dem japanischen Palais und Bibliothekgebäude gerade gegenüber. Wir genossen von unseren Fenstern aus die Aussicht in's Elbthal gegen Meißen hin und in den Garten des prächtigen Palastes, der mit den Schätzen der alten, klassischen Bildwerke in Marmor, der modernen in Porzellan, vor Allem aber mit denen der wissenschaftlichen Werke erfüllt war. Wir zogen, in fröhlichem Gespräche mit den Freunden, zu Fuß über das mächtig schöne Bauwerk der steinernen Brücke hinüber, weideten uns an dem unvergleichbar herrlichen Anblick der Weinbergshügel und der pfeilerartigen Felsenberge der sächsischen Schweiz, stiegen die vielen Treppen nach unserer hoch, im obersten Stocke des großen Hauses gelegenen Wohnung hinauf und fanden diese, nach Köthe's verständiger Anordnung, schon so wohl eingerichtet, die Thüren und Wände mit Blumen und Eichenlaub-Guirlanden so geschmackvoll und sinnvoll verziert, daß es uns war, als hielten wir hier einen fürstlichen Einzug.

Wie hätte es uns nicht gleich in den ersten Tagen nach unserem Einzuge in dem prächtigen Dresden so ganz unbeschreiblich wohl gefallen sollen; wohnten wir doch in einem Hause, so großartig und schön, daß selbst die Gemahlin des nachmaligen Ministers, Fürsten von Metternich, unsere Hausgenossin war, sie freilich in der ersten Etage, wir aber hoch oben in der letzten der Mansarden, nachbarlich neben den Holzlegen, dafür aber auch mit ungleich weiterer Aussicht als alle unsere Mitbewohner unter uns. Ich muß es als ein ganz besonderes Glück für uns betrachten, daß das Wetter in den ersten Tagen nach der Ankunft wie in der ganzen ersten Hälfte des Monates so schön, so mild, so sonnenhell war, und daß wir gleich die ersten Tage dazu benutzten, um die herrlichen Kunstschätze

der Stadt, zunächst die Gemäldegallerie, unter Krause's einsichtsvoller Anleitung, mehr als einmal zu sehen. Denn diese hehre Lust der Augen, welche dem Fremden durch ihren anziehenden Reiz das Eingewöhnen in Dresden so lieblich leicht machte, wäre uns bald nachher für einige Zeit versagt gewesen, als bei der unerwarteten Annäherung der Kriegsgefahren diese unschätzbaren Zierden der sächsischen Hauptstadt zur Flucht nach dem Königsstein zubereitet und eingepackt wurden.

In diesen ersten Tagen des Oktobers gedachte noch Niemand an eine solche dringende Gefahr; wir belustigten uns an dem Anblick und Besuch des Lagers, das nahe bei Dresden aufgeschlagen, bei Nacht durch Wachtfeuer erleuchtet war, und in Gesellschaft meines Freundes Köthe erging ich mich in der reichen Gegend am jenseitigen Ufer der Elbe: bei Blasewitz und Loschwitz, wo der große Dichter des Wallenstein in einem Landhause seines Freundes Körner einige Zeit in vergnüglicher Muße gelebt hatte.

Bald wurde die Lage der Dinge eine andere, ernstere. Schon am 12. Oktober verbreitete sich in der Stadt die Kunde von der Schlacht bei Saalfeld (am 10. Oct.), in welcher ein Corps der preußischen Armee von dem zweimal überlegenen Feinde geschlagen und der jugendlich kampflustige Held: der Prinz Louis von Preußen wie ein tapferer Kriegsmann gefallen war. Nicht ohne besondere Vorbedeutung erschien es, daß er, welcher durch seinen anregenden Einfluß auf die Kriegserklärung Preußens den Fehdehandschuh Deutschlands zuerst vor Frankreich hingeworfen, zwar zuerst das Ende seiner Thaten finden, zugleich aber auch in seinen Todeswunden ein Beispiel jenes Ernstes geben mußte, in welchem Deutschland, kämpfend auf Leben und Tod, der fremden, Alles zertretenden Ueber-

macht entgegentreten sollte. Schon am anderen, noch mehr am dritten Tage (am 14. Oktober) hörte man den dumpfen Hall der Kanonen außen vor der Stadt so deutlich, daß die Mehrzahl der Bewohner meinte, die kämpfenden Heere müßten schon ganz nahe sein. Einige ältere Leute jedoch erinnerten daran, daß man im siebenjährigen Kriege den Donner der Kanonen aus der Gegend von Prag her eben so deutlich vernommen habe; auch diesmal könne deshalb das Schlachtfeld ungleich weiter entfernt sein als man wähnte. Es war übrigens dieser Tag der großen Schlacht bei Jena vom Morgen bis zum Abend ein Tag bänglicher Erwartungen. Zum Theil schon stehend, noch mehr aber mit dem zur Erde geneigten Ohre konnte man das Abfeuern der Kanonen und der Musketen unterscheiden. Mehrere sprachen von der Möglichkeit einer Belagerung der damals noch gut mit Mauern versehenen Stadt und unser Freund Krause, um nach Kräften, als vorsichtiger Hausvater, die vielleicht nahe Noth seiner kleinen Familie zu erleichtern, kaufte noch bei guter Zeit vier Pfund Reis ein.

Diese Vorsicht eines Hausvaters, der gerade damals nicht sonderlich bei Geld gewesen, erschien zwar löblich, wäre aber gerade nicht unumgänglich nöthig gewesen, denn bald hernach hatte sich der gute, für sein Land väterlich liebevoll gesinnte König Friedrich August I. von Sachsen gedrungen gesehen, auf die friedlichen Vorschläge, welche Napoleon ihm machte, einzugehen, und Sachsen mit seiner Hauptstadt blieb jetzt für mehrere Jahre von außenher in Ruhe, während Napoleon überall um die Gränzen her einen Sturm aufregte, der alles vorhin Feststehende erschütterte. In diesem Sturme fielen, wie welkes Laub, in dem weder Kraft noch Saft mehr ist, die meisten Bollwerke Preußens von ihrem Stamme ab, zur Wehklage aller

ernstgesinnten Deutschen, obgleich vor dem Auge, das den Weltplan überblickt, schon damals an dem herbstlich entblätterten Baume die Knospen, in der verhaltenen Fülle ihrer Kraft, von dem kommenden Frühlinge zeugten.

Durch Dresden kamen jetzt nur in harmlos friedlicher Weise einzelne Heeresabtheilungen der Franzosen und ihrer Verbündeten, unter ihnen eines Tages auch ein Regiment ehrlicher Bayern. Als diese, ein kurzer, kräftigstämmiger Schlag der Oberpfälzer, den Nachbarn des Böhmerwaldes, fröhlichen Muthes zu den Thoren einzogen, da versuchten einige von ihnen, freilich gerade nicht mit der Gewandtheit der Ballettänzer, zu hüpfen. „Ei seht doch", sagte ein altes Mütterchen, „da merkt man doch gleich, was rechte Weinländer sind, denn diese gehaben sich immer flink und munter. Denen muß man ja ihre gute Portion Wein geben, denn sie sind das von Kindesgebein an gewohnt." Diese Vorsorge der alten Mutter war hier gerade nicht an ihrem Orte, denn die Bayern, mit Bier zufrieden, gedachten des Weines nicht. Oder sie würden es vielleicht sogar in ähnlicher Weise gemacht haben wie jene Portugiesen, welche mehrere Jahre nachher, in Napoleon's Heer, vor dem Feldzug gegen Rußland durch Nürnberg kamen. Diesen hatte man auch Anfangs Bier vorgesetzt, das sie verschmähten und Wein begehrten. Als man ihnen jedoch diesen brachte, da sagten sie — denn der eine von ihnen sprach ein gebrochenes Deutsch — sie wollten doch lieber, so abscheulich er auch sei, von dem anfänglichen braunen Weine trinken, als hier von diesem gelben, der wie reiner Essig schmecke.

So saßen und standen wir denn gerade in dieser Zeit mit unserem kleinen Kreise der Freunde und Jugendgenossen in Dresden, wie hinter einer hohen Mauer, wenn

auch öfters mit einem über die allgemeine Noth des Vaterlandes trauernden Herzen, geschützt und abgeschlossen gegen das äußere tobende Ungewitter. Ich hatte indeß sehr bald vertraute Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen mit einem Manne, bei dem man von dem Toben der äußeren, politischen Stürme am öftesten etwas hören konnte. Das war kein Kriegsmann oder berühmter Diplomat, sondern der edle Pommer Casp. Dav. Friedrich, der zu seiner Zeit und in dem Kreise, der ihn erkannte, hochgeachtete Landschaftsmaler. Ich muß hier von diesem höchst originellen Menschen von allen meinen Dresdner Bekannten zuerst reden, denn er gehört mir zu den liebsten Erinnerungen an die inneren wie äußeren Aufregungen aus jener Zeit einer gewaltsamen Wiedererweckung der lange schlummernden deutschen Kraft.

Friedrich wohnte draußen an der Pirna'schen Vorstadt in einem nahe bei der Elbe gelegenen Hause, welches, wie die meisten Häuser in der Nachbarschaft, Leuten von geringem Vermögen zugehörte. Die Einrichtung in seinem Zimmer schickte sich ganz gut zu dieser Nachbarschaft; man sah da nichts als einen hölzernen Stuhl und einen Tisch, auf welchem die Geräthschaften seiner Arbeit standen. Kam Einer zu ihm, den er wollte sitzen lassen, dann wurde aus der Kammer noch ein alter hölzerner Stuhl, und wenn zwei kamen, eine hölzerne Bank von dem Vorplatz bei der Treppe hereingetragen. Denn in der Kammer fand sich außer dem alten Stuhle auch nichts, als ein diesem ebenbürtiger Tisch und ein Bett, über welches eine wollene Decke ausgebreitet lag. Wir waren, als ich den ersten Besuch bei ihm machte, unserer drei, denn Hartmann führte mich und meinen Freund Köthe bei Friedrich ein, deshalb wurden heute alle dem Künstler zu Gebote stehenden Möbeln in Bewegung gesetzt.

Ich konnte vorerst nicht satt werden, mir den merkwürdigen Mann zu betrachten. Denn ein solches Angesicht wie das seinige hatte ich damals und habe wohl auch seitdem selten oder nie an einem anderen Menschen gesehen. Es war keinesweges das, was man schön nennt, ziemlich bleich und mager, aber jeder Muskel desselben, auch wenn er sich nicht bewegte, stellte einen kräftigen Charakterzug dar, welcher durch die sich immer gleich bleibende Stimmung des Gemüthes zu einem feststehenden Gepräge geworden war. Der schwermüthige Ernst, der sich in den Zügen der Stirne kund gab, wurde schon durch den kindlich treuherzigen Blick der blauen Augen gemildert; über dem Munde schwebte ein leichter Zug des Scherzes.

In der That ein seltsames Zweigespann der Gemüthsstimmungen, zum tiefsten Ernste wie zum heitersten Scherze, dergleichen sich nicht selten bei den ausgezeichnetsten Melancholikern wie Komikern beisammen findet. Denn, daß Friedrich im höchsten Grade von melancholischem Temperamente sei, das wußten Alle, die ihn und seine Geschichte, sowie den Grundton aller seiner künstlerischen Arbeiten kannten. Seitdem er als Jüngling seinen Bruder, den Knaben, den er wie sein eigenes Herz liebte, unter dem zusammenbrechenden Eise des Meeres mußte versinken sehen, dahin er ihn zum Schlittschuhlaufen verlockt hatte, war er lange Zeit in ein düsteres Grämen versunken, das ihm die Freude am Leben bis zum gefahrdrohenden Ueberdruß verleidete. Er wollte keinen tröstenden Zuspruch der Freunde, er floh die Gesellschaft der Bekannten und Verwandten. Die stille Wildniß der Kreidegebirge und der Eichenwaldungen seiner vaterländischen Insel Rügen waren im Sommer, noch mehr aber in der stürmischen Zeit des Spätherbstes und im angehenden Frühling, wenn auf

dem Meer an der Küste das Eis brach, sein beständiger, sein liebster Aufenthalt. In Stubbenkammer, wo damals noch kein modernes Gasthaus stand, verweilte er am öftesten, dort sahen ihn die Fischer manchmal mit Sorge um sein Leben, ja wie Einen, der freiwillig in der Fluth sein Grab suchen wollte, auf und zwischen den Zacken der Bergwand und ihren in's Meer hineinragenden Klippen herumklettern. Wenn der Sturm am kräftigsten war und die Wogen, mit Schaum bedeckt, am höchsten heranschlugen, da stand er, von dem heranspritzenden Schaume oder auch von einem plötzlichen Ergusse des Regens durchnäßt, hinschauend wie Einer, der sich an solcher gewaltigen Lust der Augen nicht satt sehen kann. Wenn ein Gewitter mit Blitz und Donner über das Meer daherzog, dann eilte er ihm, wie Einer, der mit diesen Mächten den Freundschaftsbund geschlossen, entgegen, auf den Felsensaum der Küste oder ging ihnen nach in den Eichenwald, wo der Blitz den hohen Baum zerspaltete und murmelte da sein halblautes „wie groß, wie mächtig, wie herrlich". Diese Liebschaft seines Gemüthes mit der gewaltigen, mit der wilden Natur, sprach sich auch in seinen gelungensten Bildern aus, die erst in späteren Jahren ein milderes Licht empfingen. Ein Felsen im anbrandenden Meere; ein Wald, dem der Sturm das herbstliche Laub und einen Theil der Zweige entreißt; ein abgestorbener Baumstamm, auf dem ein Rabe sitzt; ein Fischerboot, das mit den Wellen kämpft; eine Winterlandschaft vom scheidenden Abendlichte beleuchtet, aus dessen Schnee die entlaubten Bäume und ein Kirchhof mit seiner Kapelle hervorragt, nach welcher ein Greis an seinem Stabe dahinschleicht und unzählige Skizzen, sowie viele, meist nur in Sepia ausgeführte Bilder trugen alle diesen Charakter des tiefen Ernstes. Damals so eben war

er mit einem seltsamen Bilde beschäftigt. Es stellte keine Landschaft dar, denn vom Lande sah man nichts als einige über den Hochnebel hervortretende Berggipfel, sondern es war ein Bild, dergleichen nur der Luftschiffer sehen kann, wenn er auf seinem Fahrzeuge sich über die Tiefe der Wolken, welche das Land unter ihm bedecken, bis dahin erhebt, wo schon hin und wieder durch den zerrissenen Nebelschleier das ungetrübte Blau des Himmels gesehen wird und ein Strahl der Sonne hereinbricht. Kein Luftschiffer aber, sondern ein Seeadler war es, den der Künstler als lebenden Zeugen des Kampfsspieles darstellte, das dort in der Höhe der Sturm mit dem zerreißenden und flüchtigen Gewölke hielt. Denn an der Richtung von diesem, wie am Gefieder des Adlers, der so eben aus dem fliehenden Nebel sich herausarbeitete in das lichtere Blau, konnte man, wie an einem wogenden Meere, die Gewalt ermessen, welche da oben der Wind hatte. Es war ein Bild, dem der Künstler, wie ich nachher sagen werde, seine Deutung gab; für ihn ein Bild der damaligen Geschichte des Vaterlandes *).

Wer aber in dem Maler Friedrich nur diese eine Seite seines Wesens: den tiefen, schwermüthigen Ernst sah, der kannte ihn nur halb. Ich habe wenig Menschen kennen gelernt, welche im geselligen Umgang mit Anderen, wenn diese nämlich ihm zusagten, eine so heitere Gemüthlichkeit, eine solche Gabe zum Scherz hatten, als er. Mit der ernstesten Miene sprach und erzählte er Dinge, welche bei

*) Ein ähnliches Bild von ihm, das keine Landschaft, sondern vielmehr eine Luftschaft, mit einer bei Mondschein zwischen den Wolken schwebenden Eule darstellte, ist oder war im Besitze eines bekannten vermögenden Kunstfreundes.

allen Anderen ein unverlöschliches Lachen erregten; überall, wohin er kam, brachte er, wenn ihm der Kreis gefiel, Heiterkeit mit sich und fröhliches Bezeigen.

Wenn er in tiefem Ernst versunken bei seiner Arbeit saß, und es kamen Kinder aus der Nachbarschaft zu ihm, da plauderte und scherzte er mit diesen selber wie ein Kind. Ein kleines Mägdlein der Nachbarin bat ihn öfters um ein Geschenk von Bildern. Er, der keinem Kinde eine Bitte abschlagen konnte, vermochte dies hier am wenigsten, ihn freute der Sinn und die Neigung des Kindes zur Kunst, er gab ihm, denn Anderes hatte er nicht, kleine Skizzen aus seiner Hand. Als aber das Mägdlein gar so oft mit derselben Bitte kam, fragte er es einmal: was thust du mit den vielen Bildern? — Ich wickle meine Sachen hinein, antwortete die Kleine.

Doch ich wollte hier nur von dem ersten Eindrucke reden, den der seltene Mann auf mich machte. Es war gegen Ende des Oktobers; Napoleon mit all' seinen Gewaltthätigkeiten; die Schmach des Vaterlandes, kamen bald an's Gespräch. Mit seinem gewöhnlichen Ingrimme gegen die Franzosen sprach Friedrich zugleich den Schmerz über die Erniedrigung Deutschlands aus. Als aber wir Anderen trübe Bedenken und bängliche Befürchtungen für die fernere Zukunft äußerten, da deutete er auf den Adler in seinem Bilde hin. „Er wird sich schon herausarbeiten der deutsche Geist aus dem Sturme und den Wolken", sagte er, „und dort sind Berggipfel, die feststehen und Sonne haben. Wäre der Sturm nicht gekommen, der Adler wäre vielleicht unten im Nebel sitzen geblieben, wo keine Beute zu sehen und zu fangen war, hätte gehungert und gelungert. Der Deutsche muß nur erst warm werden, ehe er den Arm erhebt, wenn er ihn aber einmal erhebt, da

flutscht es, wie wir Pommern sagen. Es fällt mir dabei ein Geschichtchen von diesem Warmwerden ein, das ich euch wohl erzählen will."

„Ein Engländer, der sich längere Zeit in Berlin aufgehalten, machte eine Reise nach Italien und nahm sich dazu als Bedienten einen Pommer'schen Bauernknecht, einen baumstarken, braven Burschen mit. In Italien fuhren sie bald, bald gingen sie zu Fuß, denn der Engländer wollte da Alles, was ihm merkwürdig schien, recht genau sehen. Einmal auf einer Wanderung über's Gebirge springen vier Kerle aus dem Gebüsche heraus, mit Pistolen und gezückten Dolchen in der Hand; treten vor den Engländer hin und begehren sein Geld sammt seiner Uhr. Er gibt ihnen Alles her. Ja, sagen die Kerle, das Geld und die Uhr sind wohl gut, aber, mein Herr, Ihr seht, daß es uns gar sehr an neugewaschenen Hemden und ganzen Röcken fehlt, wir müssen euch auch darum ersuchen. Der Engländer winkt seinem Bedienten, welcher, denn er hatte so etwas in seinem Leben noch nicht gesehen, ganz ruhig der Sache zuschaute; der Bursche schnallt den Tornister ab, den er auf dem Rücken trug, und gibt ihn den Spitzbuben. Da nun diese fort sind, wendet sich der Herr zu seinem Bedienten, und zwar nicht mit den Blicken allein, sondern mit dem Stocke, den er gut zu schwingen weiß. „Du baumstarker, deutscher Lümmel", sagt er, indem er immer auf den Burschen losschlägt, „schämst du dich nicht, daß du deinen Herrn so ruhig ausplündern lässest? Du mit deinen Drescherarmen und Fäusten, mit deinem dicken Prügel in der Hand, hättest es doch wahrhaftig mit vier solchen elenden Kerlen und noch einen mehr aufnehmen können." Der Pommer läßt sich eine Weile prügeln, dann sagte er: jetzt halten Sie einmal ein wenig an; läuft mit

seinem Prügel in's Gebüsch hinein, den Spitzbuben nach, und es dauert gar nicht lange, da kommt er mit dem Tornister, mit der Geldbörse, Uhr und Allem, was man seinem Herrn genommen, zurück. Denen habe ich es, ruft er, tüchtig nachgezahlt; einer liegt noch am Boden, die andern sind davon." — „Du alberner Bursche, sagt der Engländer, warum hast du das nicht gleich so gethan, da wären wir doch unserer zwei gewesen, denn ich hätte dir gern mit geholfen." — „Herr, so antwortete der Andere, der Deutsche muß nur erst warm werden, dann steht er seinen Mann." — So, meine ich, fügte Friedrich seinem Geschichtchen hinzu, wie mein Landsmann, der Pommer den Spitzbuben, werden es die Deutschen, wenn sie erst warm, das heißt brüderlich einig geworden sind, auch noch den Franzosen machen."

Ich kam seitdem oft zu Friedrich, in sein abgelegenes Haus in der Vorstadt, hörte gern die Ergießungen seines deutschgesinnten Herzen über die damalige Lage der Dinge an, und ging nie von ihm hinweg, ohne über Vieles belehrt, beruhigt und getröstet zu sein.

21. Die Wintersaat.

Das, was die vorstehende Ueberschrift des Kapitels meint: die Arbeit, an deren Vollendung mir so viel gelegen war, begann zwar schon bald nach unserer Ankunft in Dresden, im Oktober, doch kam sie erst im Verlaufe des Winters in kräftigen Gang. In solch' wohlthuender Weise hatte ich die Lust an der Arbeit, und die heitere Muße dazu noch niemals empfunden, als damals. Fand sich doch Alles zusammen, was mich freudig stimmen und anregen konnte. Freilich drängte sich uns Anfangs manchmal, mitten in unserem Vergnügtsein die Sorge, wie ein

ungebetener, lästiger Gast auf, woher uns dann, wenn unsere mitgebrachte Baarschaft zu Ende ging, ein neuer Erwerb kommen sollte? Denn bis dahin, wo mein Buch zum Druck vollendet sein, und die Saat zur Ernte des Honorares reifen konnte, war, das erkannte ich wohl, eine lange Zeit, und den Gedanken, noch einmal fremdes Geld aufzunehmen, wiesen Henriette und ich für immer mit Abscheu von uns. Da kam mir, ganz ungesucht, die Hilfe entgegen, deren ich bedurfte. Ich will von diesem für mich, während meines ganzen Aufenthaltes in Dresden sehr folgenreichen Begegnisse zuerst reden.

Gerade um jene Zeit lebten daselbst mehrere vornehme und reiche russische Familien, unter ihnen die Wittwe eines ehrenwerthen Generals, die Gräfin Kroke, mit ihren drei Enkeln, davon der jüngste, ein zarter Knabe, bei ihr im Hause, die beiden älteren aber, unter der Aufsicht eines Gouverneurs, besonders wohnten. Die Generalin war eine Frau von seltenen Geistesgaben, von vielseitiger Bildung und wohlwollendem Gemüthe. Sie hatte auf den Reisen, die sie in jüngeren Jahren mit ihrem Gemahl machte, besonders während ihres längeren Aufenthaltes in Frankreich, die Welt gesehen und kennen gelernt, und mit scharfem Verstande und richtigem Urtheile dieses Erkenntniß benutzt. Die geistige Ausbildung ihrer beiden älteren Enkel, die Pflege des jüngsten waren eine beständige Sorge ihres mütterlichen Herzens; sie selber hatte sich nach den möglichst besten Lehrern für die ersteren umgesehen und hierin ein besonderes Glück gehabt. Denn auf einen besser unterrichteten, geschickteren, gewissenhaft fleißigeren Mann hätte ihre Wahl nicht treffen können, als Dr. K. Chr. Fr. Krause war, der sich schon als Privatdozent in Jena den Ruhm eines ausgezeichneten Gelehrten sowie Lehrers

erworben hat. Schon seit mehreren Monaten — seit ihrer Ankunft in Dresden — nahm Krause thätigen Antheil an dem Unterricht der beiden Knaben, davon der eine schon zum Jüngling reifte. Es fehlte für diese noch an einem Lehrer der Naturgeschichte, vor Allem der Mineralogie, auf welche man in dem Erziehungsplan der jungen russischen Adlichen einen besonderen Werth legte. Krause hatte schon seit einiger Zeit, im Auftrag des Gouverneurs, für die Zöglinge desselben nach einem solchen Lehrer gesucht, keinen aber gefunden, der zum Uebernehmen der Aufgabe sich geneigt gefühlt, oder all' seinen Anforderungen entsprochen hätte. Da kam ich ihm wie gerufen, und schon in einer der ersten Wochen nach meiner Ankunft in der Stadt trat ich in mein Lehrergeschäft ein, welches verhältnißmäßig sehr gut gelohnt, und mir durch meine eigene kleine Privatsammlung und alle die Hülfsmittel, die man freigebig herbeischaffte, sehr erleichtert wurde. Ich fühlte mich bei diesem Unterrichte, zu welchem mir die Auswahl der für mich bequemsten Stunden freigestellt war, ganz in meinem natürlichen Elemente, und fand in ihm eine wohlthätige Vorbereitung für meinen künftigen Beruf. Auch einer anderen Aufforderung der edlen Frau Generalin, als Hausarzt ihr bei der Pflege ihres jüngsten Enkels an die Hand zu gehen, folgte ich gern, denn selbst dieses Geschäft nahm meine Zeit nur wenig in Anspruch.

So waren denn auf einmal alle Sorgen für unseren kleinen, wenig bedürfenden Hausstand hinweggeräumt; ich konnte getrost und freudig bei meiner Arbeit bleiben, brauchte mich über ihr nur allmähliges Wachsthum nicht zu beunruhigen. Das, was für diese Arbeit schon der eigene, innere Antrieb that, das wurde durch das Beispiel des ernsten Fleißes, das meine Freunde mir gaben, noch mehr

verstärkt. In gewisser Hinsicht setzte sich für mich hier das Leben und wissenschaftliche Zusammenwirken mit gleichgesinnten Genossen fort, das ich in Leipzig, in dem Dachstübchen des Michaelis'schen Hauses, geführt hatte. Freilich, was die äußere Einrichtung betraf, in bürgerlich geordneterer, anständigerer Form. Ich arbeitete mit meinem lieben, brüderlichen Freunde Köthe in einem gemeinsamen Zimmer, jeder an seinem besonderen Fenster. Von der schönen Aussicht, die wir da hätten haben können, genossen wir wenig, denn Jeder von uns war so eifrig in seinem Geschäfte, daß er nicht sah noch hörte, was zunächst um ihn her, noch weniger, was außer dem Hause war und vorging. Die überaus große Freundlichkeit des damaligen Oberbibliothekars Daßdorf gewährte mir die Benutzung der Bücher, deren ich bedurfte, in so reichem Maaße, als ich es nur wünschen mochte, ja das Vertrauen des Mannes gegen mich ging so weit, daß er mir den freien Zutritt zu allen Sälen und die genauere Durchsicht aller Werke erlaubte, deren Inhalt für mich im Allgemeinen oder wenigstens zum Theil für mein damaliges wissenschaftliches Bedürfniß von besonderer Wichtigkeit sein konnte.

Unter all' unseren Freunden hatten es Köthe und ich bei der Benutzung der reichen, trefflichen Bibliothek am bequemsten. Wir brauchten nur über den freien Platz hinüber zu gehen, der zwischen unserer Wohnung und dem Bibliothekgebäude lag, konnten deshalb mit den Pflegern und Dienern der Bücherschätze, die wir von unseren Fenstern aus hineingehen sahen, fast zugleich, wenn es uns beliebte, hineintreten, wo dann jeder von uns in einen der Säle sich führen ließ, darinnen die Weisheit einer ergrauten oder auch einer noch jugendlich frischen Zeit Rede und Antwort gab über das, was er zu wissen begehrte. Köthe arbeitete

an einer Geschichte des Origenes und seiner Zeit. Es war ein großartiger Plan und sicherer Grund, auf dem er den Bau seines Werkes anlegte: Leider hat er diesen Bau niemals zu seiner erwünschten Vollendung bringen können, denn ihm wurde bald nachher der Ruf zu einem anderen Tagwerke, das über seine Zeit und Kräfte gebot. Aber schon der Anfang, den er da machte, war ihm für sein ganzes Leben ein gesegneter, denn er hatte sich dabei mit jugendlicher Kraft den Felsengrund gesäubert und geebnet, auf dem sein christgläubiges Wirken als Lehrer und Schriftsteller für immer ruhte. Hiervon werde ich später reden, denn er wußte von mir und ich wußte von ihm bis an sein Ende um Alles, was in und mit dem Freunde vorging. Hier erwähne ich nur, daß auch für mich Köthe's damalige Arbeit ein Gewinn war. Denn die Begeisterung der ersten Liebe seines frommen Gemüthes für ein solches Werk, wie das seinige ihm erschien, ließ auch mich nicht ungerührt.

Ich meines Theiles faßte meine Aufgabe: die Geschichte eines allgemeinen Lebens, deren Bedeutung ich, je länger je mehr, mit Furcht und Schrecken erkannte, und vor dem Eingehen in ihre Tiefe ein Grauen hatte, auch für dies Mal nur bei ihrem äußeren Saume: bei einem ihrer hintersten Enden an, ja nur bei einzelnen Fäden dieses Endes; ich erging mich mit vielbelesener Weitläufigkeit in die Beschreibung des Todes, Scheintodes und der Verwesung. Diese Beschreibung bildete die erste Abtheilung der in Dresden geschriebenen Fortsetzung meiner Ahndungen. Indem ich aber nun auf jenes Ziel lossteuerte, das ich erst in einem darauf folgenden Theile meines innerlich wie äußerlich unvollendeten Werkes deutlicher in's Auge faßte, welchen ich nach langer Unterbrechung erst in Erlangen veröffentlichte, gerieth ich auf Sandbänke, so weit ausgedehnt, als die

Syrten. Ich kam dahin bei Nacht und Nebel, ohne Kompaß und Karte; in meiner verwunderlich naiven Eitelkeit glaubte ich nicht nur wie Sancho Pansa zum Herrscher, sondern sogar zum ersten Entdecker eines Königreiches geworden zu sein. Unter diesen Sandbänken meine ich die seltsamen astronomischen Rechnungen über die Verhältnisse der körperlichen Größen, Entfernungen, Rotationszeiten und Eccentrizitäten der festen Weltkörper unseres Sonnensystemes. Monate lang, vom Morgen bis zum Abend habe ich mit mühseligem Fleiße an diesen Dingen gerechnet, die für meine Erkenntniß viel zu wunderbar und zu hoch waren; ganze Stöße von Papieren voller Zahlen habe ich später dem gerechten Gerichte des Feuers übergeben; Das aber, was noch davon in meinem Buche steht, gleicht einem großen Sacke voller Kupfermünzen, ja vielleicht voller Eisenstücke, die mir zwar nicht einmal wie meinem alten Eisenhammerarbeiter (Bd. I S. 379) ein Nagelschmied abgekauft hätte, mit denen ich mich aber, keuchend, den unersteiglichen Berg hinanschleppte; denn ich meinte, ich hätte lauter Goldstücke in meinem Sacke.

Ja, gar nicht wenig bildete ich mir auf meinen vermeintlichen Schatz ein. Meinte wohl gar, das könne die Arbeit, würdig eines Keppler, sein. Wie den Leuten, die in's Lotto setzten, und auf das Glück ihrer Zahlen warten, erging es mir, so oft ich mit Hülfe der Logarithmen wieder ein neues ungeheures Gespinnste meiner Zahlenreihen anlegte, um die Entdeckung eines vermeintlichen Naturgesetzes darin zu fangen, während mir nur Fliegen in's Netz gingen. Ja, wenn ich, jeden Sonntag Nachmittag hinein ging, in das Lesekabinet der Arnold'schen Buchhandlung, und zu meiner Verwunderung sah, daß der erste Band meiner „Ahndungen" noch immer nicht in einer Literatur-

zeitung angezeigt und — wie konnte dies nach meiner Meinung anders sein — rühmlich anerkannt sei, da gedachte ich: nun, wenn nur erst der 2. Band erscheint, der wird schon anderes Aufsehen machen, und gewiß gründliche Beurtheiler finden.

Dieses ist denn auch wirklich geschehen, denn Friedrich von Meyer würdigte, vom christlichen Standpunkte aus, mehrere, der ernsten Ansicht vom Tode und dem Zustande der Seele nach dem Tode nicht entsprechende Stellen im ersten Abschnitte jenes zweiten Bandes einer gründlich ernsten Rüge, und ich bin hierdurch mit diesem werthen Manne bekannt und recht innig befreundet worden. Ueber den zweiten Abschnitt: der astronomischen Sandbänke gab mir der treffliche v. Lindenau eine gute derbe Zurechtweisung, für welche ich ihm noch jetzt dankbar bin. Nicht als tadelnder Kritiker, sondern nach jener Milde, welche großen Geistern so oft eigen ist, nahm sich der edle Gauß in Göttingen die Mühe, mir in einem freundlichen Briefe durch das Labyrinth meiner Rechnungen einen geraderen mathematisch sichereren Ausweg zu zeigen. Und, ich will es nicht verschweigen, daß meine „Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" gleich bei ihrem Erscheinen nicht nur einzelne Leser fanden, welche, zum Theil auf einer seltenen Höhe der geistigen Bildung stehend, mit besonderer Theilnahme meine Arbeit beachteten. Namentlich äußerte sich Jean Paul sehr günstig und erfreut über meinen Versuch einer wissenschaftlichen Begründung des Gedankens, daß in der Anordnung des Planetensystemes, in den Abständen seiner einzelnen Glieder, den Verhältnissen ihrer Größen, ihrer Bewegungen derselbe Urtypus gefunden werde, der sich in den räumlichen Proportionen des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Theile so wie in den Ver=

hältnissen des Wechselverkehres dieser Theile auf einander wieder findet, — ein Gedanke, welcher späterhin auch von Anderen öfters ausgesprochen worden ist. Eben diese Auffassung des Weltgebäudes, als eines organisch gegliederten und verbundenen Ganzen, gefiel auch Denkern wie Schelling, Franz Baader u. A. Was jedoch mein eigenes Urtheil über diese Arbeit meiner Studentenjahre (denn ihr erstes Beginnen fällt schon in die Jahre 1803, 1804) betrifft, so halte ich zwar allerdings dafür, daß unter den Kupferpfennigen meines damals mühsam zusammengetragenen Schatzes vielleicht mancher sein möge, der zwar nicht durch seinen Metallwerth, wohl aber wegen des Gepräges des keimenden Gedankens, das darauf steht, eine Bedeutung haben könnte, dennoch aber, wie ich dies auch dem Verleger des Buches erklärt habe, könnte ich niemals meine Hand zu einer neuen Auflage (das hieße zu einer gänzlichen Umarbeitung) darbieten, und wenn eine solche erscheinen sollte, da ist wenigstens meine Hand nicht dabei gewesen. Manche Materialien aus dem Wrack habe ich übrigens auch, wie ich später erwähnen werde, zum Bau einiger meiner nachmaligen Werke benutzt.

Einen Freund hatte ich damals, traulich und nachbarlich neben mir, der mir wohl manche Zurechtweisungen und Beleuchtungen meiner großentheils nebelartigen Gedankenbilder in recht gründlicher Weise zu geben vermocht hätte, dies war der schon vorhin (S. 189) erwähnte Dr. K. Chr. Fr. Krause. Dieser aber, wenn ich ihm auch, was ich aus Schonung seiner fleißig benutzten Zeit nur selten that, meine Arbeiten und Gedanken ausführlich mitgetheilt hätte, war, seinen Freunden gegenüber, nicht zu einem scharfen Beurtheiler gemacht. So jung er auch war, erinnerte mich dennoch das Wesen dieses sanften, milden Mannes an das

13*

Bild eines jener alten Gymnasophisten am Ganges oder eines Pythagoräers, deren geheimer geistiger Bund, durch die ganze mitlebende so wie vormals gewesene und künftig werdende Menschheit gehend, sich nur durch Thaten des stillen gemeinsamen Wirkens kund geben wollte. Sein Glaube an den Wechselverkehr und an das Einssein eines unsichtbaren Geisterreiches mit dem sichtbar über die Bühne des Erscheinenden dahin gehenden Menschengeschlechtes war mehr als ein bloser, schöner Traum. Das, was er lehrte: daß jeder einzelne Mensch die Gesammtaufgabe der geistigen wie leiblichen Vollendung, die seinem Geschlechte ward, nach Kräften sich zum eigenen Ziele setzen solle, das war an ihm in einem hohen Maaße zur That geworden; ich habe nur wenig Menschenseelen gekannt, aus deren innerem Grunde sich eine solche Mannichfaltigkeit der Gaben gleichmäßig schön entwickelt hatten, als bei der Seinen. Denn neben dem mathematischen Tiefsinne und dem wissenschaftlichen Umfange der Erkenntnisse hatten sich in ihm der Sinn für die Tonkunst und für die bildenden Künste zu einer seltenen Höhe und Feinheit entwickelt. Er ward mir, nach manchem solchen, mir noch fremden Gebiete, ein freundlich lehrreicher Führer und Begleiter.

Man lernt allerdings das, was die Kunst sei und wolle, am besten im geistigen Verkehre mit Künstlern verstehen, und dieses Glück ist mir nachmals durch die vertraute Bekanntschaft und Befreundung mit dem geistigkräftigsten, größesten Meister unserer Tage, mit dem Anfänger und Begründer einer neuen, besseren Zeit der Kunst, mit Peter Cornelius und seinem wie meinem Freunde J. Schnorr, im höchsten Maaße zu Theil geworden. Wenn aber auch unter den damaligen Künstlern in Dresden kein Cornelius, kein Schnorr oder Schwanthaler sich

and, denn der Tag des Wiedererwachens der rechten Kunst war noch nicht gekommen, so gab es doch daselbst solche, die nicht blos von Profession, sondern mit Leib und Seele Künstler waren. Und von diesen galt Das, was ich von allen rechten und ächten Künstlern sagen möchte: sie hatten eine Attrattiva, eine zur Zusammengesellung mit ihnen anlockende Macht, wie die Menschen von anderem Stande und anderer Art der Beschäftigung sie kaum jemals haben.

Es ist etwas ganz Eigenes um die Natur eines ächten, selbstschaffenden Künstlers. Ein solcher, denn das bringt die Arbeit an seinem Werke mit sich, welche, ihrer Art nach, nur bei einem Zustande des Gemüthes von Statten gehen und gelingen kann, den ich als Expansion, Erweiterung der psychischen Spannkräfte bezeichnen möchte, ist vor anderen Menschen zu jener Art der Erhebung der Seelenkräfte geneigt und geschaffen, welche wir Freude oder freudige Stimmung nennen. Mit dem ausgebreiteten Fittig seiner bildenden wie bildungsfähigen Natur erhebt er sich in ein Schöpfungsgebiet des Geistigen hinein, dahin einem Anderen ohne solchen Führer der Eingang verschlossen ist. Ich möchte beinahe sagen, ein Anderer als der ächte Künstler, namentlich ein gewöhnlicher Gelehrter, ist nur ein halb, ein einseitig ausgebildeter Mensch, ehe er durch den vertrauten Umgang mit rechten Künstlern in gemüthlicher, in psychischer Hinsicht zu einem Ganzen wird. Darum fühlte der tiefgelehrte Lessing einen solchen unwiderstehlichen Zug zum Umgang mit Meistern der Kunst, selbst der Bühne, und ich, nach meinem kleineren Maaße, weiß auch, was mir der Umgang mit Künstlern von höherem Aufschwung des Gemüthes bei der Entwickelung mancher Seite meines natürlichen Wesens genützt hat.

Ich muß meine ernsteren Leser um Nachsicht und um

Vergebung bitten, wenn ich hier als Beispiel der allgemeinen, geselligen Attrattiva der Künstler gegen andere Menschen eine Anekdote aus dem Leben eines berühmten reichbegabten Tonkünstlers und Componisten anführe, den ich noch selbst persönlich gekannt habe. Der Kapellmeister H...l, welcher in einer der geistig bewegtesten Hauptstädte des deutschen Vaterlandes wohnte, hatte eine so hohe Gabe zur geselligen Belebung und Erheiterung, daß Alle, welche diese Gabe an ihm kannten, wo es Gelegenheit dazu gab, seine Nähe aufsuchten. Er pflegte in einer bestimmten Stunde des Vormittags sein Glas Wein dort unter den Linden, in einem damals sehr beliebten Weinhause zu trinken, und wenn er dahin kam, da fand er schon eine zahlreiche Gesellschaft von Solchen, welche eine muntere Unterhaltung liebten, ihn erwartend, Andere kamen nach und füllten das Zimmer. Dieser Zuspruch von heiteren Gästen gefiel dem Wirthe wohl, das aber wollte ihm nicht ganz gefallen, daß der Herr Kapellmeister zwar mit eben so gutem Appetit, ja mit noch besserem trank als die anderen, daß er aber niemals so wie diese anderen bezahlte, sondern ohne nach der Zeche zu fragen, fortging. Der Wirth war indeß von zarterem Gefühle als jener Speisewirth in M., der einen gewissen Literaten, welcher eine ähnliche Vergessenheit im Bezahlen bezeigte, als der Kapellmeister, um ihm in recht eindrücklicher Weise das Gedächtniß zu wecken, einst vor allen Gästen, von denen mehrere so eben ihre Wochenrechnung berichtigten, von seinem Kellner fragen ließ: „Herr ***, wenn wird denn einmal der Tag kommen, an dem Sie den Wirth bezahlen?“ welche Frage der Literat mit der ernsten Gegenfrage: „Bin ich ein Prophet?“ darniederschlug, sondern der Wein- und Kostgeber unter den Linden griff die Sache feiner und höflicher an. Denn eines Tages, als er

sich beim Fortgehen desselben mit dem Kapellmeister allein sah, drückte er demselben ein Papier in die Hand, darauf die Summe aller Zechen seines geehrten Gastes von ziemlich langer Zeit her nach Zeit- und Flüssigkeitsmaas berechnet stand. „Herr Kapellmeister“, so sagte er höflich, „es wird Ihnen vielleicht, der Ordnung wegen, selber lieb sein, einmal zu sehen, wie lange Sie mich schon mit Ihrem Besuche in meinem Hause beehrt haben.“ Der Kapellmeister steckt den Zettel ein und empfiehlt sich. Am anderen Tage aber, zur bestimmten Stunde stellen sich zwar die erwartenden Gäste ein und noch andere folgen nach. Alle fragen: „ist der Kapellmeister noch nicht da?“ — „Er hat vielleicht eine Abhaltung“, antwortet der Wirth. Die Unterhaltung ist ziemlich lahm, der Wein scheint auch nicht so zu munden wie andere Male. So geht es auch am anderen und bei schon sehr verminderter Zahl der Gäste am dritten Tage. Am vierten Tage kommen nur noch etliche Nachbarn. Das Gerücht hatte sich bald verbreitet: der Kapellmeister trinkt jetzt seinen Wein und nimmt sein Frühstück bei dem Weinwirth *** in der *** Gasse, und die Attrattiva der Künstlernatur ist so groß, daß der ganze Kreis seiner bisherigen Mitgenossen, der aufmunternden Unterhaltung wegen, ihm nachzieht in die *** Gasse. Das Alles erfährt nun auch der Wirth unter den Linden und es geht ihm ein Licht über das Glück seines bisherigen zahlreichen Zuspruches auf. Er bedenkt sich nicht lange. Er schreibt seine Rechnung auf zwei Zettel, die eine Hälfte davon, ich will sagen 20 Thaler, auf den einen, die zweite auf den anderen. Damit geht er zu dem Herrn Kapellmeister bei früher Stunde auf sein Zimmer. Er findet den Herrn bei guter Laune. „Herr Kapellmeister, so sagt er, es sollte mir leid thun, wenn ich Sie durch meine pedan-

tische Ordnungsliebe vielleicht beleidigt und von meinem Hause, darin Sie so gerne gesehen waren, entfernt hätte. Da sehen Sie nun, wie ich es mit Ihrer Rechnung gemacht habe. Die eine Hälfte behalte ich und zerreiße sie und somit ist ihr Betrag abgethan, die andere nehmen Sie gefälligst in Empfang." — „Wie?" sagte der Kapellmeister, indem er ihn mit seiner humoristisch-ernsten Miene ansah. — „Und ich sollte mich von Ihnen an Großmuth beschämen lassen? Sehen Sie da, ich nehme die andere Hälfte der Rechnung und zerreiße sie, so ist sie auch abgethan." — „Schon gut, Herr Kapellmeister", sagt der Wirth, obwohl etwas überrascht von der unerwarteten Nachfolge seines Beispieles, „kommen Sie nur, wo möglich noch heute, wieder und niemals sollen Sie wieder in meinem Hause ohne Ihr ausdrückliches Begehren mit einer Rechnung incommodirt werden." Der Kapellmeister kam, in wenig Tagen zog ihm auch seine ganze frühere Gesellschaft wieder nach und der Wirth hatte nicht Ursache, seine „Großmuth" zu bereuen, denn nicht nur brachten die vielen Gäste, die der Genuß der künstlerisch-munteren Unterhaltung noch mehr anzog als der des Weines, Das reichlich ein, was auf die schon zerrissenen und nachfolgenden Rechnungen des Kapellmeisters kam, sondern dieser selber, denn er war ein wackerer Mann, wird sich schon auch bei etwa ihm gelegener Zeit nach seinen Rechnungen erkundigt und diese bezahlt haben. Obwohl allerdings von ihm das Sprüchwort gelten mochte, was von vielen ächten Künstlern, so wie nach S. 53 von Goldsmith galt: „Der Künstler mag wohl an Geld hängen, aber das Geld hängt nicht an ihm."

Nun, was die ganz besondere Attrattiva der Künstlerseelen gegen andere Menschenseelen sei, das erfuhr ich schon in Dresden in meinem Umgang mit Künstlern. Zuerst,

wie ich schon erwähnte, mit dem Maler Friedrich, dann noch mehr in dem späteren, fast täglichen Zusammenleben mit dem geist- und gemüthvollen Portraitmaler Gerhard von Kügelgen. Die Entwickelungs- und Lebensgeschichte dieses mir lieben Freundes, nach einem fest bestimmten Plane, erscheint mir so erwähnenswerth, daß ich, so wie ich sie aus seinem und der Seinigen Munde weiß, einige Züge daraus mittheile, wie ich dieses mit mehreren anderen, nicht hierher gehörigen Zügen bereits in meinem Alten und Neuen B. I. gethan habe.

Es mögen jetzt gegen 60 Jahre sein, da wurde in Rom ein Bild, bekannt unter dem Namen i gemini (die Zwillinge) mit großem Vergnügen gesehen und selbst bewundert. Es stellte zwei junge Künstler aus Deutschland dar, welche damals in Rom lebten: Zwillingsbrüder, die einander in Gesichtsbildung und Gestalt so überaus ähnlich waren, daß selbst ihre nächsten Bekannten und Landsleute sie kaum zu unterscheiden vermochten. Doch zeichnete sich, wenn man beide nebeneinander sah und sprechen hörte, Gerhard, welcher um eine halbe Stunde älter war als sein Bruder, durch eine gewisse mannhaftigere Energie in Wort und That vor diesem aus, wodurch er sein ganzes Leben hindurch zum Vorgänger und Führer des anderen wurde. Gerhard, der nachmals so berühmt gewordene Portraitmaler, war es auch, der das beliebte Bild „die Zwillinge" in Rom gemalt hatte und welcher überhaupt schon damals unter den jungen Historienmalern sich hervorthat, während sein Bruder zum Landschaftsmaler sich bildete.

Die große Aehnlichkeit der beiden Brüder gab sich nicht nur als eine äußere, in der leiblichen Bildung, sondern auch als eine innere in der Gleichheit der Neigungen und Lebensführungen kund, obgleich hiebei immer, wie schon erwähnt,

beide unter sich den Gegensatz einer mehr männlich handelnden und einer mehr passiv aufnehmenden weiblichen Natur darstellten. Die äußere Gleichheit war zuerst hervorgetreten und sie hatte selbst die Eltern genöthigt, die Kinder durch ein äußeres Zeichen am Gewand unterscheidbar zu machen. Dennoch bekam öfter, von der Hand des heftigen Vaters, der eine der Knaben, für irgend einen verübten Muthwillen die Streiche, welche dem anderen zugedacht waren und wenn dann der Unschuldige sich darüber beklagte, wies der Vater die Klage mit den Worten ab: „ihr seid einer so nichtsnutzig als der andere, wer kann unter euch einen Unterschied machen, heute hast du die Streiche für deinen Bruder empfangen, ein anderes Mal bekommt sie dieser für dich. Der sie nicht bekommt, verliert dabei am meisten.“ — Ja noch im späteren Alter blieb die äußere Aehnlichkeit Beider so täuschend, daß Gerhard, als sein Bruder in Petersburg mit ihm zusammentraf, diesen, wenn er gerade vor der Arbeit eines Oelgemäldes saß, nachdem er ihn auf die Fragen, die etwa an ihn geschehen könnten und auf die zu ertheilenden Antworten hinlänglich vorbereitet hatte, in seiner Uniform zu Hofe sendete, wo derselbe, manche kleine Verlegenheiten bei dem Eintritte in den Kreis solcher Hofleute, abgerechnet, auf deren Anreden er nicht vorbereitet war, die Rolle seines Bruders vor Se. Majestät dem Kaiser zur vollkommenen Befriedigung spielte. Und als Gerhard's Sohn, nach dem Tode des Vaters, den Zwillingsbruder von diesem, den er noch nicht kannte, in Rußland zuerst sah und sprechen hörte, da war der Eindruck der Aehnlichkeit des Lebenden mit dem Verstorbenen für den Jüngling ein so überwältigender, daß er in Ohnmacht sank.

Zu der äußeren Aehnlichkeit gehörte auch die gleichzei-

tige Entwickelung von Beiden beim Gehen und Sprechenlernen, obwohl die letztere Fähigkeit an Gerhard ein wenig später, dafür aber desto kräftiger und sicherer sich hervorthat als bei dem Bruder. Gleichzeitig traten auch an Beiden die Erscheinungen der gewöhnlichen Kinder- und Entwickelungskrankheiten auf und hielten denselben Verlauf.

In dem selbstthätigen Erfassen des künftigen Lebensberufes machte Gerhard den entschiedenen Vorgänger: er zeichnete mit Kreide und Kohle die Gesichter der fast alltäglichen Gäste und Besucher seines Vaters, einiger Capuziner, ohne daß sie ihm dazu saßen, ja ohne daß Jemand es merkte, so deutlich erkennbar an die Bretterwände eines Ganges des oberen Stockwerkes, daß Alle, welche das kindische Kunstwerk sahen, über die wohlgetroffene Aehnlichkeit mit den lebenden Originalen sich verwunderten.

Der Geburtsort der beiden Zwillingsbrüder, das schön gelegene Bacharach am Rhein, wurde von dem Landesherrn, dem damaligen Kurfürsten von Köln, einem sehr wohlwollenden Herrn, öfters besucht. Der Vater der Zwillinge, der alte Kügelgen, verwaltete als Hofkammerrath des Kurfürsten Güter und war bei seinem Herrn wohlgelitten; Gerhard und sein Bruder hatten schon als kleine Knaben bei der Anwesenheit des Hofes durch ihre frappante Aehnlichkeit, ihre naiven Antworten*) und ihre Munterkeit die Herren wie die Damen vergnügt und die Gunst des Kurfürsten würde beiden Brüdern, nach ihren vollendeten Schulstudien am Jesuitengymnasium zu Köln

*) Auf die halb scherzhafte Frage des gütigen Herrn: ob sie einmal künftig eine geistliche Pfründe haben möchten, antworteten beide: „Nein"; auf die weitere Frage: warum? „wir wollen heirathen."

eine annehmliche Versorgung zugewendet haben, wenn nicht namentlich bei Gerhard die natürliche Bestimmung zur Kunst sich in so unverkennbarer Weise kund gegeben hätte. Diesem zuerst gewährte der freundliche Landesherr die Mittel, zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom zu gehen, und auch Karl, sein Zwillingsgespann, dessen Neigung und Talent für die Kunst am Vorbild des Bruders erwacht war, durfte dahin ihn begleiten. Mitten in den Verlauf ihres spät, aber mit Glück betretenen Weges der Entwickelung, trat jetzt, wie ein unübersteiglicher Berg, eine Hemmung herein, als bei dem Ausbruch der französischen Revolution die Quellen der Unterstützung aus dem Vaterlande versiegten. Da wagte Gerhard abermals, im J. 1795, damals 23 Jahre alt, den entschlossenen Schritt zur Begründung einer unabhängigen Stellung in der Welt und eines selbstständigen Erwerbes. Während sein Bruder Karl noch in Rom blieb, wo der Lord Bristol seinen Aufenthalt ihm erleichterte, begleitete Gerhard einen jungen Liefländer, mit welchem er in herzlicher Zuneigung verbunden war, zuerst nach München; erwarb sich hier durch Portraitiren die Mittel zur Weiterreise, und folgte dann dem Freunde nach Liefland.

Hier war es, wo sich für ihn in dem Kreise einer durch Stand und Geburt, wie durch Bildung und Gesinnung hochgeadelten Familie die ersten Fäden seines nachmaligen häuslichen Glückes, anfangs unter vielen äußeren Schwierigkeiten und Hindernissen, entspannen, von welchen ich und meine Henriette während unseres ganzen Aufenthaltes in Dresden theilnehmende Zeugen sein durften. Ich habe an einem anderen Orte (in m. Alten und Neuen) die merkwürdige Führung beschrieben, durch welche mein Freund zu dem Besitz einer Lebensgefährtin gelangte, deren

Mitwirkung und Mithülfe zur Vollendung seines inneren wie äußeren Lebensplanes ihm unumgänglich nothwendig gewesen war. Und nur noch im Vorübergehen erwähne ich es, daß er auch hierin ein selbstthätiger Vorgänger seines Zwillingsbruders wurde, denn dieser, nachdem Gerhard nicht ohne Mühe die Bahn gebrochen, gewann sich einige Jahre nachher das Herz und die Hand der anderen Schwester aus dem edlen Hause, dessen Vater nicht nur in einigen Vorurtheilen über die Verschiedenheit des Standes, sondern noch mehr gegen die Unsicherheit des äußeren Erwerbes eines Künstlers befangen war, welcher, ohne eigenes Vermögen, nur von dem Erwerb seiner Hände sich und die Seinen ernähren müßte.

Gerhard von Kügelgen (er hatte aus Gefälligkeit gegen seinen Schwiegervater den alten Adel seiner Vorväter erneuern lassen), gelangte durch seine seltene Geschicklichkeit als Künstler bald dahin, für sich und seine Erwählte einen wohlversorgten Hausstand zu begründen. Die Zeit, in welcher er, damals als unbemittelter Jüngling, nach Petersburg kam, war für einen Portraitmaler eine ganz besonders günstige. Es hatte dort schon seit längerer Zeit an einem Künstler dieser Art gefehlt, welcher den Anforderungen, die an ihn gemacht wurden, entsprechen, oder den empfehlenden Beifall der Vielvermögendsten für sich gewinnen konnte. Kügelgen hatte das ganz besondere Glück, gleich Anfangs die Bildnisse einiger schönen Damen, welche in hohem Ansehen bei Hofe standen, in einer so gelungenen und wohlgefälligen Weise zu vollenden, daß die gesammte, sogenannt schöne und hohe Welt auf sein seltenes Künstlertalent aufmerksam wurde, und daß es als Sache des Geschmackes und der Mode erschien, von ihm sich malen zu lassen. Kaum war der Fleiß seiner Hand hinreichend,

um all' den Aufträgen, die man ihm ertheilte, zu genügen, und nicht er war es, der die Anforderungen an den Lohn seiner Arbeit so hoch stellte, sondern die Verehrer und Verehrerinnen seiner Kunst, welche ihn, Eines das Andere überbietend, Eines eher als das Andere, auf Erfüllung ihres Wunsches dringend, für ihre Bestellungen zu gewinnen suchten.

Gerade um jene Zeit, wo sein Ruf in der russischen Hauptstadt schon in höchster Blüthe stand, gelangte der junge Kaiser Alexander zur Regierung, welcher durch die Gaben seiner äußeren Persönlichkeit, wie seines milden, liebereichen Gemüthes im höchsten Maaße geeignet war, ein fast abgöttisch verehrter Liebling seines Volkes zu werden. Kügelgen hatte abermals das Glück, bald nach der Thronbesteigung dieses edlen Herrschers ein Bildniß desselben zu malen, welches selbst nach seinem eigenen Urtheil zu den besten gehörte, die jemals aus seiner Hand hervorgingen. Denn er war mit ganzer Seele und warmer Liebe bei dieser Arbeit gewesen. Man staunte, man bewunderte, Jeder, der es vermochte, unter dem hohen Adel der Hauptstadt, und noch mehr von jenem, der aus den entlegenen Gegenden des Reiches her kam, um dem jungen Kaiser zu huldigen, wünschte ein Bild desselben, aus solcher Hand, sei es auch nur in Miniatur in seinem Hause zu haben, oder in seine Heimath mitzunehmen. Kügelgen war damals nur mit dieser einen Aufgabe: ein Bild Alexander's zu malen, beschäftigt, und seine Augen wie seine Hand gelangten durch so oft wiederholte künstlerische Nachbildung eines und desselben Angesichtes hierin zu einer solchen Fertigkeit, daß er die kleinen Miniaturbilder des schönen Kaisers selbst des Nachts, bei Lampenlicht, zur vollen Befriedigung der Käufer fertigen konnte. Er war

es nicht, ich wiederhole dies nochmals, welcher dem hohen Lohne nachging, oder ihn begehrt hatte, welche die vermögenden und zum Theil ungeduldigen Dränger zur Arbeit ihm selber bestimmten, und fast aufdrangen; der reiche Gewinn, der ihm aus solcher stürmischer Gunst der Menge zukam, war seinem niemals geldsüchtigen Gemüthe ein unerwarteter und ungesuchter. Und mit stiller Ergebenheit und williger Ruhe des Gemüthes ertrug er auch nachmals den Verlust fast dieses ganzen Vermögens, als der Verwandte, der ihm am nächsten stand, ihm dasselbe, in unverständig wohlmeinender Absicht aus der Hand genommen, und es in Rußland zur Begründung einer Runkelrübenzucker-Fabrik angelegt hatte, welche bald nach ihrem Entstehen, mit Verlust alles gemachten Aufwandes, unter untreuen, ungeschickten Händen zur werthlosen Ruine wurde.

Dieser Unfall indeß traf den wackeren Künstler erst etwas später, er konnte im Jahr 1803, während sein Zwillingsbruder Karl eine malerische Reise nach der Krim machte, unbesorgt um seine Zukunft, dem Verlangen folgen, seine Heimath, und seine noch lebende Mutter zu sehen, und Paris, welches sich damals die Hauptstadt der Welt nannte, auf einige Zeit zu besuchen. Ein Jahr vor unserer Ankunft daselbst (1805), war er nach Dresden gezogen, und hier gefiel es ihm besser, als in der, für ihn unheimlichen Nachbarschaft von Frankreich, am Rhein; er wählte den friedlichen Wohnsitz der Künste zu seinem beständigen Aufenthalte.

Es mag nicht viele Menschen geben, denen man, wie meinem Freund Kügelgen, durch sein männlich schönes Angesicht, und das freudig wie kräftig blickende, dunkle Auge so hinein in die Seele schauen könnte. Diese Seele, in der eigenthümlichen Weise, wie sie die Welt des Leiblichen

wie des Geistigen anschaute, war ganz die Seele eines ächten Künstlers; in der Weise aber, wie sie handelnd im Leben sich kund gab, die Seele eines Mannes von ächter, vor Gott und Menschen wohlanständiger Gesinnung. Was diese betraf, so fanden wir uns allerdings bald, wie nach einer alten Bekanntschaft und Verwandtschaft, zusammen; in der Weise seiner Anschauungen jedoch war mir Vieles, ja fast Alles neu. Den Künstlern ist hierzu ein ganz eigener innerer Sinn gegeben, und von Jugend an zubereitet worden, der in uns Anderen durch ihre Anregung erst geweckt werden muß. Sie fassen das Buch der Welt mit Dem, was diese ist, unmittelbar in's Auge, wir gewöhnen uns leicht, den Inhalt jenes Buches aus der Hand des Schöpfers, weniger im Original als in jenen Uebersetzungen zu lesen, die sich in der hergebrachten Meinung und in Büchern der Menschenhand finden. Daher gibt sich in den Werken der ächten Kunst ein Maaß jener Schöpferkraft selber kund, welche den geschaffenen Dingen ihren Leib, ja selbst ihre belebende Seele gab. Ein anderer Geist mag den Gedanken des Schöpfers und dem ewigen Plane, wie den Gesetzen seines Wirkens nachsinnen und aus diesem Quell seine Vergnügung schöpfen, zu der That aber des schaffenden Geistes, welcher aus dem Nichterscheinenden, Inneren, das sichtbar Erscheinende hervorruft, kann derselbe nicht, wohl aber der Künstler, sich erheben. Beide jedoch, wenn ihr inneres Wesen, wie die Gestalt des Menschen zur aufrechten Stellung gemacht, und hiedurch zum Aufwärtssehen geschickt ist, stehen nach unten auf demselben Grunde fest, haben nach oben denselben Himmel über sich.

In der Nähe von Kügelgen und seiner unvergleichlichen, lieben Frau, mußte es wohl jedem Menschen innig

wohl sein und werden, dessen Natur zum „aufrechten Gange“ gemacht war. Das Gut, um welches jene alte, schöne Lied bittet: „ein immer fröhlichs Herz und edlen Frieden“, konnte man bei diesem Ehepaar im reichsten Maaße finden, und das hätte ihnen auch der tausendfältige Gewinn oder Verlust einer russischen Runkelrübenzucker-Fabrik (S. 207), weder geben noch nehmen können, sondern sie hatten, und sie erhielten es täglich wo anders her.

Es gehört mit zu der Aufgabe eines geschickten Portraitmalers, und als solchen will ich hier nur vorerst meinen Freund auffassen, daß er dem Angesichte, dessen Bild er darstellen will, nicht nur die vortheilhafteste Stellung gegen sein eigenes Auge, sondern auch jene Haltung und Zusammenstimmung der Züge und Mienen abgewinne, dabei derselbe entweder in seiner möglichst wohlgefälligen Form, gleichsam in seinem Feiertagsgewande erscheint, oder auch in jener sich darstellt, welche der herrschende Grundton seiner Gesinnung, — sein eigentlicher Charakter ist. Damit das fremde Angesicht in der Stellung der Züge verbleibe, die er in seinem Bilde wiedergeben will, bemüht sich der Künstler durch sein Gespräch, wenn auch nur in einzelnen hingeworfenen Worten, in dem vor ihm sitzenden Originale die Stimmung der Seele hervorzurufen und zu erhalten, die ihm zu seinem Zwecke die erwünschteste ist. Man nannte den Gerhard von Kügelgen einen Seelenmaler, weil er es verstanden habe, in den Blick und die Mienen seiner Bilder den Ausdruck zu legen, den die inwohnende Seele während des Lebens dem Leibe mittheilte.

Mir scheint es, als ob diese Fertigkeit des Künstlers, in einer Menschenseele jene belebende Bewegung hervor-

zurufen, darin sie durch die sinnlich leibliche Erscheinung in wohlgefälligster, oder in charakteristischster Weise sich kund geben konnte, meinem Freunde auch im geselligen Verkehre mit Anderen verliehen gewesen sei. Er wußte, auch wenn solche besuchende Gäste und Reisende zu ihm kamen, die ihm noch fremd waren, mit jenem Scharfblicke, der die Grundzüge einer Menschennatur erfaßt, durch sein Gespräch diese zu erwecken, und zwar vor anderen jene, welche ihm als die schönste, ansprechendste Seite einer solchen Menschennatur erschienen. Er führte Jeden, auch wenn dieser ihm ein Fremder war, in das Element der Unterhaltung hinein, welches demselben das natürlichste war, und darin er am liebsten, am freiesten sich bewegte. Dabei wurde es dann auch dem Fremden in Kügelgen's Gesellschaft heimathlich und wohl zu Muthe, und an diesem Genuß des Wohlbehagens nahmen Alle Theil, welche Mitgenossen der Unterhaltung waren. Am höchsten und am leichtesten zu gewinnen war dieser Genuß, wenn solche Gäste in Kügelgen's Haus kamen, wie Adam Oehlenschläger, wie der edle Moritz von Engelhardt, der Landsmann von Kügelgen's Frau, mit welchem zugleich mein geliebter Karl von Raumer, damals Beide in Freiberg, oder wie der muntere Kapellmeister Himmel aus Berlin, wie Seume, Fernow und Thiersch waren. Solche werthe, tägliche Bekannte und Freunde des Hauses, wie Dr. Volkmann, der nachmalige Stadtrichter in Leipzig, und seine gemüthvolle Frau, brauchte man nicht erst in die Stimmung zu versetzen, welche das gemeinsame Element bildete, denn sie fielen niemals aus dieser heraus. Wenn dann der Wirth, und durch, wie mit ihm seine fremden Gäste, deren oft sehr werthvolle Bekanntschaft auch ich bei solcher Gelegenheit machte, in der besten Laune und

Stimmung waren, so konnte es nicht fehlen, daß diese Stimmung auch mich und meine Henriette ergriff und die Stunden des Zusammenseins mit dem Kügelgen'schen Ehepaare wurden uns deshalb bald fast die anmuthigsten des ganzen Tages.

Selbst dann blieb die Unterhaltung bei ihm eine sehr anziehende, wenn in unserem Freunde die schelmische Neigung hervortrat, in einem der besuchenden Fremden, der ihm wenig zu Gemüthe sprach, jene charakteristische Seite desselben hervortreten zu lassen, darin er sich, in seiner eitlen Befangenheit, sehr groß und schön dünkte, Anderen aber nur lächerlich und keinesweges schön erscheinen mußte. Einem solchen unerwünschten Gaste mochte es, ohne daß er es wußte, hiebei ergehen, wie einem gewissen, nicht unberühmten französischen, in ansehnlichem Amte stehenden Gelehrten. Dieser Mann war, vielleicht ohne das selber zu bemerken, von Angesicht sehr unlieblich oder häßlich. Wie mochte es ihm schmeicheln, als eines Tages eine schöne Dame, welche ihm auf der Straße begegnete, auf ihn zuging und höflich ihn ersuchte, mit ihr in ihre Wohnung zu kommen, um daselbst einem berühmten Maler zu sitzen, der so eben für sie ein Bild aus der heiligen Geschichte fertige. Schöne Dame — berühmter Maler — heilige Geschichte — lauter annehmliche Bilder und Worte, die der Gerufene mit Wohlgefallen auf dem Wege zum Hause der Dame sich oft wiederholen mochte. Man kommt in's Zimmer, darin der Meister vor seiner Staffelei sitzt. Ein Stuhl, in vortheilhaftester Stellung, wird dem fremden Herrn geboten, die schöne Dame nimmt ihm gegenüber ihren Sitz; sie unterhält ihn, ich weiß nicht, ob gerade in Beziehung auf die heilige Geschichte, auf's Lebhafteste. Die Sitzung für heute ist geendet, die Dame stellt sich zwischen

des Künstler's Arbeit und den fremden Gast; es will sich nicht schicken, daß dieser einen Blick auf das Bild richtet, das auch seine Gestalt verherrlichen soll. Die Dame des Hauses, mit unwiderstehlicher Höflichkeit, bittet den Herrn, morgen noch einmal dem Künstler zu sitzen. Er stellt sich gefällig und gern von Neuem zur Sitzung ein; die Unterhaltung mit der schönen Dame ist so lebendig als möglich, doch in der Mitte derselben wird sie auf einige Augenblicke abgerufen. Jetzt kann der schon lang als Modell dasitzende Mann das Verlangen nicht mehr unterdrücken, einmal aufzustehen und hinein zu schauen in das Werk des Künstlers, um zu sehen, wie dieser ihn in der heiligen Geschichte angebracht habe. Er sieht allerdings sein wohlgetroffenes Bildniß; er ist dargestellt als Satan, der zu Christo als Versucher hintritt.

Nun, anderen Beschauern mochte das Bild, als ein wohlgelungenes, gefallen und auch uns Anderen war es unterhaltend und lehrreich, wenn zuweilen Kügelgen, als Schelm, einen Menschen, der in unseren Kreis hineintrat, dazu anregte, daß er ohne allen Rückhalt seine Mephistopheles-Natur vor uns sehen ließ. Doch wurde dieses Alles, wie sich von selbst versteht, durch den Künstler, der das Spiel angab und leitete, in Zucht und Ehren gehalten.

Anwandlungen solcher Schelmereien gehörten übrigens bei ihm zu den Seltenheiten, wir sahen ihn fast immer nur in seiner selbsteigenen, in Hoffnung seligen Stimmung. Denn in seinem künstlerischen Gemüthe lag, um den vorigen Ausdruck noch einmal zu brauchen, eine so reiche, herrliche Welt des „Nichterscheinenden", das heißt der Bilder, welche, wie nach einer alten Lehre die Seelen der Ungeborenen, noch nicht zur leiblichen Erscheinung gekommen; eine Welt, so reich und mannigfach, daß kaum ein Men-

schenleben zu ihrer Ausgestaltung hingereicht hätte. Noch war auch für ein solches Streben der rechte Tag nicht gekommen; die Parole, die Loosung für den neuen Tag, der einige Zeit nachher in der Geschichte der bildenden Kunst anbrach, war noch nicht gegeben. Die beständig wiederkehrende, namentlich aber später, nach dem Verluste seines Vermögens, nicht unerwünscht kommende Anforderung zum Portraitmalen, die an ihn erging, nöthigte ihn zwar, mit dem äußeren Auge bei der realen, leiblichen Menschennatur, oft in ermüdend langer Weise zu verweilen, aber das innere Auge wollte auch sein Recht haben. Dieses ergötzte sich, nach des Tages Last und Mühe, gleichwie bei dem englischen Maler und Kupferstecher Blake, von dem ich an einem anderen Orte (in m. Geschichte der Seele) gesprochen, sei es im Sternen- oder Mondenlichte der geistigen Erhebung, in dem Anschauen und inneren vorbildlichen Darstellen einer Welt des Idealen, welche, wenn sie Zeit und äußere Bekräftigung zum Hervortreten gewann, vielleicht nur zu weit über den festen Grund und Boden des wirklich Gewordenen und Werdenden ihren Flug nahm.

Bei Kügelgen und durch ihn lernte ich auch andere, damals in Dresden lebende Künstler kennen, von denen ich hier nur die nenne, die mir näher befreundet wurden. Vor Allen den trefflichen Professor Ferdinand Hartmann, den vielseitig gebildeten Mann, in welchem beide Seiten der geistigen Bildung, vorherrschend jedoch die wissenschaftliche über die künstlerische, sich entwickelt fanden. Hartmann, ein geborner Würtemberger, kannte persönlich meinen theuren Lehrer Schelling, er kannte Schiller, sowie alle die damals lebenden geistigen Größen seines hieran reichen Vaterlandes. Mit Schiller namentlich war er, während dieser in glücklicher Zurückgezogenheit bei Dresden

lebte, in vertrautem Verkehre gestanden; den berühmten Zoologen Cuvier hatte er noch in der hohen Karlsschule zu Stuttgart kennen gelernt, welcher auch er selber zum großen Theil seine erste Bildung verdankte. Von dieser merkwürdigen Schule, von ihrem Stifter, dem Herzog Karl von Würtemberg, von den Zöglingen, die, nach den verschiedensten Richtungen Großes leistend, aus ihr hervorgingen, wußte er Vieles zu erzählen, was mir ergötzlich und lehrreich war. Denn es haben wohl nur wenige Schulen und Bildungsanstalten der neueren Zeit in einer verhältnißmäßig so kurzen Dauer eine so reiche geistige Aussaat gezogen als diese. Hartmann war voller köstlicher Anekdoten aus dem damaligen Leben in seinem Vaterlande. Der gesellschaftliche Kreis, den Herzog Karl schon in seinem Lustschlosse Solitüde um sich versammelte, wo er seine nachmalige Hochschule zuerst in der Form eines militärischen Institutes begründete, war ein merkwürdig gemischter. Nicht selten erschienen da Männer, wie der alte originelle Pfarrer Flattich, von welchem ich in meinem Alten und Neuen und noch mehr mein Freund Dr. Chr. Barth in seinen süddeutschen Originalen so Manches erzählt haben, zugleich mit solchen, die dem Freigeist bei Lessing, wenn auch nicht an Genialität, doch an innerer Erbitterung und in ihrer Denkweise glichen. Dem Herzoge, sowie mehreren seiner Gesellschafter, gewährte es ein ganz besonderes Vergnügen, wenn der alte Flattich Gäste solcher Art, die von Norden her, oder aus dem französischen Westen zum Besuch gekommen waren, in seiner humoristisch treffenden Weise so siegreich zu rechte wies und beschämte, daß sie gar bald verstummten. Denn selbst die Lustigmacher an des Herzogs Hofe, wenn sie an dem seltsamen Pfarrer zuweilen eine Neckerei verüben wollten, wie jene

mit dem muthwilligen Pferde, das sie ihm zum Ausreiten mit dem Herzoge anboten, mußten es anerkennen, daß in Flattich eine überlegene Macht sei, die ihn zwar, wenn er es wollte, manchen Scherz, hinter welchem stets ein zurechtweisender Ernst lag, mit ihnen, nicht aber sie mit ihm treiben ließ.

Auch in dem Lehrplane und der disciplinarischen Einrichtung der Karlsschule fand sich ein sonderbares Gemisch von pedantisch-militärischer Strenge und geistig freier Beweglichkeit. Es erinnert diese Pflanzschule, aus welcher ein so reicher, geistiger Nachwuchs hervorgegangen, an das Verfahren der Forstmänner, welche die junge Aussaat der Eichen und Buchen im Schatten der alten Stämme ihre Wurzeln schlagen, aufkeimen und bis zu einem gewissen Maaße erstarken lassen, wobei sie kräftig gedeihen, und wenn der alte Wald abgetrieben wird, einen neuen ansehnlichen Forst bilden, während die Aussaat, der man, wenn auch in noch so üppigem Boden, den unbeschränkten Zutritt der Sonne und des Windes gestattet, in Kurzem verdirbt, oder doch nur kümmerlich aufwächst.

Hartmann, als Künstler von fein gebildetem Geschmacke und gesundem Urtheile, wirkte hierdurch auch auf mich in anregender Weise ein. Ich fühlte in seiner Nähe noch mehr, als selbst in der meines Freundes Kügelgen, die Einseitigkeit meiner bisherigen Bildung. Zum ersten Male wurde mir klar, wie die Kunst dem wissenschaftlichen Forschen und Erkennen, in dem Erziehungsplane unseres Geschlechtes, als ein eben so wesentlich ergänzendes Element zugesellt sei, wie in der Natur das Pflanzenreich dem Thierreiche. Neben den vollkommensten Formen des einen dieser Reiche treten zugleich die des anderen hervor; jedes von

beiden gibt und empfängt von dem anderen Das, was es zu seinem Leben und Gedeihen bedarf.

Auch den Bildhauer Ullrich lernte ich kennen und besuchte nicht selten seine Werkstätte; Näff war in Rom, ich sah ihn nur während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Dresden. Unter den Meistern der Tonkunst, welche damals in Dresden lebten, fand ich den ehrwürdigen Amadeus Naumann nicht mehr. Er war schon mehrere Jahre vorher zu seiner Ruhe eingegangen. Doch stand die kirchliche Musik unter tüchtiger Leitung. Auch das Sänger- und Musikchor in den Konzerten und Opern machte der Stadt der Künste eine hohe Ehre und gewährte den Freunden und Kennern der Kunst manchen lieblichen Genuß.

Ueberhaupt gab es in dem Verlaufe dieses Winters vielfältige Belustigungen aller Sinne. Der Kurfürst Friedrich August hatte am 11. Dez. die Königswürde angenommen: darüber war im ganzen Lande, welchem er den Frieden, mitten unter den damaligen Stürmen, erhalten hatte, am meisten aber in der Hauptstadt, große Freude. Zwar dieser Herr, von frommem, treuem Herzen, begehrte keiner äußeren Ehre von Menschen, keiner Vergrößerung seiner Macht, eben so wenig als fremder Schätze. Ihm genügte die Macht, welche in der kindlich dankbaren Liebe seines Volkes lag, und der Schatz eines guten Gewissens vor Gott und den Menschen, so wie des Wohlstandes und Wohlbefindens seines Landes. Er hatte, als ihm schon im Jahre 1791 die polnische Königskrone angetragen wurde, diese von sich gewiesen, weil er die väterliche Sorge für sein Sachsenland mit den Unruhen eines fremden Thrones nicht theilen wollte. Er hatte sich überall, schon bei seinem ersten Beitritte zu dem deutschen Fürstenbunde, bei dem

Bemühen im Rastädter Kongresse um die Selbstständigkeit Deutschlands als ein ächter Deutscher, und in Regensburg, wo die Angelegenheit der Kriegsentschädigungen auch ihm in die Hand gelegt war, als ein Mann gezeigt, dem an keinem eigenen Vortheile, sondern nur für Alle, an Billigkeit und Recht, lag. Ein solcher Herrscher, auch wenn es jetzt manchem deutschen Herzen, selbst in Sachsen, wehe that, daß er, nach der Schlacht bei Jena dem übermüthigen Feinde gegenüber für sein Land ein ruhiges Stillestehen sich mußte aufdringen lassen; ein Herr, dem man fast nur in sein edles, gutes Angesicht zu blicken brauchte, um ihn lieb zu gewinnen, durfte wohl die äußeren, glänzenden Freudenbezeugungen, mit denen die Liebe seiner Unterthanen ihn bei damaliger Veranlassung begrüßte, als eine Sprache der Herzen anerkennen und ihrer sich freuen.

Lieblich wie vielleicht noch niemals ein anderes, war uns das Weihnachtsfest. Die Freude an dem Christbaum, die unser Kind bezeigte, weckte in verdoppeltem Maaße die Erinnerungen an die Weihnachtsfreude der eigenen Kindheit auf, denn in dem Leben und in dem Wohlgefühl unserer Kinder steigert sich das Gefühl und der innere Reiz des eigenen Lebens zu einem Vorschmack Dessen, was das Leben sein wird, wenn es nicht mehr ein irdisch vergängliches ist. Die Kraft und Frische, in welcher die Erinnerungen an solche Freuden in uns fortbestehen, mögen schon ein Zeichen sein von jenem Samen, nicht der Zeit, sondern der Ewigkeit, der in ihnen liegt.

Außer dem zur Familie gehörigen Freunde Köthe genossen mit uns der immer fröhliche, liebe jüngere *) Hart-

*) Ich bezeichne ihn so zum Unterschied von dem oben S. 213 erwähnten Künstler Hartmann.

mann nebst Freund Dippold die Freuden des Christabends in unserem Hause, dann, zur Feier der heiligen Nacht, begleiteten einige von uns den Dr. Krause in die katholische Kirche, wo wir, nach einer rührenden Tonweise, die sich Rom in der Sixtinischen Kapelle als ein Erbstück aus uralter Zeit bewahrt hat, den Gesang der Hirten, so lieblich lautend vernahmen, als ich ihn niemals sonst, weder vor- noch nachher vernommen habe.

Auf unseren Freund Wetzel, seitdem er ein junger und für einige Zeit sehr wohlhabender Hausvater und Ehemann geworden war, schien fast jener Segen gekommen zu sein, den der Altvater Jakob seinem Sohne Isaschar ertheilte. „Er sahe die Ruhe, daß sie gut ist, und das Land, daß es lustig ist; er hat aber seine Schultern geneiget zu tragen" u. s. w. (1 Mos. 49 V. 15). So viel ich urtheilen kann, hatte er unter uns Allen, die wir zum Kreise seiner nächsten Freunde gehörten, an der Mühe des Bestellens der diesmaligen Wintersaat für seinen eigenen, inneren Haushalt am wenigsten Theil genommen; er hatte seiner Neuvermählten zu Gefallen gelebt, und sein Feld einmal für diesen Winter brach liegen lassen. Er that wohl daran, er bedurfte nach so manchem, mühselig durcharbeiteten Jahre dieser Zeit des Ausruhens, und konnte sie haben; er bedurfte ihrer, um sich für die neuen Mühen zu stärken, die sein vielgeplagtes Leben bald nachher erwarteten. In seinem Hause feierten wir übrigens noch ein sehr fröhliches Winterfest, darin sich in höherer und veredelter Form die Stimmung unserers vormaligen, jenaischen Burschenlebens wiederholte. Auch ihm hatte seine Frau das erste Kind, ein Töchterlein, geboren, und der liebe Freund war aus Freude darüber selbst zu einem fröhlichen Kinde geworden. Wären die Zeit und die Mittel dazu dagewesen, er würde,

wie einst der König Ahasveros seinen Gewaltigen und Fürsten, uns, seinen Freunden, ein Festmahl, hundert und achtzig Tage lang, und wenn diese Tage um waren, hernach noch allem Volke ein Freudengelag gegeben haben. Wir Freunde, welche als Zeugen zur Taufe des Kindes geladen wurden, die, welche Frauen hatten, mit diesen zugleich die Ledigen allein, waren schon unserer zwölf; die Zimmer aber waren noch mit vielen anderen Gästen gefüllt, und Wetzel, in dem festlich liebenswürdigsten Humor, der ihm so natürlich war, weckte durch den Aufschwung seiner eigenen poëtischen Begeisterung in uns einen Mit- und Nachklang derselben auf, der nicht von außen, durch den guten Wein, welchen der freundliche Wirth gab, angefeuert zu werden brauchte, sondern dessen Flamme von innen kam

Aber wie dies so oft in meinem, wie in so vieler anderer Menschen Leben sich ereignet hat, mitten in die Freuden dieses Winters mischte sich ein bitterer Schmerz, welcher namentlich meiner lieben Henriette fast das Herz brach. Wir erhielten ganz unvorbereitet aus Bärenwalde die Nachricht von dem Tode des theuren Bruder Philipp Martin. Unter allen ihren Geschwistern war dieser Bruder Henrietten am innigsten nahe gestanden; sie waren sich wenigstens innerlich, an Geist und Gemüth so ähnlich und gleichartig wie Zwillinge gewesen. Er hatte sich noch in seinen letzten Lebenstagen ein eigenes Haus gekauft, dasselbe wohl eingerichtet, und war mit den Gedanken an den Einzug in diesen neuen, heimathlichen Wohnort viel beschäftigt gewesen, da war ihm ein anderer Aus- und Einzug in einen friedlich seligeren Wohnort zugedacht. Dieser Rathschluß eines höheren Willens fand ihn nicht unvorbereitet; er folgte ihm willig, und mit einem in wohlbegründeter Hoffnung freudigen Muthe.

Schon um Ostern war die Arbeit an meinem Buche ihrer Beendigung nahe gekommen. Die geistige Anregung, welche diese Arbeit mir gewährte, griff tiefer ein, als in die Region eines nur wissenschaftlichen Nachsinnens und Schaffens. Ich hatte die große, göttliche Thatsache, welche mit der sichtbaren zugleich die Gemeinde der Unsichtbaren und Vollendeten an Ostern feiert, noch niemals so lebhaft, so freudig erfaßt und verstanden als an jenem Osterfeste. Wäre nur das lebhafte Gefühl auch eine bleibende Kraft der Gesinnung gewesen, und als solche zur That des Lebens geworden! Aber die Gefühle, auch die besten, für sich allein, gleichen dem Sonnenschein und Regen, welche nur da, wo ein lebendes Saamenkorn im Boden liegt, den grünenden Halm wecken, während ihre Gaben fruchtlos den starren Felsen oder das unbesäete Ackerfeld erwärmen und benetzen. — Draußen, am Nachmittage, auf meinem einsamen Spaziergange, begegnete mir mein theurer Köthe. Ohne viele Worte, verstanden wir Einer den Anderen; ich denke, selbst noch im Greisenalter mit Wärme und mit Freude dieser Stunde des Begegnens am ersten Ostertage.

22. Bekanntschaften, daheim und auf Reisen.

Die Arbeit an meinem Buche hatte, wie ich schon erwähnte, während der Mußezeit des Winters und bei der fleißigen Benutzung derselben einen rüstigen Fortgang genommen; sie wurde in den ersten Monaten des Frühlinges beendigt und dem Druck übergeben. Auch mein Freund Dippold war mit seiner historischen Arbeit zu einem erfreulichen Ende gekommen, und in seiner bescheidenen Weise, welche die Theilnahme der Zuhörer nur für den Gegenstand, nicht für ihn, welcher sprach, zu gewinnen suchte und jederzeit auch gewann, nahm er uns öfters mit sich

in das reiche, blühende Feld, das er für die Zeit der Ernte bestellt hatte. Wie muß ich es beklagen, daß dieser herrliche Jüngling die Zeit der Ernte seiner irdischen Aussaat nie erlebte! Wir alle, die wir ihn kannten, freuten uns der Hoffnung, ihn als Lehrer zu sehen, ausgerüstet mit seltenen Gaben der gewinnenden Persönlichkeit, mit reichen Kenntnissen und ruhigem, scharfem Blicke des Forschers, der nur die Wahrheit sucht und will. Jene Schriften, die das Werk seiner Jünglingsjahre waren, lassen nur zum Theil errathen, welche Gedankenkeime für eine künftige, allseitige Entwickelung er in sich trug *). Wir, seine Freunde, wußten mehr von ihm, als die lesende und kritisirende Welt jemals erfahren hat.

Für Mittheilungen solcher Art, aus Freundeshand, waren schon im Winter die Abendstunden bestimmt. Denn da machten, abwechselnd mit uns Anderen, namentlich der muntere jüngere Hartmann und selbst der ernste, zuweilen fast finster erscheinende Dr. Burkhardt, die Vorleser von Shakespeare's, Calderon's, Göthe's, Lessing's, Schiller's u. A. Werken. Burkhardt, welcher seit jenem Tage, an dem wir ihn nach B. I S. 167 in Altenburg sahen, zugleich mit unserer treuen Freundin Winkler nach Dresden gezogen war, hatte bei dem Verwandten dieser Freundin, dem wackeren Buchhändler Arnold, eine literarische Beschäftigung gefunden und versorgte unseren kleinen Lesekreis mit den neuesten Erscheinungen der lehrreichen wie erheiternden Literatur. Unter diese gehörten auch einzelne patriotische Gedichte und dramatische Werke des Heinrich von Kleist. Dieser merkwürdige Geist, mit naturkräftigen, zugleich aber

*) Ich erinnere hier nur an sein „Leben Karl's des Großen" u. a. m.

wie von einem schmerzhaften, inneren Weh gebundenen Schwingen, war, wenn ich nicht irre, damals soeben aus der Gefangenschaft, in welcher ihn die französischen Gewalthaber in Berlin gehalten hatten, frei geworden, und seiner alten Neigung zu diesem friedlichen Ruheorte folgend, nach Dresden gezogen. Hier war er in einen geselligen Kreis getreten, in welchem ein Gemüth wie das seine gar bald sich neu gestärkt und freudig fühlen mußte. Der geistreiche Rühle von Lilienstern in seiner frischen, jugendlichen Kraft und Lebendigkeit; der gemüthvolle, heitere von Pfuel, der sich gleich bei der ersten Bekanntschaft das Zutrauen Aller, die es mit dem Rechten und Guten recht gut meinten, erwarb; Adam Müller, der Mann von feinem Sinne und Verstande, welcher durch seine seltene Gewandtheit und Beweglichkeit sehr zu einer bedeutenden Wirkung auf die Bewegungen seiner Zeit geeignet war, diese drei bildeten den Mittelpunkt jenes Kreises. Auch mir that sich derselbe auf und ich besuchte denselben öfter, gab auch einige kleine Arbeiten in die Zeitschrift „Phöbus", welche damals Kleist und Adam Müller gemeinsam redigirten.

Ich werde nachher noch sagen, von welchem besonderen Einflusse die Bekanntschaft und der gesellige Verkehr mit diesen Männern auf mein literarisches Wirken waren.

Auch bei meinem alten, mir immer werthen Lehrer Böttiger, der in Dresden in großem, wohlverdientem Ansehen stand, war ich öfters. Seine treffliche Frau war meiner Henriette in allen Dingen eine liebevolle Rathgeberin und treue Freundin.

Aber der Kreis meiner Bekanntschaften sollte sich in diesem Sommer noch viel über das uns zunächst Liegende erweitern; mir wurde hierin ein Glück zu Theil, das ich

längst ersehnt, kaum aber erwartet hatte. Ein kränklicher Zustand meiner lieben Henriette, der die Form eines Brustleidens anzunehmen drohte, hatte uns vermocht, dem Rathe des Arztes und der erfahrenen Freunde zu folgen und nach Karlsbad zu gehen. Wir reisten dahin mit unserem Kinde und einer Nachbarin Henrietten's aus Bärenwalde. Dort fand ich Göthe, den bewunderten Mann, den ich in Weimar so oft mit Ehrfurcht angeschaut, dem ich mich aber niemals zu nahen gewagt hatte. Ich wurde durch Fernow, den ich schon in Dresden gesehen und mit dem ich in Karlsbad in einen vertraulichen Verkehr gekommen war, bei Göthe eingeführt und von diesem mit großer Freundlichkeit empfangen. Ich hatte kurz vorher seine Farbenlehre mit wahrhaftem jugendlichen Entzücken gelesen, hatte aus seiner Morphologie, dieser geistvollen Formenlehre der organischen Welt, Lichtblicke einer tieferen Naturanschauung in mich aufgenommen, deren weitere eigenthümliche Entwickelung mir eine Aufgabe für spätere Zeit wurde. Zunächst von diesen Dingen sprach ich mit dem großen, hellblickenden Meister, der in jedem Gebiete, das sein schöpferischer Geist betrat, ein Neues hervorrief und auffand. Mit unbeschreiblicher Nachsicht kam er meinen unreifen Gedanken entgegen, wies mich mit wenig Worten auf die rechte Spur, billigte an Dem, was ich ihm von meinen Arbeiten mittheilte, Das, was ihm zu billigen schien, belehrte mich über bessere Form und Deutlichkeit und so nahm ich aus den wenigen Stunden, die ich mit ihm zubringen durfte, milde Gaben für viele künftige Jahre mit mir. Der Geber, an solche ihm leichte Mittheilung gewöhnt, wußte wohl kaum, was er that, wußte nicht, wie jedes seiner Worte in mich einging und was es da wirkte. Aber ich fühlte es ihm an, daß er Das, was er gab, immer

gerne gab und daß der innere Drang, der mich zu ihm führte, ihm nicht mißfiel.

Ich habe, als ich mehr denn zwanzig Jahre später, seitdem in vielen Dingen gereifter, noch einmal nach Karlsbad kam, öfters in dankbarer Erinnerung nach der damaligen Wohnung Göthe's, an der Tepel hinaufgeblickt, darin ich so manches belehrende Wort empfing und mich nach einer Stelle unter den Bäumen an dem Rande des Flüßchens umgesehen, wo der von vielen Augen gesuchte Meister in den Nachmittagsstunden zuweilen saß und der Ansprache von Bekannten wie von Fremden sich nicht entzog. Hier auf der hölzernen Bank in seiner Nähe sitzend, fanden sich öfters Fernow, Riemer aus Weimar und andere seiner nächsten Bekannten, hier durfte auch ich ihn noch manchmal sehen und hier sah ich ihn auch gemeinsam mit den werthen Freunden aus Freiberg: C. v. Raumer und M. v. Engelhardt. Denn diese lieben Wandervögel trafen auch damals in Karlsbad mit uns zusammen wie auch sonst noch mancher wackere Landsmann und Bekannter aus alter Zeit.

Mit großer Freundlichkeit nahm auch mich und meine Frau die Gräfin von der Recke auf, bei welcher Tiedge, der ehrenwerthe Dichter der Urania, wohnte. Zu diesen Beiden wurden wir öfter eingeladen und die Gräfin besuchte uns auch später noch in Dresden.

Die schönen lehrreichen Tage in Karlsbad waren vorüber; der Genuß der wunderbaren Heilquelle und ihrer Bäder hatten auf die Gesundheit meiner lieben Frau so wohlthätig gewirkt, daß sie mit frischerem Aussehen und freudigerem Muthe als jemals zu dem Werke ihres Hauswesens zurückkehrte. Die theure Seele wurde mir noch auf einige Zeit geschenkt; doch hatte mich ein, wenn auch mir selber kindisch erscheinendes Vorahnden ergriffen, als

ich auf der Heimreise den Trauring, an dem ihre Namenszüge standen, von meinem Finger verlor. Traf uns doch in dem kleinen Kreise unserer Dresdner Freunde bald nachher noch ein anderer Verlust, der meiner Henriette und mir mit Recht ungleich tiefer zu Herzen ging, als mir, in meiner abergläubigen Bänglichkeit, der Verlust des Ringes. Unsere Freundin Winkler, deren kräftige, im Beweisen der dienstfertigen Liebe gegen ihre Freunde niemals rastende Seele von ihrer Kindheit an in einem sehr gebrechlichen Leibe wohnte, ging ihrer Erlösung aus diesem Leibe in schnellem Fluge entgegen. Bei Menschen dieser Art, die eigentlich immer leiblich krank sind und in denen die starke Seele ohne Aufhören eine überwiegende Macht über den schwachen Leib übt, bemerkt man es kaum, wenn einmal, aus der beständig dauernden Kränklichkeit, eine schneller vorübergehende Erkrankung zum Tode wird. Schon weil sie so schnell vorbeigeht, könnte man diese, im Vergleiche mit jener, eine leichtere nennen; dem Gefühle unserer Freundin mochte sie wirklich als eine solche erscheinen. Sie, als sie noch einige Zeit, nachdem sie nicht mehr aus dem Bette sich erheben konnte, fortwährend die fleißigen Hände zum Schreiben der Geschäftsbriefe für ihren nahen Verwandten und Wohlthäter, den Buchhändler Arnold, gebraucht hatte, gab sich in den letzten Tagen, bei vollem Bewußtsein, einem so süßen, lieblichen Ausruhen hin, als sie in ihrem ganzen Leben sonst niemals genossen. Meine fromme Henriette hatte sie am liebsten zur Trösterin und Pflegerin um sich. Oefters, in der letzten Zeit vor dem Ausfluge aus dem armseligen, engen Kerker des Leibes, bekam ihre Seele, wie ich später dies bei mehreren, in ähnlicher Fassung Sterbenden erfahren, einen recht lebendigen Vorschmack von dem Zustande der nahen Befreiung. Sie lag wie in tiefer

Ohnmacht, mit geschlossenen Augen, kaum merklich athmend, und beim Erwachen erzählte sie, daß sie, gleichwie hoch über dem Leibe und seiner Umgebung schwebend, auf beide herabgeschaut und Alles, was da geschehen, deutlich gesehen und gehört habe. Einmal beschrieb sie ganz klar und in allen Nebenumständen eine Scene, die sich erst einen oder etliche Tage nachher an ihrem Sterbebette zutrug, als ihr Puls und ihr Athmen schon längst sich nicht mehr geregt hatten, der todte Leib erkaltet war. Sie ging mit fröhlichem Muthe ihrem Ende entgegen; dieses war für sie ein längst erwünschter Anfang, kein Ende.

23. Ein Held aus Angst und Noth.

Wenn Einer, der sich zum Schwimmen für völlig ungeschickt hält und noch dazu große Furcht vor dem Wasser hat, plötzlich und unversehens in's Meer geworfen wird, da schlägt und stößt er in der Todesangst mit Händen und Füßen um sich, er versucht zu schwimmen, und manchmal gelingt ihm das, er kommt, wenn das Ufer nicht fern ist, mit dem Leben davon und, wenn auch von der salzigen Fluth durchbeizt bis auf die Haut, an's Land. Etwas Aehnliches erfuhr ich, als ich durch ein unbedachtsam und übereilt gegebenes Versprechen mich zu einem Wagestücke hatte verleiten lassen, das für mein Naturell ein viel größeres und beängstigenderes war, als ein Sprung oder Sturz in's Wasser.

In Dresden war schon seit einigen Jahren das Bedürfniß gefühlt und auch befriedigt worden, den gewöhnlichen Unterhaltungen der gebildeten Welt im Theater und in Konzerten auch noch eine andere: die der wissenschaftlichen Belehrung beizugeben. Männer von Fach und von Einsicht hielten namentlich während des Winters Vorträge,

wodurch in allen, für solche geistige Anregung empfänglichen Zuhörern der Sinn geweckt und geschärft werden konnte, für jene augenfälligen Lichtpunkte im Gebiete der Wissenschaft und der Kunst, welche der Beachtung am meisten werth und von eigenthümlich anziehendem Reize sind. An dem Genusse und an der Belehrung, welche diese Vorträge gewährten, nahmen Männer wie Frauen, aus den verschiedensten gebildeten Ständen, der hohe Adel wie Künstler und Gelehrte einen lebhaften Antheil.

Böttiger, in der anziehenden, allgemein verständlichen Weise, die seinen mündlichen Vorträgen eigenthümlich war, führte seine Zuhörer in die Geschichte der Kunst, sowie selbst in das Familienleben und den Haushalt der alten Griechen und Römer ein; er hatte stets einen dankbaren Kreis der Hörer und Hörerinnen um sich. Auch Adam Müller hatte schon im vorhergehenden Winter 1806—7 Vorträge über die deutsche Literatur, dramatische Poësie und über die Idee des Schönen gehalten. Er war gesonnen, auch im nächsten Winter den abgebrochenen Faden derselben wieder aufzunehmen und ihn durch das Gesammtgebiet der Staatswissenschaften weiter zu führen. Da kamen er und seine vorhin (S. 222) erwähnten Freunde auf den Einfall, mich, der ich vor dem Eintreten in eine glänzende Oeffentlichkeit eine Furcht hatte, wie der Wasserscheue vor jeder Schüssel voll Wasser, zu einer thätigen Theilnahme an dem löblichen Werke der allgemeinen Bildung aufzufordern. Ich solle, so stellten sie mir meine Aufgabe, Vorlesungen über ein Gebiet der Natur- und Seelenkunde halten, welches seinem Wesen nach das anziehendste von allen und gerade für die damalige Zeit von höchstem, allgemeinstem Interesse sei: über die Aeußerungen des Seelenlebens in jenen Zuständen einer Gebundenheit des leiblichen

Lebens, welche der animalische Magnetismus hervorruft, oder welche auch ohne diesen im Traume, in den Vorahndungen des Künftigen, im geistigen Ferngesichte u. s. sich kund geben. Nun war es zwar allerdings so, wie jene Freunde meinten, ich hatte mich aus ganz besonderer Vorliebe mit den Gegenständen, über die ich jetzt öffentlich sprechen sollte, beschäftigt, hatte wohl all' das Wichtigere gelesen, das über den animalischen Magnetismus und die von ihm hervorgerufenen Erscheinnngen bis dahin geschrieben und bekannt geworden war, hatte mich auch in alten und neuen Schriften fleißig nach Dem umgesehen, was darin über Vorahndungen wie über magisches Ferngesicht zu finden war. Auch manche mündlich mir mitgetheilten sowie einige eigene Erfahrungen kamen mir dabei zu Statten. Und wenn ich mit Adam Müller und seinen Freunden allein, oder mit ihnen im Kreise einer adelichen Familie aus Polen mich befand, bei welcher Müller wohnte, da konnte ich so ohne Scheu und so fertig über solche Dinge sprechen, daß es mir selber, und nach meinem Bedünken auch den Andern eine Freude war. Denn namentlich für Kleist hatten Mittheilungen dieser Art so viel Anziehendes, daß er gar nicht satt davon werden konnte und immer mehr und mehr derselben aus mir hervorlockte; auch hatten einige seiner Freunde unter meiner Anleitung einen Versuch mit dem Mesmerismus gemacht, wobei sich jedoch keine der gehofften und gewünschten „wunderbaren" Erscheinungen zeigen wollte.

Die weitere Verabredung über den Plan der Vorträge war nun folgende. Adam Müller und ich sollten unsere Vorlesungen, der Eine an diesem, der Andere an einem anderen Abende der Woche, nicht nur in einem und demselben Hörsaale, sondern auch, was den Inhalt betraf, so in Beziehung des Einen auf den Anderen halten, daß sie

ein zusammengehöriges Ganzes mit einander bildeten. Der Kreis der Zuhörer würde dann für uns beide muthmaßlich derselbe sein, und diese würden von dem Einen von uns Das empfangen, was der Andere nicht geben könne oder wolle; von dem Einen die Anschauungen des Lebens der Natur, von dem Anderen die des Lebens der Staaten. Ein Freund Adam Müller's, der geistreiche, edelsinnige, damalige Rittmeister, nachmaliger General von Carlowitz, von welchem selber, sowie von seiner würdigen Familie ich noch später reden werde, bot uns Beiden einen schönen geräumigen Saal in seinem Hause zur freien Benutzung für unsere Wechselvorträge an, denen schon diese glänzende Oertlichkeit zu einer äußeren Empfehlung bei der vornehmen Welt dienen konnte. Aber eben vor dieser Welt, mochte sie auch noch so schön und so prächtig sein, hätte ich damals um Alles in der Welt willen loskommen und mich irgend wohin über Land und Wasser retten mögen. Schon Adam Müller, vielleicht in der Absicht, mich damit zu erfreuen, hatte mir mehrere Herren und Damen vom höchsten und sehr hohen Stande genannt, welche bei ihm und bei mir hören würden; ich wußte, daß ein Großherzoglicher Prinz, daß mehrere Grafen und Gräfinnen, einige Gesandten hoher Höfe mit ihren Gemahlinnen unsere „Wechsel-Vorträge" besuchen wollten; mein Freund, der Maler Hartmann, erzählte mir, daß die gegen mich sehr wohlwollend gesinnte Frau Generalin Kroke in einer großen, vornehmen Abendgesellschaft die anwesenden Damen von hohem Adel zur Unterzeichnung für meine Vorlesungen nicht nur höflich angeworben, sondern, so wie man es in England den Leuten für den Matrosendienst thut, ordentlich „gepreßt" habe. Wenn ich mir nun diese zusammengeworbene und zusammengepreßte Menge der vornehmen Welt,

vom Kerzenlicht beleuchtet und mich selber vor ihnen, an einem Musikantenpulte stehend, dachte, da vergingen mir schon im Voraus die Sinne und Gedanken. Und doch sah ich keine Rettung mehr aus dieser Angst, denn die Zeit war längst vorbei, wo ich mich vor dem Herrn Grafen, der zu meinem Vater auf Besuch kam, ohne alles Aufsehen vor- wie nachher auf einen Verschlag hinter dem Ofen flüchten (Bd. I S. 107) oder durch einen plötzlichen nicht genug motivirten Todesfall von einer Kunstproduktion bei Hofe frei werden konnte. Meine Vorlesungen mit ihrem ohngefähren Inhalte waren nun einmal angekündigt, eine große Zahl von Zuhörern hatte die in der Arnoldischen Buchhandlung aufliegende Liste unterzeichnet und die Karten zum Eintritt in dieselben gelöst, wo fand sich da noch ein ehrenhafter Ausweg zum Entkommen?

An einem gewissen Donnerstag Abend im Spätherbst, so war es öffentlich versprochen, sollte ich mich zum ersten Male in dem großen Saale des v. Carlowitzischen Hauses bei Kerzenlicht vernehmen lassen. Gerade auf jene Zeit hatte eine lächerliche Furcht der großen Menge, durch einige Halbwisser in der Sternkunde angeregt, eine Gefahr des Untergangs nicht nur für Dresden oder Sachsen und Preußen, sondern für die ganze Erde und alle ihre Bewohner angekündigt. Der zahme Komet von 1807 sollte nach diesen Schwindeleien der Erde so nahe kommen, daß für beide ein Zusammenstoß zu fürchten war, wobei es so leer nicht abgegangen wäre, von Ueberfluthungen durch das Meer und Zusammensturz aller festen Höhen. Ich selber glaubte freilich nicht an dergleichen Dinge, denn ich wußte, daß das große Weltenuhrwerk der Gestirne und ihres Laufes von seinem Meister, dem Schöpfer, wohl so eingerichtet sei, daß keines der einzelnen Räder das andere hemmen

kann, und daß außer dem Zug und Zusammenhalt der Schwere im Reiche der Sichtbarkeit noch eine andere, höhere Kraft wirke, welche die Elemente auseinander und in Ordnung hält. Dennoch, Gott verzeihe mir es, stieg in meinem geängsteten Herzen manchmal der Wunsch auf, die Schwindler möchten Recht haben, der Komet möchte, meinetwegen nur eine Stunde vor dem Anzünden der Kerzen in meinem künftigen Hörsaale an Dresden sowie an die ganze Erde anstoßen, und nicht nur die Kerzen und Stühle, sondern Alles zusammen umstoßen.

Freilich hätte mir das als eine große Erleichterung in meiner Angst erscheinen können, daß unsere Vorträge nicht, wie damals in Weimar das projektirte antike Drama (Bd. I S. 253) frei, ohne alles Konzept gesprochen, sondern nach dem Vorgange und Beispiele A. Müller's aufgeschrieben und vom Papiere abgelesen werden durften. Aber was sollte ich nun gleich für die erste Vorlesung, von der mein ganzes Glück und meine Ehre abhing, aufschreiben? Ich wollte, so war mein Plan, den erkennenden Geist des Menschen, in einem ähnlichen Verhältnisse zur gesammten sichtbaren Natur darstellen, als das des leiblichen Thieres durch seinen Instinkt zu jenem beengteren Kreise der Leiblichkeit ist, der ihm Erhaltung gewährt oder Gefahren bringen kann. Aus diesem Hellblick, diesem Ferngesicht des Naturmenschen, den ich mir freilich doch etwas anders und höher dachte, als den Peron'schen und Leschenault'schen (nach Bd. I S. 185), müsse dann jenes Wissen um die Natur — jene Naturweisheit — hervorgegangen sein, die wir an dem frühesten Alterthum bewundern, und aus welcher die Geschichte der Naturwissenschaft ihren Anfang nahm.

Zu solchem Tanze der Gedanken bei der Ouvertüre meiner Vorlesungen mußten mir die alten skandinavischen

Barden, die Kalendermachenden Kaiser von China, die Magier und Sterngucker in Babylon brav aufspielen; Bailly's Geschichte der Astronomie mit ihren halbmythischen Anfängen hatte mir dazu manches trefflich scheinende Baumaterial in die Hand gegeben, vor Allem aber brachte mir mein lieber, brüderlicher Freund, C. v. Raumer einen gar feinen, schönen, haltbaren Stoff aus seinen Studien über Indien dazu, den ich, so geschickt als möglich auf meinen Leinweberstuhl (nach S. 124) hineinwebte. Aber wie sauer war mir dieses Stück für die erste Woche geworden! Zehnmal trennte ich das Gewebe — indem ich das schon Geschriebene strich — wieder auf, und dennoch wurde es nicht anders, es blieb immer mein eigenes Machwerk, wurde kein solches, wie wohl ein anderer gelehrter Meister aus demselben Stoffe es gefertigt hätte.

Mein selbstgefertigtes Fernrohr des (geistig) naturmenschlichen Fern- und Hellsehens, dessen Gesichtsfeld bis in die Unendlichkeit hinausreichen sollte, hatte nur einen Fehler. Wenn es nämlich Jemand in die Hand nahm, und wirklich hineinschaute, da war es, als wenn er durch ein Loch in einen dunklen Kasten oder in einen tiefen Keller hineinsähe: Alles stockfinster und dunkel. Nach der einen Seite, wo etwa das Auge hineinblicken wollte, war freilich ein durchsichtiges kleines Okularglas da, aber nach der anderen, durch welche der Blick hinausgehen sollte in die weite Welt, war ein Deckel vor dem Glas. Es scheint, ich hatte vergessen, daß das Licht, welches die sichtbare Welt beleuchtet, nicht von innen her aus dem naturmenschlichen Auge und seinem Fernrohre, sondern wo anders und von oben her kam und kommen mußte. Ein Versehen, das wohl jedem wahrhaft Sachkundigen auffallen wird, der die erste Vorlesung in der ersten Auflage meiner An=

sichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft, oder wie Clemens Brentano sie mir nannte, „meiner Nachtmütze“ lesen will. In der zweiten und dritten Auflage des Buches hatte ich diese erste Vorlesung in etwas ungeschickter Weise verändert, habe sie jedoch in die vierte Auflage, nach dem Rathe einsichtsvoller Freunde, und aus Gründen, die ich später anführen will, unverändert wieder aufgenommen. Sie bezeichnet eine Uebergangszeit des Erkennens, durch welche nicht ich allein, sondern viele meiner damaligen Freunde und Gesinnungsgenossen sich hindurcharbeiten mußten. So gering und unbedeutend auch mein Antheil dabei war, mag er dennoch als ein Denkzeichen an seine Zeit gelten, welche nicht nur ihr Gestern, sondern auch ihr Morgen hatte.

Damals in Dresden dachte ich nicht sowohl an den Inhalt und an die Form meiner zu Papier gebrachten ersten Vorlesung als nur an den Augenblick, darin ich Das, was hier auf dem Papiere stand, vor all' den hohen Herrschaften ablesen sollte. Der Tag kam, ein Komet, der allen Verlegenheiten ein Ende gemacht hätte, war nicht gekommen; als mich am Abend zur bestimmten Stunde einige meiner Freunde zu der „kerzenhellen Halle“ hinführten, da war mir es so bang zu Muthe, als wäre ich ein armer Sünder, den man zum Galgen führte. Indeß was half es, ich mußte aus Angst und Noth zu einem Helden werden, und als ein solcher trat ich hinein, schritt durch die Reihen der Sitze, darauf die Herren und Damen saßen, hin zu meinem Musikantenpulte und hob mit zaghafter, doch vernehmlicher Stimme meinen Spruch an. Es war so still um mich wie in einem Grabe, und mein Freund Kügelgen, dem meine erste Vorlesung sehr wohl gefiel, sagte mir, ich hätte dabei selber so bleich und geisterhaft

ausgesehen, als ein aus dem Grabe hervorsteigender, alt skandinavischer Barde. Er hat mich auch in der ritterlich traurigen Gestalt, in der ich damals erschien, in einem Bilde dargestellt, davon er mir eine Kopie von anderer Hand nach Nürnberg nachschickte. Nun ja, halbtodt vor Angst war ich wirklich, als ich hier die erste Probe meines Heldenmuthes ablegte, aber Gott Lob! die Stunde ging zu Ende und „Alles war vorbei.“

Ich trat ab von meinem Pulte; Freunde und Bekannte drückten mir freudig die Hand, Fremde und Unbekannte sprachen mir in einer mir gar trostreichen Weise ihren Beifall und ihr Wohlgefallen an Dem aus, was sie von mir gehört hatten. Der jüngere Hartmann, der Hausfreund, war sogleich nach beendigter Vorlesung vorausgelaufen, um meiner Henriette die frohe Nachricht zu bringen, daß meine Heldenthat zum allgemeinen Vergnügen und ganz vortrefflich abgelaufen sei. Dies war eine große Freude für die arme Frau. Denn sie hatte, von meiner unmäßigen Furcht und Sorge angesteckt, zuletzt, ohne es sich merken zu lassen, schwere Tage, besonders aber die Stunde, in der mich die Freunde zu meinem Schicksale abführten, recht bänglich zugebracht. Und jetzt kam denn auch ich, fröhlich wie ein der Todesgefahr Entronnener und nach mir die nächsten Freunde, einer nach dem anderen, welche sämmtlich versicherten, was ich, weil mir es wohlthat, gern ihnen glaubte, daß diese meine erste Vorlesung auf die Zuhörer einen allgemeinen günstigen Eindruck gemacht hätte.

Ein lieblich duftendes Rauchwerk für meine Eitelkeit, das mir wohl zu gönnen war, weil es ja so bald verdampfte und verflog und weil es mich so viel gekostet hatte.

Durch dieses mein öffentliches Auftreten wurde ich

auch in der schönen sächsischen Hauptstadt ein Mann der Oeffentlichkeit. Ich kam in Verkehr und Bekanntschaft mit mehreren Familien und einzeln stehenden Männern, deren Andenken mir bis in mein Alter lieb und werth geblieben ist. Gleich zuerst mit dem Geheimrath Chr. Gottfr. Körner und seiner Familie, welcher nicht nur in Dresden, sondern weit und fern in Deutschland in hoher Achtung stand. Er selber, der Hausvater, war mit Schiller durch vieljährige nahe Bekanntschaft, und je länger, je mehr durch innige Freundschaft verbrüdert gewesen, stand mit Göthe und vielen anderen seiner geistig größten Zeitgenossen, wenigstens durch Briefwechsel in Verkehr. Er war mit der Kunst wie mit der Wissenschaft selber, und darum auch mit den Meistern und Pflegern derselben durch Geist und Gemüth befreundet. Seine Gemahlin, eines solchen Mannes werth, sein Sohn Theodor, der nachmalige Dichter von „Leyer und Schwert," mit der ihrem Bruder geistig nicht minder als leiblich verwandten Tochter bildeten einen Familienkreis, der Seinesgleichen nur wenige haben mochte. In dem Körner'schen Hause fand man sich gern und oft mit Einheimischen wie mit Fremden zusammen, denen der Geist zusagte, welcher in der Familie herrschte; Theodor, der Dichter, damals 15 Jahre alt, war für mich eine höchst angenehmer Erscheinung. Die gute Zucht, in welcher er erwachsen war, hatte ihm den höchsten geistigen Reiz des jugendlichen Alters: die Bescheidenheit erhalten. Zwischen ihm und mir fand sich noch ein besonderes Band der gleichen Neigungen. Er hatte Freude an der Naturwissenschaft, namentlich an der Mineralogie. Schon damals regte sich der Wunsch in ihm, nach Freiberg zu gehen, und Werner zu hören, und dieser Wunsch wurde ihm auch einige Jahre nachher erfüllt. Ich hatte große Freude an

diesem edlen, jugendlich kräftigen Geiste, meine herzliche Theilnahme begleitete ihn auf dem ganzen übrigen, leider nur kurzen Wege seiner geistigen Entwickelung, sowie seiner Thaten für die Freiheit nicht für jene des egoistischen Hochmuthes, und seiner Empörung gegen alle göttliche wie menschliche Ordnung, sondern vielmehr für die Befreiung aus der Knechtschaft des deutschen Geistes von der Gewalt eben jenes egoistischen, allvernichtenden Hochmuthes, der vorerst nur in der Macht eines einzelnen Gewalthabers sich kund gab. Mehrere Jahre nachher stand ich an seinem Grabe unter der alten Eiche: bei Wöbbelin in Mecklenburg. Ihm und der ächten deutschen Gesinnung, welche nur das Eine und Rechte will, kann man überall, auch wo sie im edlen Kampfe unterliegt, die Worte zurufen: „Schlaf' wohl, laß dir nicht grauen, du wirst das Licht noch schauen.“

Einen Mann von solch' ächter, treuer, deutscher Gesinnung, wenn sie auch nicht wie an Körner durch „Leyer und Schwert“ sich bezeigte, lernte ich auch gleich nach dem Schlusse meiner ersten Vorlesung kennen. Es war der reformirte Prediger Ruquet, nachmals Pfarrer in Stettin. Dieser war der Abkömmling aus einer Familie jener französischen Ausgewanderten, die schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, durch Ludwig XIV. Edikte genöthigt, ihr Vaterland verließen und in Preußen freundliche Aufnahme fanden. Nach dieser Abstammung, wie nach seiner Erziehung war die französische Sprache vorwaltend vor der deutschen, seine Muttersprache gewesen, und in dieser hatte er auch in Dresden mehrere Jahre lang gepredigt. Da ersuchte ihn einst sein Kollege, der deutsche Prediger der Gemeinde, der eine Reise vorhatte, für ihn einige deutsche Predigten zu halten. Er that dieses nicht ohne Sorgen, denn er

hielt sich unserer Sprache nicht mächtig genug. Gleich aber nach dem ersten Versuche gewann er nicht nur den Muth, neue der Art zu wagen, sondern er lernte in der deutschen jenen eigenthümlichen Vorzug aller ächten Ur- und Stammsprachen anerkennen um von den höchsten und heiligsten Angelegenheiten des Geistes und Gemüthes mit Einfalt, Würde und mit Kraft zu reden. Von nun an wollte er gar nicht mehr gerne französisch predigen und als sich, durch die Beförderung seines Kollegen an einen anderen Ort, die Gelegenheit dazu ergab, trat er für immer in die Stelle des deutschen Predigers bei seiner Gemeinde ein. Ich habe den lieben Mann gerne und oft in seiner Kirche gehört, denn er hatte die Gabe nicht nur der deutschen, sondern einer christgläubigen Beredtsamkeit, die zu Herzen geht. Wir blieben mit ihm und seiner trefflichen Frau in fortwährendem, geschwisterlich freundschaftlichem Verkehre bis zu unserem Abgange aus Dresden.

An dem alten Geheimenrath und Leibarzt Bezold lernte ich einen rechten Ehrenmann kennen. Für ihn und sein ganzes inneres Leben hatte der Mesmerismus und das Gebiet der verwandten Erscheinungen, das ich in meinen Vorlesungen behandelte, eine ganz besondere Bedeutung. „Ich war", so erzählte mir der ehrwürdige Greis, „während meines Aufenthaltes in Paris und durch den Einfluß der damaligen, dortigen Modephilosophie so ganz um meinen Glauben gekommen, daß es für mich keinen Gott, keine Seele noch Geist, keine Ewigkeit mehr gab. So trostlos leer wie ich damals in meinem Innern war, hatte ich einmal Gelegenheit, eine wahre, ächte Somnambüle (magnetisch Hellsehende) zu sehen. Diese redete mit mir von den innersten Geheimnissen meines Herzens, wie nur Gott und mein Gewissen in solchem Lichte sie schauen konnten. Ich war tief

erschüttert, und als ich wieder in mein einsames Zimmer kam, da warf mich die innere Bewegung nieder auf meine Kniee. Du mein Gott und Schöpfer, so ohngefähr sprach ich, ich habe nicht gewußt und geglaubt, daß du bist; daß du mir in meinen sterblichen Leib, eine Seele gegeben hast; daß eine Ewigkeit sei, für welche diese meine Seele gemacht ist. Jetzt aber hast du mich das Alles, was ich nicht glaubte, mit Augen sehen, mit meinen Ohren hören lassen. Dafür danke ich dir und will von nun an den Glauben an dich und dein Wort fest halten und darnach thun."

Treuherzig, so wie er da mit seinem Gott gesprochen, so war Bezold auch in seinem Thun und Leben ein Mann von treuem Herzen; wahr und offen in seinem Verkehr mit Menschen, schlicht und recht in seinem Wandel. Die Freude und der Trost seines Alters, seine Tochter war, im Grund der Gesinnung diesem Vater gleich; sie trug die Perle der Gottesfurcht ohne äußeren Schein in ihrem Herzen und hat dieses Kleinod treu bewahrt.

Eine Famile von jenem ehrenwerthen sächsischen Adel, der nicht von der alten Wurzel des leiblichen Stammbaumes aus den Zeiten etwa Friedrichs mit der gebissenen Wange, seinen hohen Werth empfängt, sondern aus der geistigen Wurzel eines noch älteren Stammbaumes, lernte ich schon damals persönlich kennen. Dies war die Familie der von Carlowitz, in der sich von der Zeit der Väter her die thatkräftige Theilnahme an alle Dem erhalten hatte, was den Geist des Menschen auf dem Wege seines irdischen Berufes fördern und bekräftigen kann. Namentlich war es der Domherr (nachmaliger Minister) von Carlowitz, der mir mit großer Freundlichkeit entgegen kam. Bei ihm selber und im Kreise seiner Familie fand ich eine Ansprache an Geist und Gemüth, die mir für beide überaus wohlthat.

Zu den theilnehmendsten Zuhörern meiner Vorlesungen gehörte Sekretair Ernst, der mich alsbald bei seiner geistreichen Frau, einer Schwester der beiden berühmten Brüder August Wilhelm und Friedrich von Schlegel, einführte. Und nur wenige Monate nachher lernte ich auch diese Beiden persönlich kennen, denn zuerst im Frühling kam Friedrich zum Besuch nach Dresden, etwas später auch der ältere Bruder August Wilhelm mit Frau von Staël, bei welcher ich durch ihn freundliche Aufnahme fand. Diese beiden Letzteren waren für mich nur eine schnell vorübergehende Erscheinung, denn sie eilten nach wenig Tagen weiter, mir aber gereichte es zur großen Freude, dem meisterhaften Uebersetzer des Calderon den Dank für den Genuß sagen zu können, den er kurz vorher mir und meinen Freunden durch dieses Werk so wie durch seine Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie gewährt hatte. Ein Mann von solcher Fülle der Gaben, von solchem Umfang des Wissens wie A. W. Schlegel nahm allerdings neben den anderen geistigen, den Ton angebenden Mächten seiner Zeit einen ehrenvollen Platz ein; ich mußte an ihm die Leichtigkeit bewundern, mit welcher er sich über Alles, was mich am meisten zu wissen verlangte, mittheilen konnte und die Freundlichkeit, mit der er es that, mit Dank anerkennen. Mehr jedoch als mit ihm befreundete ich mich mit seinem jüngeren Bruder, dem Friedrich. Ohnehin blieb er viel länger bei uns als jener, und sein ganzes Wesen sprach mich doch noch mehr als das des Bruders in der Tiefe an. Ich denke fortwährend mit Vergnügen an die Tage des Zusammenseins; er zog mich durch ein Vertrauen und durch eine Macht der Liebe zu sich hin, die auch mein ganzes Vertrauen gewann. Er, der ältere und geistig reifere Mann,

verstand Das, was ich in meinen damaligen Arbeiten eigentlich suchte und erstrebte, fast besser als ich selber und machte mich in vielen Dingen über mich selber klar. Er hatte eben um jene Zeit sein Werk über die Sprache und Weisheit der Inder vollendet und dasselbe war schon gedruckt in seiner Hand. In diese mir neue Welt führte er mich mit freundlicher Bereitwilligkeit ein.

Aus dem Zusammentreffen und freundschaftlichen Verhältnisse mit Friedrich Schlegel ging noch eine andere Bekanntschaft hervor, die für mich und Henrietten eine unschätzbare theuere; die für die Ruhe und das Glück meines ganzen Lebens von unberechenbar wichtigen Folgen war. Denn durch diese Bekanntschaft ist uns das Leben unsers einzigen Kindes, im wörtlichsten Sinne, wie ein Brand aus dem Feuer gerettet und neu zum zweiten Male geschenkt worden.

Die Gemahlin des Friedrich Schlegel, eine Tochter des Moses Mendelssohn, hatte ihrem ersten Manne: Veit zwei wackere Söhne, Johannes und Philipp, geboren, welche damals beide nach Dresden gekommen waren, um sich, ihrer Neigung folgend, unter der Leitung wackerer Meister für ihren künftigen Beruf zur Kunst zu bilden. Der jüngere von Beiden, Philipp Veit, der nachmals so berühmt gewordene Maler, stand damals noch an der Gränze des Knabenalters, er war, als ich ihn kennen lernte, erst 14 Jahre. Ich habe nur wenig andere Knaben gesehen, an welchen die innere, geistige Schönheit durch die äußere leibliche Wohlgestalt so sichtbarlich hindurchbrach als bei diesem. In seinen seelenvollen dunkelen Augen, wie in seinem Angesicht lag der Reiz eines Wohlgefallens und der Gnade vor Gott und den Menschen. Er gewann sich die Liebe Aller, welche die Sprache seines Wesens verstanden, nicht wie durch eine gewöhnliche leibliche Schönheit im Sturme, sondern

er faßte dieselbe in kindlicher Zutraulichkeit, wie etwas, das sein gehörte, ruhig und bescheiden, zugleich aber auch für immer fest in seine Hand. Er wurde mir und meiner Henriette, gleich von seinem ersten Eintreten an in unser Haus, so lieb wie ein eigenes Kind, und kein anderes Kind hätte mit unserer kleinen, noch nicht dreijährigen Tochter lieblicher spielen und ihr zusprechen können als er. Es mag ein Zug der Ahnung gewesen sein, der den stillen, ernsten Knaben zu einer so freundlichen Theilnahme an dem Kinde bewegte, dessen Lebensretter er bald nachher werden sollte. Er hatte das Weihnachtsfest mit uns gefeiert und an unserer wie an des Kindes Freude sich vergnügt. Am nächsten Abende kam er wieder, uns zu besuchen. Wir hatten fremde Gäste im Zimmer, außen im geheizten Vorzimmer spielte unsere Kleine. Diese hatte, wir wissen nicht wie? an dem Lichte, das, wie wir meinten, für sie in unerreichbarer Höhe stand, einen kleinen bunten Wachsstock angezündet, denselben brennend auf den Fußboden gestellt und tanzte mit ihrem weißen Festtagskleidchen um ihn herum. Eben in dem Augenblicke, in welchem Philipp hereintrat, stand das Kleidchen in Flammen. Er aber, schnell entschlossen, warf sich auf das erschrockene Kind hin, löschte mit seinen Händen und seinen Kleidern die Flammen aus; wir, weil so eben im Zimmer sehr laut gesprochen wurde, hörten nichts von dem Schrei des Kindes, welches übrigens sogleich wieder sich beruhigt hatte, und ohne alle Verletzung geblieben war; der treue liebe Philipp, ohne unseren Dank abzuwarten, hatte das Kind der Wärterin übergeben und sich entfernt. Denn er allein, nicht das Kind, hatte von den Flammen gelitten, deren Spuren lange an seinen guten, fleißigen Händen sichtbar blieben. Ich sah diesen theuren Menschen seit unserem Abgange aus

Dresden nach 26 Jahren noch einmal in Frankfurt, als vollendeten Meister. Er hatte als Jüngling das Schwert für die Befreiung des deutschen Vaterlandes von der fremden Gewaltherrschaft geführt. In gleicher Gesinnung führte er bald nachher in Rom als Künstler den Pinsel zur Befreiung der alt ächten, deutschen Kunst von dem Geiste der unwürdigen Effektmacherei und Verflachung, in die sie durch fremden Einfluß gerathen war. Er schloß sich mit jugendlicher Kraft und theilnehmender Hingebung an Cornelius und Overbeck an, arbeitete mit diesen an den ersten Werken, darin der wiedererwachte bessere Geist der deutschen Kunst sich kund gab. Wie freute ich mich, als ich im J. 1826 zu Rom in der Villa Bartholdy die Fresken zur Geschichte Joseph's von Cornelius, Schadow und ihm, als ich in der vatikanischen Gallerie den Triumph der Religion, in der Villa Massimi die Szenen aus Dante's Paradies, in der Kirche Trinita de' Monti das herrliche Altarbild als Werke derselben gesegneten Hand sah, die mir mein Kind vom schmerzlichen Tode gerettet hatte.

Ich weiß kaum mehr, woher es zunächst kam, daß Adam Müller und ich in Mißverhältniß mit einander geriethen, und ich kann dabei nur an den humoristisch-einfachen Aufschluß erinnern, den der alte gute Wandsbecker Bote über dergleichen Ereignisse gibt, daß nämlich Mißverständnisse daraus entstehen, daß die Leute sich nicht recht verstehen. Die Richtungen in dem Inhalte unserer Vorlesungen sollten so schön zusammenstimmen, wie die zweier Linien, welche parallel nebeneinander herlaufen, aber sie liefen gleich anfangs wie zwei divergirende Linien von einander weg. Vielleicht waren sie auch beide nicht recht geradlinig. Es that mir leid, denn es hatte die Aenderung einiger meiner damaligen geselligen Verhältnisse zur Folge,

doch ging dieses weder den Kern noch den äußeren Umfang jener Verhältnisse an. Denn die Freunde aus früherer Zeit blieben uns dieselben, auch mit Kügelgen und seiner Familie fanden wir uns inniger als jemals zusammen, als wir mit ihm an der anderen Seite der Stadt, außen vor dem Seethore, gemeinsam in einem schönen, ländlich gelegenen Hause wohnten. Um diesen Kern der nächsten Freunde hatten sich auch, wie schon erwähnt, noch mehrere andere, geistig verwandte, ehrenwerthe, so wie liebe Persönlichkeiten angeschlossen, und was den äußeren Umfang unseres geselligen Verkehres betraf, so war dieser weit über unser Bedürfniß, so wie über das Maaß meiner Fassungskraft hinaus, angewachsen. Ich hatte, wie ich am Eingange dieses Kapitels sagte, in den Strom, darein ich gestürzt worden war, aus Angst und Noth mich nicht nur aus allen Kräften bewegen, sondern sogar schwimmen gelernt, ich hatte die kindische Scheu vor dem Umgang mit den hochgestellten, an Bildung vorragenden Menschen in gewissem Maaße überwunden und abgelegt.

24. Ein unheimliches Wohlbefinden.

Was unsern äußeren Wohlstand betraf, so war dieser, seit unserer Verheirathung, noch niemals zu solch' ansehnlicher Höhe gestiegen, als in dem Kometenwinter von 1807 auf 1808. Die Zuhörer solcher Vorlesungen, wie Böttiger, wie Adam Müller und ich sie hielten, bildeten einen geschlossenen Kreis, der sich, in schon hergebrachter Weise, für die belehrende Unterhaltung, die ihm in den langen Winterabenden gewährt worden war, auch äußerlich dankbar bezeigte. Diese, für uns nicht unwillkommene Sitte hatte schon die mündlichen Vorträge für sich allein, zu einer, in unseren genügsamen Augen sehr einträglichen Goldgrube

gemacht. Dazu kam nun noch ein anderer Gewinn, auf den ich niemals gerechnet hätte. Kaum hatte ich zum letzten Male in der „kerzenhellen Halle" gesprochen, da kam der wackere, ehrenwerthe Buchhändler Arnold zu mir, und trug mir den Verlag des Manuskriptes meiner Vorlesungen gegen ein Honorar an, das in meinen Augen ein überaus hohes war. Dennoch konnte ich mich nicht enthalten, obwohl in umgekehrter Weise, mit ihm noch darüber zu handeln, indem ich ihm meine Besorgniß aussprach, ob er bei so hohem Honorare wohl auf seine Kosten kommen werde und ihn bat, mir wenigstens ein Fünftheil weniger zu geben als sein Angebot war. Denn diese Vorlesungen waren mir von ihrem Anfange bis zum Ende ein solches Werk der Angst und der Mühe gewesen, daß ich nur mit Widerwillen auf die beschriebenen Blätter sah. Ich verkenne es nicht, daß diese ungewöhnliche Mißstimmung eine, wenn auch nicht ganz ungegründete, doch, von meiner Seite, eine undankbare war. Durch meine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" habe ich meinen literarischen Ruf im deutschen Vaterlande zuerst begründet und meinen späteren Schriften den Weg zu einer gewissen öffentlichen Theilnahme, ja zum Theil mir selber zu der amtlichen Stellung gebahnt, welche meinem äußeren wie inneren Berufe die angemessenste war.

Ich hatte den Frühling und noch einen Theil des Sommers in der Stadt zugebracht, ich sehnte mich nach jener Stille und Abgeschiedenheit, die mir von meiner Kindheit an ein Element gewesen war, das mir für mein inneres Wachsthum und Gedeihen am meisten zusagte. Und wo konnte ich dieses besser finden, als da, wo ich es schon oft gefunden hatte: im Hause der lieben Eltern zu Bärenwalde. Meinem wackeren, lieben Verleger Arnold war der

Vorschlag, den ich ihm machte, daß mein Buch in Schneeberg gedruckt werden möchte, ganz willkommen, ich konnte dann, von dem nachbarlichen Bärenwalde aus, die Korrektur der einzelnen Druckbogen leicht besorgen. Wir hatten beide nicht das Hinderniß vorausgesehen, das sich dort von einer Seite her, von der wir sie am wenigsten erwarten konnten, dem Abdrucke meines Buches entgegenstellte. Mein Landsmann und guter Bekannter Bretschneider war seit 1807 Oberpfarrer in Schneeberg geworden, als solchem lag ihm das Geschäft eines Censors ob über alle die Bücher, welche in der vielthätigen Schill'schen Offizin gedruckt und aus derselben veröffentlicht wurden. Auch das Manuskript zu meinem Buche wurde ihm zur Censur vorgelegt und er verweigerte den Abdruck. Ganz erschrocken darüber kam der Buchdrucker zu mir nach Bärenwalde, und erzählte mir, was ihm mit meinem Manuskripte geschehen sei. Es war doch in dem ganzen Buche auch nicht eine Zeile von politischem Inhalte, welche in der damaligen bedenklichen Zeit hätte anstößig werden können, von der Theologie stand auch nichts darin, wir konnten beide die Veranlassung zu dem Verbote des Druckes nicht begreifen. Der Bruder aber des Buchdruckers, der geistreiche wackere Doktor Schill in Schneeberg, öffnete seinem Bruder und mir das Verständniß. „Es ist die Naturphilosophie", so sagte er, „welche den Herrn Oberpfarrer gegen das Buch so einnimmt, denn ihre Lehren, glaubt er, seien darin enthalten. Ich meine nicht, daß irgend ein anderer vernünftiger Censor gegen das Buch etwas einwenden würde." So war mein wackerer Buchdrucker beruhigt und ließ getrost mein Buch mit Umgehung der Censur abdrucken.

Allerdings hat auch mich, wie ich dies später erwähnen werde, bei der Herausgabe der zweiten Auflage meiner An-

sichten über den Inhalt der ersten Vorlesung ein kritisches Bedenken ergriffen, ich möchte aber wohl mit Sicherheit behaupten, daß dieses Bedenken auf anderem Grunde beruhte, als bei meinem damaligen, ehrenwerthen Censor, ich habe deshalb, nachdem ich die Unentschlossenheit, die mich auch bei der dritten Auflage noch irre führte, vollends überwunden, ohne Bedenken in der vierten Auflage mein Buch vollständig, in seiner ursprünglichen Gestalt, wiedergegeben. Denn ich bin dabei, nach dem vorhin S. 232 gebrauchten Vergleiche, der Ueberzeugung gewesen, daß der Leser von tieferer Einsicht den Deckel, der vorn auf dem Telescop liegt, mit Leichtigkeit abheben könne und das Machwerk dann mit Nachsicht betrachten werde. Es gibt Irrthümer, in denen ein Same der Wahrheit liegt, dessen Keim nicht erstorben ist, sondern der, wenn Thau und Sonnenschein auf ihn fallen, leicht und gerne zur Entwickelung kommt.

So wohl es uns und unserem Kinde in dem lieben Elternhause und seiner schönen Umgebung erging, war dennoch auch dieses Wohlbefinden durch einen inneren Schmerz getrübt. Wie verödet, wie so ganz anders als sonst erschien uns das Haus seit dem Tode des geliebten Bruder Philipp Martin, dessen Wittwe sich von den treuen Schwiegereltern hinweggewendet hatte, dessen Kinder, das eine, der Sohn, in Plauen im Hause des älteren Bruder Martin, das andere, die Tochter, im Hause ihrer Tante Mühlmann, elterliche Aufnahme und Pflege gefunden hatten.

Es war schon gegen Ende des Sommers, da wurde ich plötzlich und in ganz unerwarteter Weise aus meiner Ruhe und der noch nicht ganz vollendeten schriftstellerischen Arbeit abgerufen. Ich erhielt durch eine Staffette die dringende Einladung, mich unverzüglich auf den Weg zu machen, und nach Dresden an das Krankenbette einer russi-

schen Gräfin (L***) zu kommen, die als Arzt meiner Hülfe begehrte. Wir nahmen im eiligen Vorüberfahren meine geliebte Mutter aus Hohenstein mit uns nach dem von ihr noch nie gesehenen schönen Dresden, und diese ertrug die Beschwerden dieser zum Theil nächtlichen Reise auf den damals sehr unbequemen Extrapostfuhrwerken gerne, sowie ohne Nachtheil. Welche Freude war das für uns, der lieben Mutter all' die Herrlichkeiten der Stadt und ihrer Umgebung zu zeigen, bei deren Anblick und Genuß sie ganz jugendlich wurde. Aber auch diese Freude blieb nicht ungetrübt. Meine eigene heitere Stimmung wurde sehr herabgedrückt durch die Ueberzeugung, die ich gleich bei dem ersten Besuche am Krankenbette der Gräfin gewann, daß diese treffliche Frau durch menschliche Kunst vom Tode nicht mehr zu retten sei. Sie lag, in Folge eines mehrjährigen Lungenleidens, an Abzehrung und tiefster Entkräftung darnieder; was die Kunst vermöge, das hatten große Aerzte in Petersburg, Wien (Prag?) und in den berühmtesten Heilbädern vergeblich an ihrem Leben versucht, und nun sollte ich armer Anfänger noch Hülfe schaffen. Zweimal, ja dreimal täglich, brachte ich, oft eine ganze Stunde, bei der Kranken zu, an deren Leiden, so wie an dem Schmerze der Ihrigen ich recht herzlichen Antheil nahm. Schon hierdurch wurde mir der Genuß vom Besuche der Mutter, die ich so gerne weiter mit der Umgegend bekannt gemacht hätte, in Etwas, noch mehr aber dadurch verkümmert, daß die Mutter selber von dem heftigen Magenkrampfe, davon sie seit einer Reihe von Jahren ganz befreit gewesen, wieder befallen wurde. Da ergriff sie nach einem Aufenthalte von wenig Wochen bei uns das Heimweh nach dem Orte ihrer Geburt, nach den Gräbern ihrer Eltern, ihres Bruders, ihres Mannes. Sie eilte in ihr stilles

Wittwenhaus zurück, wo sie bald wieder genas und zum großen Segen für uns noch einige Jahre lebte.

In unerwarteter Weise trat bei dem leiblichen Befinden der Gräfin eine günstige Wendung, ja eine scheinbare Besserung ein. Sie konnte sich von ihrem Lager erheben, konnte Stundenlang außer demselben sein, meinte sich kräftiger zu fühlen, als seit Jahren. Sie und mit ihr alle ihre Verwandten gaben sich der Hoffnung hin: die Krankheit werde nicht zum Tode, eine Wiedergenesung noch möglich sein. Es war das letzte Aufflackern einer Flamme, die ihrem Verlöschen nahe war. Die in solcher Jahreszeit seltene, fast sommerwarme Witterung; das unverdiente Vertrauen, das die gute Dame in mich und meine Arzneimittel setzte, welche wohl allerdings mit der zugleich angeordneten Diät einigen Antheil an ihrer Wiederbekräftigung gehabt haben mochten; die Freude an dem Wiedersehen ihrer Mutter und Schwesterkinder, von denen sie durch ihre Reise lange getrennt gewesen, alles Dieses zusammen hatte den günstigen Anschein ihres Wohlbefindens hervorgerufen, der nur ein gar zu schnell vorübergehender war. In der Mitte des Oktobers trat plötzlich eine regnig-kalte Witterung ein. Da brach der täuschende Anschein der Besserung schnell zusammen; eine unvorsichtige Erkältung mochte noch dazu gekommen sein; die Kranke war, wie man meinte, am Sterben. Gleich als könnte ich das Ende aufhalten oder erleichtern, behielt man mich selbst bei Nacht in der Wohnung und in der Nähe der armen Leidenden, welche jetzt nicht allein an Beängstigungen des Leibes, sondern auch des Gemüthes litt. Ich sprach über Beides, sowie über meine eigene ärztliche Rathlosigkeit meine Ueberzeugung aus; ich ließ diese selbst der Kranken, deren der Wahrheit offenes, treues Herz mir der offenen Wahrheit

werth schien, meine ernste Besorgniß merken; bewirkte es, daß ihr gleich wie einer Sterbenden ein geistiger Zuspruch gewährt würde.

Mein ganzes damaliges Benehmen würde auch wohl von vielen Anderen ein ungeschicktes genannt worden sein; in der Umgebung der Kranken fand man es mehr als das, man hielt es für unverzeihlich und roh.

Ich finde es sehr natürlich, daß man von der so lieb gewordenen Hoffnung sich nicht so leicht trennen wollte; mir selbst war es sehr erwünscht, daß man andere Aerzte, als mich, an das Krankenbette rief, auf welches so manches liebende Auge mit ängstlicher Sorge blickte. Dennoch hielt ich mich durch das erkaltete Benehmen Derer, die noch kurz vorher mich über all' mein Verdienst geehrt und erhoben hatten, an meinem hierdurch verwöhnten Ehrgeize tief gekränkt; ich zog mich in einer unschicklichen und unbescheidenen Weise ganz von der Theilnahme an der Behandlung der Kranken zurück. Der Bruch war jetzt vollendet, bei dem Ansehen, in welchem mit Recht die von mir beleidigte Familie in dem ganzen Kreise der vornehmen Russen und Polen stand, unter denen ich seither allein Gelegenheit zur ärztlichen Praxis gefunden, war es mit dieser zugleich am Ende. Auch in der Folge würde ich niemals wieder einen Anknüpfepunkt des zerrissenen Fadens gesucht und gefunden haben, obgleich der aufrichtige Geheimerath Bezold, der unter den neu herzugerufenen Aerzten war, gleich beim ersten Besuche der Kranken, ebenso wie ich es gethan, ihr, nach menschlichem Wissen unvermeidlich nahes Ende den Verwandten vorausgesagt hatte. Und dieses kam auch nach wenig Wochen, denn nach abermaligem kurzem, anscheinendem Aufleben der Kräfte und der Freude

am Leben, noch ehe das letzte herbstliche Laub von den Bäumen fiel, war auch diese edle, zu frühe vom Wurme gestochene Frucht gefallen.

Im Grunde genommen fühlte ich mich, wie von einer schweren Last enthoben, als ich nicht mehr, wie ich freiwillig mit immer größerer Aufopferung der Zeit und der Kräfte gethan, der vergebliche Hüter eines unaufhaltsam hinfliehenden Lebens sein durfte. Ueberhaupt hatte ich bei den letzten Erfahrungen, die ich gemacht, gegen diese Art der ärztlichen Praxis einen gründlichen Widerwillen bekommen. Aber was sollte ich, verwöhnt durch mein seitheriges äußeres Wohlbefinden, jetzt weiter anfangen? Dresden hatte Aerzte genug und erfahrenere sowie geschicktere als mich; noch einmal, wie man mir rieth, Vorlesungen vor der vornehm gebildeten Welt zu halten, dazu hätte mich auch die äußerste Noth nicht vermocht; das Bücherschreiben war mir auch verleidet.

Und dennoch war die Frage über das Wie und Wohin? meines äußeren Lebens nicht Das, was mich am meisten drückte; in meinem Inneren war ein Gefühl der Zerrissenheit und des Unfriedens, wie ich niemals vorher es empfunden; ich sagte mir selber: so kann es in und mit mir nicht bleiben; so, in diesem unnütz leidenschaftlichen Bewegen und Verlangen, ich weiß selbst nicht nach Was? gehe ich zu Grunde. Ich sprach es auch gegen meine Freunde aus, Köthe tröstete mich am kräftigsten, am wenigsten aber der etwas rauhe, übrigens sehr ehrliche Dr. Burkhardt, denn was dieser mir sagte, das war, obwohl mit anderen Worten, nichts Anderes als ein fatalistisch lautender Ausspruch: „auch in das unvermeidliche Schicksal des äußeren wie inneren Zugrundegehens, in das Mißlingen

aller Bestrebungen, müsse man sich fügen, es seien öfters nur Regungen gewesen, die, von der Phantasie hervorgerufen, ohne Kraft und ohne Beruf zu ihrer Vollendung wie Träume aufstiegen und vergingen."

Das Hoffen aber in meinem Inneren, daß sich auch für mein Leben und Wirken noch eine feste, sichere Stellung, ein vorher bestimmter Beruf finden werde, ließ sich weder durch meinen eigenen Kleinmuth, noch durch fremden Unglauben verdrängen und vernichten; es kam, wie ein leichtes Holz, auch wenn es noch so tief in die Fluthen versunken war, herauf an die Höhe.

25. Die rechte Stunde.

Die rechte Stunde zur Hülfe, ja zur Rettung des ganzen Lebens und seine Zukunft war gekommen, und diese Rettung, weil sie einer Noth galt, die nicht allein vom Wesen der Zeit war, trug schon in der Weise, in der sie erschien, die Kennzeichen eines höheren Ursprunges an sich, als jene der zeitlichen Ereignisse ist.

An einem Herbstabende, in der letzten Zeit des Octobers, als die Abendröthe über dem schönen Plauen'schen Grunde und seinen Bergen stand und ich an den Gärten vorüber nach Hause ging, niedergedrückt und beängstigt durch die zu Nichts führenden Sorgen, da kam mir auf einmal, wie in jener Nacht, darin mir mein Kind geboren wurde (S. 160) die Freudigkeit und der Muth, recht herzlich zu beten: „Du, der du mir das Verlangen selbst in's Herz gegeben hast, welches jetzt, so wie ich lebe und wo ich stehe, keine Nahrung findet; der Du das Schreien der Raben hörest, die dort in der Abendröthe fliegen; höre auch das Seufzen meines Herzens! Errette Du mich aus dem

Gewirre und aus dem Dunkel, darein der Weg meines Lebens gerathen ist und daraus ich keinen Ausweg weiß. Siehe, in diesen meinem jetzigen Treiben und Abmühen muß das Bessere, das Du in mich gelegt hast, zu Grunde gehen; — Du weißt ja Alles. Darum führe Du mich hinaus aus diesem Gedränge, leite meinen Weg dahin, wo ich Das finden kann, was mir Ruhe gibt und darnach mich so von ganzer Seele verlangt."

Dieses Gebet wurde wunderbar erhört. Fern von Dresden — in München, lebte damals mein theurer Lehrer und Freund Schelling in einer einflußreichen Stellung. Dieser hatte, in derselben Zeit, in welcher mein Sehnen, aus dem Labyrinth, darein ich gerathen, hinauszukommen, so lebendig und laut wurde, den Oberstudienrath von Niethammer gefragt, ob er ihm keinen passenden Mann für die Direktorstelle an dem damals eben neu zu errichtenden Realinstitute in Nürnberg vorzuschlagen wisse? „Ich wußte", so schrieb mir Schelling in seinem Briefe vom 27. Oktober (1808), „im Augenblicke nicht, wen ich nennen solle; vorgestern, in der Nacht, fiel mir plötzlich Ihr Name ein; ich begriff auf der Stelle, daß Sie der Mann dahin wären wie kein Anderer, eilte daher gestern Morgen mit dem Gedanken zu Niethammer, der nicht säumte, Gebrauch davon zu machen, noch gestern höheren Ortes Alles in's Reine zu bringen und mir nun bereits heute den Auftrag ertheilt hat, mit Ihnen deshalb in Unterhandlung zu treten." — Der ungefähre Inhalt des Privatbillets, in welchem Niethammer den Erfolg seiner Bemühungen für meine Einberufung zu der Stelle an Schelling mittheilte, lautete mit den Worten des Briefes von diesem übereinstimmend: „Ihr Nachtgesicht geht schnell

in Erfüllung. Auf meinen Antrag ist es höheren Ortes genehmigt worden, den Doctor Schubert aus Dresden für die Direktorstelle am Real-Institut zu Nürnberg einzuberufen" u. s. w.

Schelling's Brief aus München kam am 2. November (1808) in meine Hände, in einer Abendstunde, darin ich von den Tönen einer rührenden Trauermusik und einen Gesang der Gräber in einer Stimmung des Gemüthes war, in welcher wir die Herkunft solcher Botschaften, wie der Brief enthielt, leichter anerkennen als andere Male. Der Inhalt meines Gebetes draußen vor der Stadt, beim Aufglänzen der Abendröthe, war mir zwar unvergeßlich geblieben und wird mir dies immer bleiben; den Tag aber, an welchem mir die kräftig freudige Anregung dazu gekommen war, hatte ich mir nicht genau gemerkt. Als ich aber nach den Angaben der Zeit, welche der Brief enthielt, zurückrechnete, fand ich es mehr als wahrscheinlich, daß es derselbe Abend gewesen war, in dessen darauf folgender Nacht meinem väterlichen Freunde Schelling die plötzliche innere Aufforderung gekommen war, mich zu der Stelle in Nürnberg vorzuschlagen. Ja, nach so manchen späteren Erfahrungen, die ich in den Führungen meines inneren wie äußeren Lebens gemacht habe, ist mir jene Vermuthung noch fester begründet worden. —

Das Gesetz einer allerhaltenden Ordnung in der Natur, nach welchem die Welten in ihren Bahnen sich bewegen, des Lebens Mangel und seine Sättigung allenthalben sich begegnen, zeugt allerdings von dem Dasein einer schaffenden Weisheit, die ihren vorsorgenden Rath an den Werken der Sichtbarkeit herrlich hinausgeführt hat. Wie aber? ist denn diese ewig schaffende Weisheit mit ihrem

vorbedachten Rathe nur unter jenen unabänderlichen Naturgesetzen beschlossen, welche über dem Seyn und Bestehen alles sichtbar Geschaffenen walten? Gliche sie dann nicht in ihrem unverrückbaren Laufe durch den Wechsel unserer Schmerzen und unserer Freuden dem Wagen des indischen Abgottes Jaggernath, welcher, wenn der Zug ihn darüber hinführt, die Schaaren auch der Anbetenden, unter dem Drucke seiner Räder zermalmt? Ein solcher naturgesetzlicher Gott könnte, „als ob er dichte, oder über Feld gegangen sei oder schlafe", den Hülferuf der Einzelnen in der Stunde ihrer Noth nicht hören, ihres Jammers nicht achten; denn diese Noth, dieser Jammer, kommt oder vergeht, nach der unabänderlichen Nothwendigkeit des Naturgesetzes, in welchem der Wille des Schöpfers beruht.

Der Glaube der Kinder jedoch kennt einen Gott, welcher in dem Hause der Sichtbarkeit, dem er sein Entstehen, seine Ordnung gab, als ein Vater waltet unter seinen Kindern, als ein Herr unter den Seinen. Der dem Geiste des Menschen das Wort gab, das den Herrn und Vater bei seinem Namen nennt, sollte der die Stimme nicht hören, die bei diesem Namen Ihn ruft? Wie jeder kleine Weltkörper, ja jeder Weltentrümmer (m. v. S. 152), der um die Sonne kreiset, auf dem Wege seiner Bahn von dieser gehalten und von ihr nach seinem Maaße so mit Licht versorgt wird, als sei die Sonne nur für ihn, er für sie allein da, so hält sich der Kinderglaube fest an seinen Herrn und Vater, als sei dieser nur für ihn und seine Noth, er aber mit seiner Noth für den Vater da. Und dieser ist nahe allen Denen, die Ihn mit Ernst anrufen, ja Er gibt mehr als wir bitten und verstehen, denn sein väterlicher Rath über uns umfaßt mit dem Leben der Zeit zugleich das der

Ewigkeit. — Auch mein Rufen in der Noth an jenem Abend, von dem ich soeben sprach, hat eine Erhörung gefunden, deren Segen weiter ging, als auf die Hütten meiner Pilgerschaft.

Mir war es wie einem Träumenden, als ich den Brief, den bedeutungsvollsten für mein ganzes Leben, aus der Hand des Freundes empfing. Wie ein thöricht Träumender, wie ein vom Tageslichte, das ihm plötzlich in die Augen fällt, Geblendeter, bemerkte ich in den ersten Augenblicken die Fernsicht noch nicht, die sich mir auf einen geebneten Weg zu dem Ziele meines inneren Berufes aufthat, bald aber erwachte ich aus dem Traume und ward freudig, dem Rufe zu folgen. — Der November hatte noch milde, selbst einzelne sonnige Tage, ich benutzte sie nach Möglichkeit, um Das, was mich in Dresden und seiner herrlichen Umgebung schon bisher erfreut hatte, noch einmal oder genauer und besser als bisher zu sehen. Zu den Herrlichkeiten der letzteren Art gehörte namentlich die Gegend am oberen Laufe der Elbe, gegen Böhmen hin: die sogenannte sächsische Schweiz, an deren Anblick aus der Ferne ich mich, von der großen, steinernen Brücke aus, oft ergötzt hatte. Nur in Begleitung meines liebsten, vertrautesten Freundes Köthe, machte ich mich auf, zu einer Fußreise in diese Landschaft, deren eigenthümliche Gebirgsformen auf die Sinne einen Eindruck machen, so mächtig, daß er durch keinen anderen späteren ganz verdunkelt werden kann. Mir ist diese kleine Reise, nicht durch die Freuden allein, welche die Natur, sondern eben so sehr durch jene, die mir das seelenvergnügte Beisammensein mit dem Freunde ge-

währte, eine der genußreichsten meines Lebens gewesen: Wir hatten uns nach alle dem, namentlich für mich sehr Lehrreichen, das wir gesehen, zuletzt noch auf dem Wintersberge an der Aussicht nach dem böhmischen Mittelgebirge und der reichen Landschaft ergötzt, welche das Gebirge in Süden, in Osten und Westen begränzt. Auf dem Heimwege in etwas anderer Richtung erinnerte mich noch der Anblick des alten Ritterschlosses von Dohna an eine Nacht, die ich im vorhergehenden März meist wachend neben der Kammer zugebracht hatte, darin ein mir sehr werther Todter ruhete, und an den merkwürdigen Traum, der mir in Dresden, in der Nacht vorher, ehe mich dieser Todesfall nach Dohna rief, das unerwartete Ereigniß voraus verkündete. Ich sprach mit dem Freunde viel über das Ferngesicht der Träume, aber obgleich ich selbst im Wachen öfters ein Träumer war, sollte ich doch bald nachher erfahren, wie solche Vorausgefühle täuschen können. Um Weihnachten 1808 war eine mehr als gewöhnliche Kälte eingetreten; sie hatte ihren Einfluß auch auf mein leibliches Befinden erwiesen, das schon vorher, vielleicht in Folge mancher äußeren wie inneren Unruhe ein leidendes war. Ich selbst meinte die Anfänge eines andauernden Brustleidens an mir wahrzunehmen, mein damaliges Aussehen machte diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich. An dem letzten Abend des Jahres waren wir noch mit Kügelgen's zusammen bei dem Freunde D. Volkmann. Es war da von dem Zustande der Seelen in dem unbekannten Jenseits die Rede: „Wir Beide," so sagte ich scherzweise und dennoch innerlich in ernstem Sinne zu der öfters kränklichen Freundin v. Kügelgen, „werden wohl am ersten es erfahren, wie es dort Jenseits zugeht." Dieses

Vorausahnden hat sich nicht bestätigt; lange vor uns beiden starb die damals noch gesunde Frau D. Volkmann; der kräftig blühende v. Kügelgen fiel unter Mörderhänden, ich lebe noch. Uebrigens werde ich von einem seltsamen, räthselhaften Ereignisse, das sich auf den Inhalt unseres Gespräches in jener Neujahrsnacht bezog, vielleicht noch später reden.

Der Abschied von so manchem werthen, lieben Freunde, den ich in Dresden gefunden, ward mir nicht leicht. Von einigen dieser Freunde, namentlich von Dippold, war es ein Abschied auf Lebenszeit.

Wir blieben bis zu der Mitte des Januars (1809) noch in Dresden, dann machte ich mich auf den Weg nach dem Ziele meiner neuen Bestimmung. Die Rettung aus einer großen Lebensgefahr, in die ich mich auf der Reise nach meiner kleinen Vaterstadt unbedachtsam begeben hatte, ertheilte dem Gedanken eine neue Kraft, daß eine höhere Hand mich auf meinem Wege geführt habe, und mich zum rechten Ziele geleiten werde. Wie leicht hätte es mir damals ergehen können, wie Leske, der auf seinem Wege nach Marburg, dahin er berufen war, den Tod fand. Nach kurzem Verweilen bei meiner lieben Mutter eilten wir in's Elternhaus nach Bärenwalde, wo ich mein Anstellungsdekret aus Bayern schon zu finden hoffte. Ich fand es nicht, und seine Ankunft ließ über Vermuthen lange auf sich warten. Die damaligen kriegerischen Bewegungen, der nahe drohende Ausbruch eines Kampfes zwischen Oesterreich und dem mit Frankreich verbündeten Bayern erregte einige bange Sorgen. Durch den Zulauf vieler Patienten ward ich mehr denn sonst vorher in das Geschäft des Arztes hineingezogen, von welchem ich mich jetzt bald auf

immer lossagen wollte. Hiermit, wie mit den Vorbereitungen auf den Antritt meines nahe künftigen Berufes verging mir die Zeit des bänglichen Harrens. Die sehnlich erwartete Einberufung nach Nürnberg kam mit dem Eintritte des milden Frühlingswetters zugleich. Die Banden des Blutes und der Dankbarkeit, die uns an die Eltern, an Geschwister, wie an das Vaterland festhielten, waren stark, stärker jedoch als sie war der Zug nach dem Wege einer von uns nicht selbst gesuchten, sondern aus der guten Hand Gottes uns gegebenen Bestimmung. Getrost und freudigen Muthes traten wir, das Kind in unserer Mitte, die Reise nach der neuen Heimath an.

Der Erwerb
aus einem vergangenen
und
die Erwartungen
von einem zukünftigen Leben.

Eine Selbstbiographie

von

Gotthilf Heinrich von Schubert,
Doktor der Theologie, Jubilarius der medizinischen Doktorwürde, Geheimerath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung.

Erlangen, 1855.
Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.
(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Der Schulmann und Schüler.

Vorrede
zum zweiten Bande.

Bei dem Ueberblick über den Inhalt dieses zweiten Bandes meiner Selbstbiographie mögen sich wohl manchem Leser derselben Fragen aufdrängen, die zu einer Beantwortung auffordern. Wie klein ist im Verhältniß die Reihe der Jahre, wie unbedeutend sind die Ereignisse, an denen hier meine Lebensbeschreibung langsamen Schrittes vorüberführt; wie wenigen Lesern zum Dank geschrieben sind die weitläufigen Berichte aus dem Leben eines Schulmannes in Nürnberg und

selbst die vielen Schilderungen der einzelnen Persönlichkeiten, welche dem Biographen auf seinem Lebenswege begegneten. Und sind diese Schilderungen nicht großentheils Bilder, an denen überall nur Licht, nirgends der Schatten zu sehen ist, welcher das Licht begleitet?

Der Verfasser darf sich, statt einer ausführlicheren Beantwortung dieser Fragen, auf sein Buch selber berufen. Schon in dem Titel, so wie in vielen einzelnen Stellen desselben hat er die Absicht angedeutet und ausgesprochen, daß seine Selbstbiographie mitten in den Berichten über seine äußeren Führungen, zugleich, ja zunächst die Entwickelung seines inneren geistigen Lebens in möglichster Aufrichtigkeit und Treue darstellen solle. Hierbei ist der Maaßstab nach Jahren und Tagen der Erde nicht anwendbar; der einzelne Tag, ja die einzelne Stunde kann von einer Bedeutung und von Folgen sein, welche im Verlaufe des äußeren Lebens und seiner Entwickelung lange Reihen von Jahren nicht haben. Aus diesem Grunde haben wir die

sieben Lehrer- und Lehrjahre in Nürnberg einer höheren Beachtung werth geschienen, als viele Jahrzehende meines übrigen Lebens.

Was die Schilderungen der Mitwanderer und Mitlebenden betrifft, denen ich mich öfters mit dankbarer Liebe hingegeben, so erinnere ich hierbei an Das, was ich Bd. I S. 256 u. a. über den inneren Beweggrund gesagt habe, der mich hierzu antrieb. Zugleich aber bekenne ich willig jene Schwäche meiner inneren Augen, welche, wie das äußere Auge eines Greises, fast nur noch zum Sehen der weißen und hellen Farben eines Bildes, nicht aber der Schattenstriche und kleinen dunklen Flecke, geeignet sind. Man pflegt ja alten Leuten gern manche Schwäche nachzusehen, durch welche sie den unverständigen kleinen Kindern gleich werden. Dahin mag auch die Neigung gehören nach dem Lichte und nach dem Hellen, lieber als nach dem Dunklen zu schauen.

Auch einzelne Uebereilungen und Verirrungen meines alten Gedächtnisses möge man mir vergeben;

namentlich jene, in welcher ich auf S. 214 statt des alten, originellen, Prälaten Oettinger seinen Freund Flattich nannte. Die Briefe an meine jüngste Schwester, welche von ihr großentheils treulich verwahrt, als ein Erbtheil wieder in meine Hände kamen, sind mir bei meiner Arbeit sehr zu statten gekommen.

München, 9. Mai 1855.

Der Verfasser.

Inhalt.

---

26. Kriegsgeschrei und bürgerliche Stille.

Bis nach Plauen, zum Hause der Geschwister (nach S. 62) hatten uns, von Bärenwalde aus, die beiden Väter der Familie: Martin und Mühlmann begleitet. Noch einmal ein still vergnügter Abend im Kreise der Verwandten, eine ruhige Nacht unter heimathlichem Dache. — Dem alten Vater Martin versagte die Stimme, sein graues Haupt und die Hände zitterten ihm, als er von uns und der kleinen Enkelin Abschied nahm. Doch wir schieden ja auf Hoffnung.

Am 19. März (1809) in früher Morgenstunde saßen wir im Wagen und zogen nun einsam und allein unseres Weges. Noch gestern hatte ein plötzlich wieder eingetretener Nachwinter mit seinem Schneegestöber den Himmel getrübt und das Land durchzogen; heute beschien die aufgehende Sonne den frisch gefallenen Schnee; die Luft war mild, der Himmel klar und unbewölkt. Es war, als sollten mich die Rabenkrähen, welche hoch über unserem Wagen hinflogen, an den Abend erinnern, an dem (nach S. 251) das seinen unsichtbaren Anfang nahm, was so eben in sichtbare Erfüllung gehen sollte. Nicht aber laut schreiend und in Schaaren durcheinander flatternd, sondern still und zu zweien gepaart, zogen heute die alten, ge-

flügelten Bekannten zu der Baustätte ihres künftigen Nestes im Hochwalde hin. Auch in unserem Innern war jetzt das Rufen der Noth verstummt, das unruhige Gedränge von außen war fern von uns gewichen; ein stilles Hoffen und Erwarten bauete sich die Träume seiner Zukunft wie in ein heiteres Himmelsblau hinein.

Freilich wäre für uns gar Manches zu bedenken gewesen, das unseren Träumen eine andere Färbung geben, das inwendige Himmelsblau hätte trüben können; aber zu solchem Bedenken ließen wir uns in den ersten Morgenstunden des Tages keine Zeit. War doch heute Sonntag und zwar Judica, der freundliche Vorläufer des Palmen- und Osterfestes; draußen in der Natur, wie in den Dörfern, durch welche wir fuhren, sah es so friedlich still und ruhig aus, daß sich auch das Menschenherz zur Ruhe gestimmt fühlen mußte. Als wir jedoch, über die sächsische Gränze hinüber in das Baireuther Oberland kamen, das sich damals im Besitz der Franzosen befand, da ward es uns so zu Muthe, als ob man uns statt eines Gedichtes von lieblichem, herzerhebendem Inhalte, das wir so eben gelesen, ein Zeitungsblatt vor Augen hielte, darin von nichts Anderem die Rede wäre, als von Krieg und Kriegsgeschrei. Denn gleich jenseits der Tafel mit dem französischen Adler, welche die fremde Gränze bezeichnete, erinnerten uns die bewaffneten Vorposten, etwas weiter hin ein Artilleriepark mit seinen Kanonen, so wie ein ansehnliches Piquet von Reiterei an Das, was damals jedem Zeitungsleser bekannt war: an den nahe drohenden Ausbruch eines Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich. Eines Krieges, dessen Kämpfe zunächst hier an der Gränze zwischen Bayern und Böhmen zu erwarten standen, an deren Saum unser diesmaliger Weg nachbarlich vorbei-

führte. Denn schon seit länger als einem Monate hatte Oesterreich ein mächtiges Heer ausgerüstet und gegen die Gränze in Bewegung gesetzt, an welcher nur noch der Rest jener großen Armee dem Angriffe entgegen stand, welche Napoleon im vergangenen Herbste, nach dem Abschlusse eines scheinbaren Friedens, aus Deutschland hinweggezogen hatte nach dem Kampfplatze auf der pyrenäischen Halbinsel. Es gab damals Viele, welche daran zweifelten, daß den Franzosen im Vereine mit den Bayern die Aufgabe gelingen werde, dem Vordringen des übermächtigen Feindes so lange Gränzen zu setzen, bis ihr großer Meister im Kriege, dessen kühner Geist keine hemmenden Gränzen kannte, mit seinem Heere aus Frankreich herbeikäme. Oesterreichs Streitkräfte waren den Gegnern weit überlegen, und nicht nur im Osten, von Böhmen, auch aus Süden, von Tirol her, drohete Bayern ein Kampf, dem es in diesem Augenblicke kaum gewachsen schien. Das, was noch am vorigen Abende, wenn ich nicht irre, mein verständiger Freund Hartenstein, der Compagnon des Schwager Martin, in schonender Weise aussprach, und was mir gestern fast nur zu den Ohren, nicht zum Herzen einging, mußte mir heute, beim Anblick des kriegerischen Treibens, wohl wieder in den Sinn kommen. „Wenn, wie dies allerdings möglich scheint“, so ungefähr äußerte sich der Freund, „Oesterreich siegte, dann könnte wohl leicht auch für die treu anhängliche Reichsstadt Nürnberg die alte Ordnung der Dinge zurückkehren. Wie weit sich aber mit dieser Ordnung eine Lehranstalt von ganz neuer Form vertragen könne, welche Bayern so eben erst der Stadt geben wollte, das werde sich dann zeigen. Doch mein Ruf an diese neue Lehranstalt gehe ja nicht von Nürnberg, sondern von München aus, dort werde man wohl weiter für mich sorgen; ge-

faßt aber müsse man sich in jedem Falle machen auf manches Unerwartete in der nächsten Zeit."

Allerdings zeigte sich's bald nachher, daß die Bedenken unseres Freundes nicht ganz ohne Grund waren, dennoch ließ ich mir dieselben auch heute, beim Anblick der Kriegsrüstungen, nicht sehr zu Herzen gehen. Dieses wurde, nicht durch den Leichtsinn allein, sondern auch durch den Gedanken in Ruhe erhalten, daß ja der Ruf, dem ich jetzt folgte, zuletzt weder von Nürnberg, noch von München, sondern noch höheren Ortes ausgegangen sei.

Man hatte uns auch Sorge gemacht darüber, ob wohl unser Paß, der von dem Landgericht in Wiesenburg ausgestellt war, zu welchem Bärenwalde gehörte, Gnade finden werde vor dem französischen Gränzposten. Wir ließen denselben durch unsere Kleine dem bärtigen Soldaten einhändigen, der zu uns an den Wagen trat, und diese, ohne Furcht vor dem großen Barte und der hohen Mütze des Mannes, that es mit einer Miene, als ob sie ihm wunder welche angenehme Gabe überreiche. Der Kriegsmann lächelte, und nachdem er das unansehnliche Papier kaum recht angesehen, gab er es dem Kinde freundlich nickend zurück. Lieber, als uns, hätten, so schien es uns, die Herren an der Gränze unsere stattlichen Pferde angehalten. Da sich aber der Knecht, der uns fuhr, als ein Postillon aus der benachbarten, sächsischen Gränzstadt nachwies, ließ man auch ihn und sein Gespann passiren. So war schon die erste vermuthete Schwierigkeit beim Eintritte in das fremde Land gehoben.

In Hof auf der Post, dessen Besitzer ein Bruder unserer Schwägerin in Plauen war, führte man uns in eines jener vornehmeren Gastzimmer, welche ganz von französischen Offizieren erfüllt waren. Man speiste da so eben

zu Mittag; die freundliche Hausfrau wies uns unseren Platz neben einem Offizier an, der, ein Mann von schon vorgerücktem Alter, ein besonderer Freund der Kinder schien. Denn er stellte unserer Kleinen allerhand Süßigkeiten vom Nachtisch und Gebackenes zum Mitnehmen zu, wurde durch seine Freundlichkeit gegen das Kind auch mit uns, den Eltern, befreundet, und ich that mein Möglichstes, um meinen kleinen, lang eingerosteten Vorrath der französischen Sprachkunde zur Unterhaltung mit dem guten Herrn in Bewegung zu setzen. Ich weiß nicht mehr, geschah es auf seinen Rath, oder auf den unseres Vetters, des Postmeisters, daß ich mich hier mit einem Ausweis oder Paß des französischen Commandos versorgte, das sein Bureau im Hause der Post hatte. In jedem Falle hatte ich Ursache, für diesen Rath sehr dankbar zu sein. Auch führte uns der sorgsame Verwandte einen Lohnkutscher zu, der, in beständigem Verkehr mit den französischen Offizieren, ihrer Sprache in etwas kundig, dabei von sehr freundlichem, gefälligem Benehmen war. Sein Fuhrwerk, so sagte uns der Postmeister, sei das beste und bequemste, das man um jene Zeit, wo es nur wenig Auswahl gab, finden konnte. Und so war für uns, gleich bei dem ersten Eintritte in das fremde Land, in einer Weise gesorgt, die uns nur zum freudigen Danke erheben konnte, und die mir noch jetzt, in der Erinnerung, mein Herz fröhlich macht.

Als wir am schönen, heiteren Nachmittag auf der Straße nach Süden hinaus fuhren, da wachte das Andenken an jene Gefühle und Ahndungen recht lebhaft in mir auf, die ich vor sieben Jahren empfunden, als ich (nach I S. 375) zum ersten Male hier in dieses Land eintrat, das mir nun seit 46 Jahren ein theures, liebes Vaterland geworden ist. Damals durfte ich das alte, gute

Nürnberg, wohin mein Verlangen ging, nur von ferne, von der Babenburg aus, sehen, jetzt sollte ich es bald nicht nur ganz von innen und außen sehen und kennen lernen, sondern sollte dort wohnen und leben.

Die beiden Häupter des Fichtelgebirges: der Ochsenkopf und Schneekopf nahmen sich heute in ihrem von der Sonne beschienenen weißen Schneegewande gar herrlich aus; ich hätte als Vogel dahinfliegen und auf einige Augenblicke mich an der Aussicht ergötzen, nicht aber so in den Schnee hinlegen und schlafen mögen, wie der betrunkene Soldat an unserem Wege nach Münchberg, den unser Kutscher auf meinen Wunsch zwar aufrüttelte, nicht aber zum Aufstehen bringen konnte. Wir mußten dieses Geschäft zwei anderen Soldaten übertragen, die nicht lange nachher, singend in fröhlichem Muthe, uns begegneten.

In Gefrees, in dem trefflichen Gasthause des Herrn Lochmüller, darin es uns später so manchmal sehr behaglich wohl ergangen ist, sangen zwar die Soldaten nicht, von denen das untere Wirthszimmer ganz erfüllt war, dafür aber lärmten sie desto lauter. Den guten Leuten war das bayerische Bier ein ungewohntes Getränk; sie achteten es in ihrem Munde wie Wasser, davon man so viel zu sich nehmen darf als man will, der Magen aber, sammt dem Kopfe und den Beinen, gaben ein anderes Zeugniß über die Kräfte eines solchen Trunkes, und man hätte den lautstimmigen Zechbrüdern recht bald einen so stillen, festen Schlaf auf ihrer Streu wünschen mögen, als ihr Kamerad vor Münchberg auf dem Schnee genoß.

Der freundlich besorgte Herr Lochmüller führte uns alsbald an der Stube, darin seine lautjubelnden Gäste waren, vorbei, hinauf in ein stilles Zimmer, worin so eben für die Herren Offiziere der Tisch zum Abendessen

gedeckt wurde. Für uns fand sich, nach unserem Wunsche, ein gelegener Platz an einem kleinen Tischchen, zwischen der Thüre und dem Ofen. Die Herren Offiziere traten, mit einigem Geräusche, ein. Sie bemerkten die neuen Gäste, vor Allem meine Henriette, wir aber hielten uns und sprachen mit einander so wie mit dem Wirthe als Deutsche, jene als Franzosen, die ihre Sprache für uns als eben so unverständlich erachteten, als die unsrige es für sie war. Ich verdeutschte, wenigstens im Allgemeinen, Das, was sie sprachen, meiner Henriette. Diese wurde von den fremden Herren als eine Frau von sehr anmuthiger Gesichtsbildung und Gestalt gepriesen, man fragte: wes Standes und Herkommens wir seien, und einer der Herren, die unseren französischen Vorweis aus Hof in Augenschein genommen, antwortete: ich sei ein Schulmeister aus Nürnberg, ein Dritter sagte darauf: das habe ich doch Dem sogleich angesehen, daß er nichts ist als ein deutscher Schulmeister. Man machte hierauf über mich und Meinesgleichen noch einige scherzhafte Bemerkungen, bis die Suppe kam und die Herren sich setzten.

Die Gespräche während des Essens waren von ernsterem Inhalte. „Stünde", so sprach ein älterer Offizier „ein solcher, wie unser Kaiser ist, an der Spitze der gerüsteten Armee, drüben in Böhmen, wir hätten schon längst das Oesterreichische Pulver gerochen, und Mancher von uns hätte seine Nase für immer davon voll bekommen. Die Herren Nachbarn lassen sich aber Zeit. Doch müssen wir hier, in der Nähe der Gränze, jede Nacht mit dem Haushahn um die Wette wachen. Und ich hoffe, es geschieht so. Ich bin erst seit einer Stunde von der Ueberschau der äußersten Vorposten zurückgekehrt; man würde uns zu jeder Stunde der Nacht bereit finden. Die Kanonen haben laute

Stimmen und für Feuersignale ist durch das ganze Land gesorgt: Wir halten uns brav, so gut wir können, bis der Kaiser kommt."

So ungefähr lautete der Inhalt des Gespräches an der Tafel der Offiziere zu Gefrees, nach einem kleinen Reiseberichte, den ich bald nach meiner Ankunft in Nürnberg an die Unsrigen schrieb. Die Offiziere, einige vielleicht auf ihren Posten, andere in ihre Zimmer zur Ruhe, entfernten sich bald, und auch unten, in der Stube der biertrinkenden Soldaten, wurde es still. Auch wir bedurften der Ruhe und fanden diese in der einzigen, von der Einquartirung noch freigebliebenen, kleinen Kammer, in welcher die freundlichen Wirthsleute, so viel als möglich, für unsere Bequemlichkeit gesorgt hatten.

Die Sonne erhob sich so eben über das Gebirge, als wir durch die Gassen des Städtchens hinauskamen in's Freie. Wie ein Schlaftrunkener, der sich nicht ermuntern kann, lag hier in der Gebirgsgegend, durch die wir fuhren, die Natur unter der Winterdecke des Schnees; nur ein Finke, wie in eiligem Vorüberfluge, schlug nahe an unserem Wege seine vollen Töne an und regte auch in unserer Brust die Lust zum Singen auf. Wie sollte nicht heute, an dem schönen Morgen, unser „erstes Gefühl Preis und Dank" sein! Bald senkte sich unser Weg hinunter in das Thal, an dessen erweitertem Ende die herrliche Umgegend von Berneck, mit den Ruinen ihrer alten Ritterburgen, liegt. Wie ein Kind, das so eben „fröhlich vom Schlafe aufstehet" und mit Blumen spielt, zeigte sich da unten im milden Thale die Natur. Ich war, jenseits des Städtchens, aus dem Wagen gestiegen und pflückte am Fuße des Hügels für Henriette die ersten Veilchen und Hain-Anemonen.

Als wir auf die Höhe des Bündlacher Berges kamen, wo sich die Aussicht weithin über den Lustgarten der Baireuther Landschaft eröffnet, da begegneten uns Bäuerinnen und Bauern, in ihren für unser Auge neuen Trachten, festlich geschmückt, als ob sie als Gäste zu einer Hochzeit zögen. Ich und die kleine Tochter freuten uns des Anblickes, „das ist ja“, sprach ich zu Henrietten, „ein recht lieblicher Willkommen in dem guten, neuen Vaterlande.“ Henriette schwieg, sie trocknete sich die Thränen, und ihre Mienen bezeugten es, daß dies keine Thränen der Freude, sondern einer Wehmuth seien, die, wie sie mir lächelnd über meine Besorgniß sagte, bei dem Anblicke dieser neuen, fröhlichen Landsleute, plötzlich über sie gekommen war. Ihr sei es, so sagte sie, gewesen, als ob eine innere Stimme zu ihr spräche: hier in diesem neuen Vaterlande wird man dir bald dein Grab bereiten. „Es war“, so fügte sie hinzu, „eine gute Stimme, die ich für wahr halte. Was Gott thut, das ist wohlgethan, Sein Wille ist der beste.“ — Und die innere Stimme hatte wirklich die Wahrheit gesprochen; Nürnberg ward bald nachher für meine Henriette nicht nur das Ziel unserer diesmaligen Reise, sondern ihrer ganzen Wallfahrt und Pilgerschaft auf Erden.

Wir fuhren still unseres Weges weiter, nur in bald vorübergehender Weise wurde unsere Stille durch den Anblick und den Lärmen der Kriegsrüstungen gestört, denen wir überall begegneten. In Baireuth betäubten unsere Ohren die Trommeln; wir eilten so schnell als möglich an der Stadt vorüber, hinaus auf die stillere Straße nach Kreussen. Aber auch da, wo wir Mittag machten, hatte das französische Militär das Wirthshaus so eingenommen, daß wir nur noch in einem Nebenzimmer, bei unserem Kutscher, einen Raum zu Sitzen fanden. Dem Kutscher,

der in diesem Hause wohl bekannt war, verdankten wir es auch allein, daß wir aus der Küche, die von den ungeduldigen Soldaten ganz vollgedrängt war, noch etwas zu essen bekamen.

Größer noch als hier in Kreussen war das unruhige Gedränge in Leupoldstein auf der Post, wo wir nur mit Mühe ein Unterkommen für uns und unsere Pferde finden konnten. Man hatte uns endlich doch eine kleine Kammer zum Wohn- und Schlafzimmer für die Nacht eingeräumt, eine etwas ängstlichere Frau, als die meine war, würde indeß hier wenig Ruhe genossen haben. Nicht nur wegen des lauten Lärmes, den unten im Erdgeschosse so wie auf den Treppen die ab- und zugehenden Soldaten machten, sondern mehr noch wegen jenes stillen, sogenannt blinden Lärmes, davon sich die Leute hier im Hause hatten erschrecken lassen. Schon die Dienstmagd, die uns in Eile das Abendessen brachte, hatte einige Worte von den Unruhen der nächsten Nacht gesprochen, deren Sinn wir nicht verstanden; unser Kutscher aber, als er uns den werthvollsten Theil unseres Reisegepäckes heraufbrachte, gab uns die weitere Auskunft darüber. Die Leute hier im Dorfe, so sagte er, sprächen davon, daß die Oesterreicher über die Gränze herübergedrungen und schon ganz nahe seien, und daß man für die heutige Nacht einen Ueberfall derselben erwarten müsse. Die Franzosen aber, die er darum gefragt, wüßten nichts von einem solchen nahen Angriffe, und die böhmische Gränze sei von Leupoldstein so weit entfernt, daß er das, was die Leute sagten, auch für ein leeres Gerücht halte. Doch, so äußerte er sich weiter, müßten wir uns schon auf eine unruhige Nacht gefaßt machen. Denn hier im Dorfe läge nur Reiterei, die sich, wie er wohl bemerkt habe, auf einen plötzlichen Aufbruch

gegen die Gränze hin bereit halte. Wenn dieses geschähe, da würde es in dem nahe unter unserem Zimmer gelegenen Stalle und auf der Gasse wohl nicht still zugehen. Indeß er sorge sich nicht, obwohl er, im Falle eines feindlichen Angriffes, für den Besitz seiner Pferde viel zu fürchten haben würde.

Unser Kind schlief schon so sorgenlos und ruhig auf dem Bette seiner Mutter. Auch wir entschlugen uns der Sorgen und schliefen in der ganzen Nacht so ruhig, als seien wir daheim im Hause der Eltern. Hätte Etwas meine Ruhe stören können, so wären es andere Sorgen gewesen als die um die äußere Sicherheit und Wohlfahrt. Aber diese Sorgen schliefen noch tief in dem mit sich selber und seinen Gefahren unbekannten Herzen, bis auch für sie die Stunde des Erwachens kam.

Es war uns heute ganz besonders wohl, als wir aus der engen, dumpfigen Kammer und aus der Unruhe, die mit der Tageshelle zugleich in dem Wirthshause wieder erwacht war, hinauskamen in die frische Luft des heiteren, schönen Frühlingsmorgens. Die Gebirgsgegend nimmt hier schon jenen Charakter, jene Gestalt der von Höhlen und Klüften durchzogenen Felsen an, den ich seit meiner Reise im Morgenlande den palästinensischen nennen möchte, weil er vielen Gegenden des gelobten Landes ihren eigenthümlichen Naturreiz gibt. Eben entfaltete sich die Flor der Pulsatillen und der großen weißen Anemonen (A. sylvatica); hin und wieder zeigte sich an den Bergwänden der goldfarbige Teppich des kleinen Felsenlevkoies *) (Draba

*) Ich erlaube mir den deutschen Namen der alten Bauhinischen Benennung (Leucoium luteum aizoides) nachzubilden, da sich der gewöhnliche, als „Hungerblümchen" für diese liebliche Zierde unserer Felsen nicht wohl schicken will.

aizoides L.); wie ein Wald bedeckten in der Nähe der Ortschaften die Wallnußbäume und Kirschbäume den Abhang der Hügel. Mir war unbeschreiblich wohl zu Muthe und diese Stimmung wurde durch die damalige schlechte Beschaffenheit der Straße, in der Nachbarschaft des sandigen Nürnberger Stadtgebietes, nicht gestört.

Dem Kalender nach war es derselbe Tag (21. März) und dieselbe Stunde des Mittags, darin ich vor 6 Jahren in Jena den Doktorgrad empfangen hatte, als wir mit einem Jubel im Herzen, der bei unserer Kleinen zur lauten Stimme wurde, durch das alterthümlich prächtige Lauferthor in die liebe Stadt Nürnberg einzogen. Wie that uns hier, nach den Unruhen der letztvergangenen Tage die bürgerliche Ruhe und Stille so wohl, welche mit der fleißigen Gewerbthätigkeit in den Häusern und Gassen in ganz gutem Einklange stand. Wie eine Friedensburg kam uns die ehrenhafte Stadt vor, in die wir uns jetzt aus dem Getümmel des Krieges gerettet hatten. Fröhlich und zufrieden sahe das Landvolk aus, das am heutigen Wochenmarkte auf dem freien Platze, innerhalb des Lauferthurmes mit seinen Wägen hielt; wohlgenährt und versorgt sein Zugvieh. Und als wir durch den Laufer-Schlagthurm hineinfuhren in das Innere der Stadt, vorüber an manchen buntbemalten Häusern und an den schmucken, wohlversorgten Läden, da fragte unsere kleine Tochter im Anblicke der vielen Bäckerei- und Spielwaaren: ob da wohl eine Christbescheerung sei? — Und eine Christbescheerung im geistigen Sinne sollte uns allerdings, obwohl nach manchem trüben Tage, in Nürnberg zu Theil werden.

Wir genossen schon bei diesem ersten Eintritte den Anblick der Stadt in recht vollem Maaße, denn unser Kutscher führte uns von dem Lauferthore bis in die Nähe

des Neuenthores in den Gasthof zum Radbrunnen, den man uns schon in Sachsen zum ersten Absteigequartiere empfohlen hatte.

27. Die ersten Wochen in Nürnberg.

Vor etwas länger als zehn Jahren besuchte mich hier in München ein Engländer, ein sehr achtbarer Mann durch Gesinnung und Erkenntnisse, der sich viel und weit in der Welt umgesehen hatte. Er kam zuletzt von Nürnberg her, und es hatte ihm in dieser alten, ehrenwerthen Stadt so wohl gefallen, daß er sagte: Nürnberg sei schöner und gefiele ihm besser als Rom. Ich machte den wackeren Mann bekannt mit meinem Freunde, dem Präsidenten und Reichsrath J. Fr. von Roth, und dieser erzählte, bei nächster Gelegenheit, Seiner Majestät unserem geistvollen König Ludwig, daß ein vielgereister, gelehrter Engländer da sei, welcher Nürnberg für schöner halte als Rom. Der König schüttelte etwas verwundert und lächelnd den Kopf, und sagte, daß zwar auch Er eine große Vorliebe für die ruhmwürdige, alte Stadt Nürnberg habe, schöner als Rom möge er sie aber doch nicht finden.

Der Eindruck, welchen die vormalige, an inneren wie äußeren Kräften mächtige Reichsstadt auf den vielgereisten Engländer machte, ist mir übrigens wohl begreiflich, wenn ich ihn mit jenem vergleiche, der mir aus den ersten Tagen meines Aufenthaltes daselbst in der Erinnerung geblieben ist. Man hat aus der Betrachtung der sinaitischen Felsenschriften, die noch jetzt als eine räthselhafte Aufgabe für das weitere Nachsinnen dastehen, den Schluß gezogen, daß ihr Entstehen nicht in sehr verschiedene Zeiten, sondern in einen engen, begränzten Zeitraum falle, einem und demselben Geschlechte der Völker zuzuschreiben sei, und daß

ihr Inhalt überall von einem und demselben Grundgedanken ausging, und zu demselben hinführte. So erkennt man auch wohl, daß die Zeit, in welcher Nürnberg sich zu der Ehrfurcht gebietenden Gestalt und Würde einer Fürstin unter den Städten des christlichen Europas heranbildete und entwickelte, mit jener, verhältnißmäßig scharf nach vor= und rückwärts abgegränzten zusammenfiel, welche man als den Blüthenmonat der Macht und Herrlichkeit des deutschen Reiches, als die Zeit des jugendlich kräftigen Erwachens des künstlerisch schaffenden und wissenschaftlich forschenden deutschen Geistes bezeichnen darf. So wie es da mir, dem eingewanderten Fremdling, vor Augen stand, ist Nürnberg in den vier Jahrhunderten geworden und gewesen, deren innere Entwickelungsgeschichte aus den aufkeimenden Bewegungen, welche die Kreuzzüge auch auf deutschem Boden geweckt hatten, ihren Anfang nahm, und in dem dreißigjährigen Kriege, wenigstens nach außen hin, ihren Abschluß fand. Der herrschende Geist dieser Entwickelungsperiode hat wohl kaum in irgend einer anderen deutschen Stadt so ungehemmt, so vollständig nach allen Richtungen hin durch bleibende Werke sich vor Augen gelegt als in Nürnberg. Die ganze alte Stadt mit ihren ehrwürdigen Kirchen, ihrem großartig stattlichen Rathhause, ihren prachtvollen Brunnen und anderen zur öffentlichen Schau stehenden Kunstwerken, ja selbst mit ihren einzelnen Häusern, die ohne Unterschied der Größe und Ansehnlichkeit ihres Ranges wie schlichte Bürgersleute neben dem Herrn von hohem Adel in den winklich sich durchlaufenden Straßen nebeneinander stehen, erscheinen in ihrer Gesammtheit als das Werk eines und desselben Baumeisters. Eines Baumeisters, der nicht wie andere seiner Genossen blos ein oder etliche Jahrzehende nach seinem eigenthüm=

lichen Geschmacke für Gott und alle Welt die Baurisse verzeichnet und ausgeführt, sondern mehrere Jahrhunderte lang immer nach demselben Plane und Geschmacke fort gebaut hat, so sehr sich der alte, gute Herr auch geneigt finden ließ, die besonderen, eigenthümlichen Einfälle seiner ehrenwerthen Kunden zu berücksichtigen und für das baare Geld hin und wieder etwas Besonderes für das Auge zu leisten. Nun, der wackere, nach seinen Leistungen wahrhaft große Meister, der den Gesammtbau der alten Stadt Nürnberg begründet und zum Erstaunen vollständig ausgeführt hat, das ist der Geist der bedeutungsvollen Entwickelungsperiode des deutschen Volkes gewesen, in welche, wie wir vorhin sagten, das Entstehen der Stadt Nürnberg fällt. Hier, wie hinter einer schützenden Mauer, hat jener herrschende Geist seine Keime, von keinem fremden Einflusse gestört, aufgehen lassen und sie großgezogen.

Man darf nicht vergessen, was diese vormalige Fürstin unter den Städten in der Zeit ihrer Macht nicht nur für das deutsche Vaterland, sondern was sie, mit Augsburg zugleich, obwohl in anderer Weise und Richtung, auch für andere Länder der Erde war. In Augsburg allerdings hatte sich ein einzelnes Bürgerhaus zu einer Macht des Geldes erhoben, deren gleiche in Nürnberg niemals gefunden wurde, das war das Haus der reichen Fugger, dessen Stammherr ein Leinweber aus der Nachbarschaft der Stadt gewesen war, in deren Mauern die Nachkommen seines Geschlechtes in fürstlichem Ansehen und Reichthum walteten. Denn von einem dieser Nachkommen, dem Anton Fugger, welcher bei seinem Tode außer den Häusern und Gütern, so wie außer den Kleinoden und Kostbarkeiten, ein baares Vermögen von 6 Millionen Goldkronen hinterließ, galt unter anderen auch jene berühmte Aeußerung

Kaiser Karls V., bei dem Beschauen des königlichen Schatzes in Paris, daß in Augsburg ein Leinweber sei, der dieses Alles mit eigenem Gelde bezahlen könne. Während aber das Haus der Fugger auf allen Hauptstraßen seine Wagen, auf allen Meeren seine Schiffe hatte, welche die Ladungen seiner kaufmännischen Güter und Waaren in alle Länder führten und den Gewinn an Gold und an den Erzeugnissen der weiten Ferne wieder heimbrachten, führte Nürnberg seinen Weltverkehr geistig so wie leiblich in einer anderen, nicht minder bedeutungsvollen Weise. Hier bildete nicht nur ein einzelnes Haus, sondern die Gesammtheit der Stadt und ihrer Bewohner eine Macht, welche zwar nicht Schiffe für eigenen Sold und Besitz ausrüstete, wohl aber einen Theil der Schiffe und Lastwägen der hochvermögenden Nachbarstadt mit Gütern versorgte, welche durch den ihnen inwohnenden geistigen Werth der Sendungen kostbarste waren. Denn Meisterwerke, wie die des Albrecht Dürer und seiner Kunstgenossen, wurden durch den Handelsverkehr der Fugger nach Italien und in andere Länder geführt, darin der Sinn für die Kunst erwacht war; mit jenen Werken zugleich solche Arbeiten, welche dem Ernste der Wissenschaft zum bleibenden Genusse dienten, oder durch die Neuheit ihrer Erfindung für den betrachtenden Verstand ein Gegenstand der Bewunderung wurden. Und nicht nur eine fruchtbare Mutter und Pflegerin der höheren Erkenntnisse der Natur ist Nürnberg durch seine Meister und seine Werkstätten gewesen, die im Dienste der Physik, der Scheidekunst, der Sternkunde wie der höheren Mechanik standen; nicht nur durch die Schriften, welche, wie des Copernicus Werk aus ihrer ruhmwürdigen Druckerei hervorgingen, eine Lehrmeisterin der gebildeteren Völker, sondern selbst in solchen Gegenständen, welche

zum Nutzen des Haushaltes, wie zu seiner Zierde dienten, war zu ihrer Zeit diese Stadt dasselbe, was in späterer Zeit Paris geworden. Geräthschaften der Zimmer, in Nürnberg gefertigt, konnte man in den kaiserlichen und königlichen Palästen von Spanien, Frankreich und England, so wie in den Ländern des Nordens sehen; die Arbeiten der Rothgießer wie anderer Handwerker fanden auf dem europäischen Festlande wie jenseits der Meere ihre Bewunderer und Käufer; unter allen Städten von Deutschland fand sich keine, welche, so wie Nürnberg, an künstlicher Geschicklichkeit mit den Fürstinnen unter den italienischen Städten, namentlich mit Venedig, in die Schranken treten konnte. Und lange vor Galilei hatte Nürnberg seinen Regiomontan, hatte seine Sternwarte *), war vor allen anderen eine Hochschule der Mechanik und durfte sich jener Erfindungen rühmen, welche, wenn auch nur so einfach und scheinbar unbedeutend, wie die des Drahtziehens von Meister Rudolf, dennoch durch ihre Anwendung, gleich den ersten Taschenuhren aus Peter Hele's Werkstätte, der allgemeinen Beachtung sich würdig erwiesen **). Damals aber, als Nürnberg für den Handelsverkehr des Morgenlandes mit dem nördlichen und westlichen Festlande nicht minder thätig war als Venedig, damals, als dieser Handel,

*) M. v. meine kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan.

**) Die Freunde der edlen Tonkunst sollten es nicht vergessen, daß ein Nürnberger: Heinrich Draßdorf das Orgelpedal, ein Anderer: Christoph Denner das Clarinett erfunden, ein Dritter: Hans Mauschel der Posaune ihre verbesserte Form gegeben hat. M. v. die in Basel 1855 erschienene durch Inhalt wie anmuthigen Ton werthvolle kleine Schrift: Von dem Leben und den Werken des Meister Albrecht Dürer.

wie der Antheil am sächsischen und böhmischen Bergbaue, ihre reichsten Früchte trugen, verstattete sich der werkthätige Bürgersinn der Stadt kein Ausruhen in dem wohlbehaglichen Genusse seines äußeren Wohlstandes und seines schon erworbenen Ruhmes, sondern führte immer kräftiger und fleißiger, nach allen Richtungen hin, das geistig-leibliche Kunstwerk seiner Vollendung zu, als welches noch jetzt die alte, vormalige Reichsstadt vor den Augen der Nachwelt dasteht. Ein Kunstwerk, das im Allgemeinen unter der Zucht eines höheren Ernstes, in den Bauwerken seiner Kirchen wie in seinen geselligen Einrichtungen die Lust und Freude seiner Begründer an der Ehre ihres Gottes, so wie an innerem und äußerem Frieden und an haltbarer Ordnung bezeugt.

Mir war von meinem ersten Eintreten in diese neue Heimath recht heimathlich wohl darinnen zu Muthe, und gleich in den ersten Tagen gab ich mich dem Genusse ihrer eigenthümlichen Schönheiten hin. Der Bau und das Innere der alten Kaiser- oder Reichsveste erinnerte an Das, was Nürnberg durch sein treues Festhalten an dem einigen deutschen Reiche und seinem rechtmäßigen Oberhaupte; der Blick aber von dem Felsen der Burg auf die grünenden Felder, die weithin den sandigen Boden überkleideten, an Das, was die ehrenwerthe Stadt durch den anhaltenden Fleiß ihrer Bewohner geworden. Vor dem herrlichen Bau der Lorenzerkirche, verloren in das Anschauen seiner Thürme und des kunstreich bedeutungsvollen Portales, stand ich schon am ersten Tage in freudiger Bewunderung still, und bin da später oft gestanden, um an dem erhebenden Anblicke auszuruhen. Mit den Meistern der Kunst, welche ihren Lebensgang still, als genügsame, hochachtbare Bürger durch das vormalige Nürnberg machten: mit Wohlgemuth, Al-

brecht Dürer, Peter Vischer und Adam Kraft schloß ich gar bald, durch die öftere Betrachtung ihrer Werke, eine vertraute Bekanntschaft; ergötzte mich in Gesellschaft mit meinen lieben Begleiterinnen an dem Besehen der kunstreichen Brunnen, der freien Plätze und der Paläste von bürgerlich einfacher Bauart, darin die vormals mächtigen Geschlechter gewohnt hatten. Ich ließ mir das Haus des ehrenwerthen Meistersängers Hans Sachs zeigen; außen auf dem St. Johanniskirchhofe die Ruhestätte Albrecht Dürer's und manches seiner ebenbürtigen Mitbürger, hätte auch gerne die des Martin Schalling, eines meiner werthesten Lieblinge unter den Sängern des Liedes, gesehen, wenn einer der Lebenden der Stelle kundig gewesen wäre.

Aber dieser genußreiche Verkehr mit Denen, die vorüber gegangen und dahin waren, durfte mir und Henrietten jetzt nicht, so wie etwa einem hindurchreisenden Fremden, eine Hauptbeschäftigung des Tages sein; uns lag zunächst etwas Anderes, für uns Wichtigeres an: die Besitznahme eines eigenen Herdes sowie einer mitbürgerlichen Wirksamkeit und Stellung in der neuen Heimath.

Obgleich wir in den vorhergegangenen Jahren unserer gemeinsamen Pilgerschaft unser tägliches Brod immer zu rechter Zeit, wie die Vögel unter dem Himmel, bekommen hatten, ohne daß wir von einem Tag zum anderen gewisse Rechnung darauf machen konnten, that es uns doch recht wohl, daß uns von jetzt an, wie den Hündlein, die zu dem Haushalt eines wohlhabenden Mannes gehören, unser Brod als Arbeitslohn für immer zugesichert sein sollte. Meine jährliche Besoldung als Lehrer war zu 900 fl. festgestellt, dazu waren mir noch für die Geschäfte des Rektorates jährlich 100 fl., eine freie Wohnung und sechs Klaf-

tern Holz versprochen. Wie groß, wie reich erschien uns dieses Einkommen; wie erwünscht war namentlich meiner lieben Henriette die Aussicht auf die Besitznahme eines eigenen Hausstandes. Da war nun auf einmal die Sorgenlast von ihr genommen, die sie bisher so manchmal gedrückt hatte, wenn sie das Geld für den Hauszins und das Holz zur rechten Zeit herbeibringen sollte und wußte nicht, woher? Darum konnte sie es auch kaum erwarten, daß wir aus dem Gasthause hinaus unter unser eigenes Dach kämen. Denn all' unsere Güter und Bücher, Betten, Wäsche, Kleider und was sonst zu dem Unentbehrlichsten gehört, das ein Auswanderer mit sich in eine ferne, neue Heimath nehmen kann, waren schon vor uns, eben so glücklich als wir, durch das Kriegsgetümmel hindurch in Nürnberg angekommen, und standen zu unserem Gebrauche bereit im Wirthshaus zum grauen Wolf. Auch ich säumte nicht, gleich am anderen Tage die Anstalten zum baldigen Einzug in unsere Wohnung zu treffen, ging deshalb, was ohnehin meine Pflicht war, schon zeitig am Vormittage zu dem Manne, in dessen Hände damals die Sorge und Leitung des Kirchen- und Schulwesens der Stadt gelegt war. Dieser Mann war mir allerdings ein Bekannter aus früherer Zeit, obwohl nur vom Sehen, denn ich hatte ihn niemals gesprochen, es war Dr. Paulus, zu meiner Zeit Professor der Theologie in Jena, dann in Würzburg, später in Heidelberg. Er empfing mich höflich, kam alsbald auf den Plan des neu zu errichtenden Real-Institutes und seine Stellung zu dem Gymnasium zu sprechen, und schon in dem Verlaufe dieses ersten Gespräches wandelte mich das Gefühl an, als ob diesem, meinem neuen Vorstande weder an dem Real-Institute noch an mir und meiner Hierherberufung sonderlich viel gelegen wäre. Doch ließ er auf

mein Ansuchen seinen Sekretär, einen gesprächigen Mann, mit den Schlüsseln in der Hand zu unserer neuen Wohnung mich begleiten.

Henriette mit unserer Kleinen wartete unserer schon unten auf der Fleischbrücke, in deren Nähe Paulus wohnte, und sahen sich das Wasser der Pegnitz und die unserem Auge neue, seltsame Bauart der Häuser an, die zu beiden Seiten des Flusses standen. Wir folgten unserem Führer nach der künftigen eigenen Wohnung auf dem hinteren Aegidienplatze. Das Haus stand in einem Winkel zwischen zwei Pfarrhäusern, war, wie diese, von alterthümlicher Bauart, uns aber ein freundlich willkommener Anblick. Freilich war uns das Aussehen seines Inneren, im Vergleiche mit unsern Wohnungen in Altenburg, Freiberg und Dresden, etwas neu und unerwartet. Das bretterne Täfelwerk, das die Wände des geräumigen Wohnzimmers, so wie seine Decke überkleidete, und dessen ölfarbiger Anstrich vor Alter gar dunkel geworden war; der mächtig große, grüne Kachelofen; draußen in der Küche und in einigen der Kammern die runden Fensterscheiben erinnerten an die Einrichtungen einer Zeit, welche der Fremdling, der aus den modernen norddeutschen Städten herkam, fast nur noch aus Abbildungen kannte. Uebrigens entsprach Alles, was wir sahen, von den Oberböden unter dem Dache an, bis hinunter zu der Holzlege, dem Waschhause und dem Keller den Anforderungen der Bequemlichkeit. Und es fand sich dabei, als Zugabe, zur Belustigung der Augen, ein kleines Gärtchen hinter dem Hause, wo so eben die goldfarbenen Blüthen der Corneliuskirschen-Gesträuche im Scheine der Sonne prangten; am Hause ein alter Maulbeerbaum, dessen zahlreiche Blüthenknospen eine lang andauernde Ernte der süßen Früchte für den kommenden Sommer versprachen.

Nach dem Maaße der geringen Größe des Gärtchens standen in den Beeten die Zwergbäume der Birnen; zwischen dem Gärtchen und dem Hause lief unter diesem ein bedeckter Gang hin. Hier wie in dem Gärtchen sprang unsere kleine Tochter schon mit lautem Jubel herum und die Freude des Kindes weckte auch in uns Wohlgefallen und Freude auf.

Mir ist es, als gehörte die Beschreibung des guten alten Hauses hinter der St. Aegidienkirche so wesentlich in die Beschreibung meines Nürnberger Lebens hinein, daß ich diese gar nicht geben könnte, wenn ich nicht dabei jene als ein Bild der lebendigen Erinnerung vor Augen hätte. In der Weise, wie man es vormals nach den Regeln einer alten Merkekunst (Memnonik) gethan, wenn man, beim Auswendiglernen einer Rede, die Erinnerung an jeden einzelnen Satz derselben an das Phantasiebild eines Gegenstandes anknüpfte, der in dem wohlbekannten Wohnzimmer sich befand, und jene einzelnen Sätze nach der Aufeinanderfolge der Zimmergeräthschaften zu einem Ganzen verband. — Du liebes altes Haus, ist doch in dir, so wie ich noch jetzt dein Bild in der Seele fest halte, kein Winkel in dem schwarzgetäfelten Zimmer, in den Kammern und bis hinan auf den Oberboden, wo man durch einen Schubladen am Dachgiebel in die Tiefe des Sternenhimmels schauen konnte, bei dessen innerem Anschauen ich nicht an manche tief zu Herzen gehenden Schmerzen oder Freuden, so wie an manchen Gedanken erinnert würde, den man wohl im Leben der Zeit anfangen kann zu denken, nicht aber hinaus zu denken vermag. Daneben auch freilich an manche Stunde und manche That der Stunden, an die man sich ungern, wie an den Anblick eines schmutzigen Kehrwinkels, erinnern ließe, wenn nicht die tröstliche Erfahrung daneben ginge, daß es eine

gute Hand gab, die in diesen inneren Räumen Reinigung schaffte, Ordnung und Frieden.

Ich nahm aus der Hand unseres Führers dankbar die Schlüssel zu dem Hause, das jetzt, wir wußten nicht, auf wie lange, unser eigenes sein sollte. War es ein Vorgefühl wie jenes, das sie auf dem Bündlacher Berge ergriff, welches meine liebe Henriette auf unserem Nachhausewege so ernst stimmte oder war es ein anderer Gedanke, ich weiß es nicht. Doch auch ich schwieg und erging mich in dem Labyrinth der unnützen Sorgen über die äußeren, mir noch ganz unbekannten Pflichten und Stellungen meines amtlichen Berufes; ein Labyrinth, das zwar auch klein an Umfang, zugleich aber von viel minder behaglicher Art war, als das Labyrinth im Garten des Pegnesischen Blumenordens, dessen Mitglied auch ich in späterer Zeit, so wie mein Freund Jean Paul Richter geworden.

Wir ließen uns beide nicht lange Zeit zum stillen Nachsinnen, das ohnehin durch unsere Kleine vielfach durch lautes Hineineinsprechen in uns unterbrochen wurde, sondern begaben uns sogleich an das Werk der Vorbereitungen zum Einzuge bei dem eigenen Herde. Abermals, wie uns dieses auf unserem bisherigen Lebenswege und bei seinen Wechselstationen so oft geschehen war, kam uns hier ein fremdes Wohlwollen hülfreich entgegen. Einer unter meinen nächsten Kollegen am Realinstitute, der in seiner Vaterstadt Nürnberg schon seit längerer Zeit als wohlverdienter Lehrer gewirkt hatte: Professor W o l f suchte mich, sobald er von meiner Ankunft gehört hatte, schon am zweiten Tage nach dieser auf; er und seine gute, liebevolle Frau kamen uns mit dienstwilliger Freundlichkeit entgegen und standen uns überall mit Rath und That zur Seite. Ich denke mit herzlicher Dankbarkeit an alles Das, was diese Freunde bei dem er-

sten Eintreten in eine neue Welt der mitbürgerlichen Verhältnisse für uns thaten; meine Henriette wäre wie eine Verirrte in der unbekannten großen Stadt kaum nach mehreren Wochen mit Dem zu Stande gekommen, was sie unter der Führung und dem Beistande der Freundin in wenig Tagen vollendete. Denn schon am Sonnabend war das leere Haus mit Allem, was in die Zimmer und die Küche gehörte, versorgt, und für unseren Einzug zubereitet. Bei den vielerlei nöthigen Anschaffungen kam meiner sorgsamen Hausfrau Das sehr zu statten, was sie vom Einkommen des letzten Jahres in Dresden erspart hatte; auf ihrer guten Hand ruhete ein Segen, dessen Kraft und weit ausreichende Wirksamkeit mir oft unbegreiflich war.

Sonnabend den 25. März, am Festtage von Mariä Verkündigung, schon zeitig am Vormittag, fanden wir uns im ruhigen Besitze des eigenen Obdaches. Nach der damals noch aus alter Zeit bestehenden frommen Sitte blies der Thürmer vom Laufer Schlagthurme die Melodie eines, zu dieser vorösterlichen Zeit sich eignenden Passionsliedes; es kam uns vor wie ein Gruß des Friedens zum glücklichen Abschlusse unserer bisherigen, zum Theil sorgenvollen Wanderschaft. Und als am Abende der Mond so hell in unser Zimmer hereinschien und um 9 Uhr die Glocken von den Thürmen der Stadt es verkündeten, daß die Mühe des Tages und der ganzen Woche ein Ende habe, da gaben wir uns einem inneren Ausruhen der Gedanken und des Gemüthes hin, welches bekräftigender war und lieblicher als das Ausruhen der Glieder.

Ich hatte schon in der ersten Woche manche mir nothwendig scheinende Besuche und mehrere Bekanntschaften gemacht, die für mein späteres Leben und Wirken in Nürnberg von bedeutenden Folgen waren. Dr. Wolf, der erste

unter diesen neuen Bekannten, war mir nicht nur durch sein freundliches Entgegenkommen werth geworden, sondern ich lernte in ihm bald einen Mann kennen, zu dem mich neben dem gemeinsamen, äußeren Berufe auch der eigene, meiner natürlichen Gaben und vorherrschenden Neigung hinzog. Er war in der Naturgeschichte, namentlich in der Kunde des Thier- und Pflanzenreiches, als fleißiger Sammler und Beobachter sehr wohl begründet; mit einer damals seltenen Geschicklichkeit der Hand hatte er, namentlich bei den Vögeln, in seiner reichen Privatsammlung den natürlichen Ausdruck des Lebens so trefflich aufgefaßt, daß sie selbst die Anforderungen eines Meisters im Beobachten und Darstellen, wie Leonhard Frisch es gewesen, befriedigt haben würden. Wenn ich nicht irre, war es bereits in dieser ersten Woche, daß ich als theilnehmender Gast in den naturforschenden Verein eingeführt wurde, der sich schon seit längerer Zeit in der Stadt gebildet hatte, und in welchem ich bald nachher als thätiges Mitglied Aufnahme fand. Unter den ehrenwerthen Männern, welche zu dieser Zeit zu dem Vereine gehörten, war als Naturforscher der bedeutendste: J. Jak. Sturm, dessen Name schon damals von allen Freunden der Wissenschaft weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus mit Achtung genannt wurde. Denn Sturm, wie sein berühmter Vorgänger und Landsmann Rösel von Rosenhoff, war nicht blos nach seltenem Umfange ein gründlicher Kenner und treuer Beobachter des Pflanzen- und Thierreiches, sondern zugleich ein Meister im Darstellen ihrer Formen im feststehenden Bild und begleitenden Wort. Seine nachgelassenen Kupferwerke, so wie seine Sammlungen, die durch den Fleiß seiner Söhne fortwährend im Wachsthum begriffen sind, geben noch jetzt ein Zeugniß für die Gaben und die Be-

rufstreue dieses von der Natur selber zum Abspiegeln ihrer Werke zubereiteten Mannes.

Der gelehrteste von allen Theilnehmern an dem Vereine und durch seine Gelehrsamkeit, sowie vielfache Belesenheit, ein Orakel für die Anderen, war Dr. Osterhausen. Dieser brauchte nicht in seiner großen, kostbaren Bibliothek Das nachzuschlagen, was die Schriftsteller des klassischen Alterthums oder des Mittelalters über einzelne, durch ihre Eigenschaften ausgezeichneten Pflanzen, oder über die ihnen bekannten Thiere und Steine gesagt hatten, sondern er trug das Meiste davon in dem sicheren Schatze seines Gedächtnisses. Bei diesem seinem seltenen Wissen war der Mann so bescheiden, daß er selber nicht zu wissen schien, wie so viel er wisse; ein geschickter Arzt und theilnehmender Freund der Kranken und Hülfsbedürftigen, der sich auch mir und den Meinigen bei jeder Gelegenheit als ein solcher erwiesen.

Ich gedenke gern der Bekanntschaft und des gesellschaftlichen Zusammenwirkens mit diesen Männern, denen noch mehrere andere verbunden waren, denn für mich ist die Aufnahme in den sonst weniger beachteten Verein der Naturforscher zu Nürnberg von wichtigeren Folgen gewesen, als es die Ernennung zum Mitgliede einer der weltberühmtesten Akademieen der Wissenschaft hätte sein können. Es konnte mir ein Vorzeichen für den glücklichen Fortgang zu dem Ziele meines äußeren Lebensberufes sein, das mir damals mehr als sonst jemals in unerreichbare Ferne hinweggerückt schien. Denn das Lehramt, das mir vorerst aufgetragen war, so wie die Geschäfte des Rektorates versprachen mir für den wissenschaftlichen Verkehr mit der Natur, dahin eine unabweisbare Neigung mich zog, nur wenig freie Stunden; was ich so gern als tägliche Nah=

rung meines geistigen Bedürfnisses genossen hätte, das schien mir nur, wie im Vorübergehen zu kosten erlaubt. Und dennoch war es mir gut, daß es so kam. Mein allzu hochfahrendes Begehren nach einem Wissen und Erkennen, das, wie von einem Luftschiffe aus, das große Ganze der sichtbaren Natur überschauen und erfassen wollte, mußte in die nöthigen, bescheidenen Gränzen zurückgeführt werden. — Ich sollte mich begnügen lernen, ein Lehrling zu sein, der an dem aufmerksamen, gründlichen Betrachten der Elemente der Naturkenntniß seine Lust findet, nicht mehr in Höhen mich versteigen wollen, für deren Durchflug meine wächsernen Flügel nicht geeignet waren (S. 193).

Mit den vorhingenannten Naturforschern zugleich und durch dieselben lernte ich nicht nur die lebende Natur um Nürnberg, sondern eine andere lebende Natur kennen, auf deren Boden Blüthen von noch anderer Art gefunden wurden als die Zonen der Erde hervorbringen, und in der sich wie im klaren Wasser eines Gebirgsees über den Lichtern des sichtbaren Sternenhimmels noch die Lichter eines anderen Himmels spiegelten. Die Menschennatur, welche ich hier meine, war der geistvolle Albino Dr. G. T. Ludw. Sachs aus Kärnthen, dessen Namen ich auch in m. Gesch. d. Seele vierte Aufl. §. 27 II. S. 100 genannt habe. Er war schon frühe aus seinem Geburtslande nach Nürnberg gekommen, hier unter der Pflege eines Verwandten, eines Mitgliedes unseres naturwissenschaftlichen Vereines, erwachsen, an der Universität Altdorf gebildet. Damals ein 23jähriger Jüngling, schloß er sich mit zutraulicher Liebe an mich an; mir that sich sein ganzes Herz mit einer Fülle der Gaben auf, die wohl nur Wenige kannten, denn er trug sie nie zur Schau; wie er sie in der Stille gesammelt, so genoß er sie auch in der Stille, war jedoch da, wo es Frucht

zu schaffen diente, namentlich in seinem späteren Berufe als Universitätslehrer in Erlangen, eifrig bemüht, auch Anderen davon mitzutheilen. Er bezeugte namentlich eine feurige Liebe zur Sternkunde und wir belehrten uns hier gegenseitig. In dem Gebiete jedoch einer höheren Himmelskunde konnte mir dieses kindlich fromme Gemüth Lehrer und Vorbild sein. Mit ihm bin ich bis zu seinem Tode, im J. 1814, in beständigem Verkehre geblieben. Er war es auch, der mir den später so berühmt gewordenen Reisenden und Botaniker Martius, der damals noch Student in Erlangen war, zuführte, von welchem ich als von meinem ehrenwerthen Kollegen in München noch später reden werde.

Die beiden Männer, auf deren Bekanntschaft und Umgang ich mich am meisten freute, waren meine beiden Mitlehrer am Real-Institute, J. Arnold Kanne*) und J. Wilhelm Pfaff. Der Letztere, bis dahin Professor in Dorpat, kam erst später, Kanne war schon einige Tage vor mir nach Nürnberg gekommen; hatte aber daselbst nach seiner Weise so still und zurückgezogen in seinem Zimmer gelebt, daß weder er etwas von mir noch ich von ihm erfuhr. Eines Tages war er während meiner Abwesenheit vom Hause dagewesen; ich fand seine Karte. Ich suchte ihn sogleich auf. Was dieser merkwürdige Mann schon damals als Schriftsteller und Gelehrter gewesen und geleistet, das war in weiten Kreisen bekannt, ich begrüßte ihn, als meinen künftigen Kollegen, mit herzlicher Achtung. Wir haben in Nürnberg, so wie später in Erlangen, zusammengelebt, und ich werde im weiteren Verlaufe dieser

*) „Der geniale Alterthumsforscher", wie ihn Schelling mir als einen künftigen Kollegen angekündigt hatte.

meiner Lebensgeschichte in dankbarer Liebe Dessen gedenken, was dieser kräftige, ernste, treumeinende Mensch mir auf dem Wege meiner inneren Entwickelung geworden. Die natürliche Kraft war auch später bei ihm dieselbe geblieben; in ihrem Wirken aber hatte sie eine andere Richtung genommen, und die Weise, in welcher sie sich kund gab, war nicht dieselbe geblieben. Ich aber möchte den mir werthen Freund gerne so schildern, wie er mir bei dem ersten persönlichen Begegnen erschien.

Eine seltsame und dabei höchst anziehende Persönlichkeit. Er stand auf von seinem Schreibtische, als ich meinen Namen nannte, trat in einer Haltung und mit einem forschenden Blicke mir entgegen, wie ein Soldat, der in Zeiten des Krieges auf einem Gränzposten zur Wache steht und einen vorübergehenden Fremden, fast ohne den Gruß zu erwidern, scharf in's Auge faßt. Und dennoch lag im Ausdrucke dieser Augen Etwas, das nicht bloß Achtung gebot, sondern zugleich Zutrauen erweckte. Was anders konnte der Inhalt unseres ersten Gespräches sein als das Eine, was uns hier in Nürnberg zusammenführte und was uns jetzt beiden am nächsten anlag: der vorgeschriebene Lehrplan des neuzubegründenden Realgymnasiums, so wie unsere Aufgabe bei demselben. Wir hatten diesen Plan nicht gemacht, man wird es uns nach jenem gewohnten Wege, den wir beide in unserer wissenschaftlichen Bildung genommen hatten, nicht verargen, daß wir gegen seine Ausführbarkeit schon damals manches Bedenken hatten. Ich selber habe später bei mehreren Gelegenheiten öffentlich es ausgesprochen, wie wesentlich nothwendig mir das Studium der alten Sprachen, die vertraute Bekanntschaft mit den Werken des klassischen Alterthums als Grundlage der

höheren wissenschaftlichen: der gelehrten Bildung erscheine*). Unser Realgymnasium sollte seine Zöglinge zu künftigen Gelehrten bilden, sollte sie zum Uebertritte an die Universität befähigen und das eigentliche universelle Element einer solchen Bildung war aus seinem Lehrplane gänzlich ausgeschlossen. Wie sollte, fragte Kanne, der künftige Naturforscher auch nur zu einer Fertigkeit im Verständnisse der wissenschaftlichen Namen der Naturkörper gelangen können, ohne wenigstens der lateinischen Sprache bis zu einem gewissen Maaße mächtig zu sein. Auf der Universität habe er andere Dinge zu lernen und zu treiben als die Elemente der Schulbildung. Ich selber, das fühlte ich erst später seinem ganzen Gewichte nach, hatte dabei als Direktor die schwierigste Aufgabe; ich vor Allen mußte den uns vorgezeichneten Lehrplan festhalten, ihn zum Besten unserer Zöglinge fruchtbar zu machen und öffentlich zu vertreten suchen. Dennoch hielt ich mit Achtung an dem Grundgedanken fest, von welchem man, wie mir Schelling schrieb, bei der Errichtung der Realgymnasien ausgegangen war, davon ich nachher reden werde.

Ich sah seit dieser ersten Bekanntschaft den ehrenwerthen Kollegen täglich und wir wurdrn bald ganz mit einander vertraut. Neben der Fülle von Kenntnissen und merkwürdigen Erfahrungen stand dem Kanne eine seltene Gabe des Witzes zu Gebote. Er konnte allerdings in seinen Urtheilen zuweilen so boshaft witzig sein, wie eine englische Zeitung, aber es war dennoch zugleich mehr Gerechtigkeit und Wahrheit darin, als in der Regel die englische Presse kund gibt, und zwischen den Blitzen seines

*) M. v. in meiner Geschichte der Seele den §. „die Erziehung zum Wissen" (in der 4. Aufl. der 67te. Bd. II. S. 830).

Humors brach öfters schon jener milde, wohlthuende Sonnenschein hervor, welcher in späterer Zeit seinem Wesen die herrschende Stimmung gab.

Namentlich fand ich ihn am Vorabende vor Ostern in einer solchen Stimmung, die wohl von einem Briefe aus lieber Hand hervorgerufen sein mochte. Wir sollten, sagte er, heute auch, wie etwa Hans Sachs und Albrecht Dürer in solcher festlichen Zeit es gethan, ein Glas Wein zusammentrinken. Was er mir aber in seinem heutigen, vertraulichen Gespräche mittheilte, das war mir mehr werth als der beste Wein; es war ein kurzer Inbegriff der höchst merkwürdigen Geschichte seines Lebens. Kanne war nur um sieben Jahre älter als ich, hatte aber siebenmal mehr auf der Welt erfahren und gethan als ich. Was hatte dieser Mensch doch schon alles erlebt und was war er alles schon gewesen! Als Jüngling bereits ein geachteter Schriftsteller und Theolog, dann österreichischer Soldat und abermals Schriftsteller, hierauf (im J. 1806) Soldat in preußischen Diensten, französischer Kriegsgefangener und Bettler, später noch einmal österreichischer Soldat und schwer Kranker zu Linz. Hier, wo seine äußere Noth ihr höchstes Maaß erreichte, war es, wo ein Zeitungsblatt, das sich, wie man zu sagen pflegt, „zufällig" in die Hände, gerade des rechten Lesers verirrt hatte, seinem Leben auf einmal eine neue, glückliche Wendung gab. Zunächst verschaffte ihm das Blatt die beste Pflege. Und als er, von Fleisch und Brod und Wein gestärkt, mit dem nöthigen Reisegelde in der Tasche an seinem Stabe herausgeschlichen kam nach Bayern, da gingen ihm drei Glückssterne, einer aus weiter Ferne, zwei in der Nähe, zugleich auf. Der aus der Ferne, das war der vorläufige Antrag einer Professur in Moskau, auf den er wohl sogleich würde eingegangen sein, wenn nicht an

der zweiten Aussicht, die man ihm zu der Anstellung in Nürnberg eröffnet hatte, eine dritte: die auf die Hand einer ihm seit mehreren Jahren sehr lieben Jungfrau verbunden gewesen wäre.

Ich will dieser kurzen Inhaltsanzeige der Erzählung meines Freundes hier nur einige wenige erläuternde Worte beifügen. Freilich mit anderer Färbung, als er wohl später gethan haben würde, aber mit unübertreffbarer Lebendigkeit schilderte er mir, wie er in den Schulen seiner Vaterstadt oftmals die Kinderspeise und Jünglingskost der gelehrten Bildung mit einer solchen unersättlichen Begierde zu sich genommen habe, daß er davon freilich zur Bewunderung Aller, die ihn kannten, aufgedunsen, zugleich aber auch recht übersatt davon geworden sei. Er habe gemeint die Theologie solle ihm neuen Appetit machen, sei deshalb nach Göttingen gegangen, dort aber bald wieder, durch die überwiegende Anziehungskraft des berühmten Heyne, zur Philologie hingeführt worden, weil er darin das beste Zeug gefunden, um seinem Genie einen recht glänzenden Prunkrock daraus zu machen, während sein Leib, nothgedrungen, in ziemlich abgetragenem Rocke einherging. Er habe auch zum Schneidern jenes Stoffes so viel Lust und Geschick bewiesen, daß Heyne ein besonderes Wohlgefallen an ihm gefunden, und daß er selber schon in Göttingen, mit, so wie ohne seinen Namen, mehrmals mit seinen philologischen sowie archäologischen Schneiderarbeiten öffentlich zu Markte gezogen. Er habe jedoch das viele Sitzen bei schlechter Kost — denn bei seiner Schneiderei sei nicht viel herausgekommen — nicht länger vertragen können, habe deshalb im J. 1805 seinen abgetragenen Tuchrock gegen einen österreichischen, gemeinen Soldatenrock umgetauscht und sei mit dem kaiserlichen Heere gegen die „große Armee“ des Napoleon zu Felde gezogen.

Als man sich jedoch bald aus dem Felde nach den Hütten des Friedens gewendet habe, habe auch er sich geneigt finden lassen, mit Plato, mit Aristoteles und ihrer großen Armee wieder Frieden zu schließen. Gute Freunde kauften ihn los, er schrieb in Würzburg seine „neue Darstellung der Mythologie der Griechen und Römer", auch, wie im Schritte des Eilmarsches, den er bei den vielen von ihm mitgemachten Retiraden gelernt habe, seine „älteste Urkunde der Geschichte", welche jedoch die damalige Censur drei Jahre lang in ihrem mütterlichen Schooße behalten habe. Von Würzburg sei er nach Jena, von da nach Berlin gegangen, um ein kleines Manuskript, das er für goldeswerth gehalten, bei einem geneigten Buchhändler zu versilbern. Es war im Frühjahre 1806; Preußen rüstete sich schon gegen Napoleon; an dem Fenster seines kleinen Zimmers im Wirthshause hörte er Musik und Trommel, sah die Preußen prächtig aufmarschiren, bei denen die Köpfe und Herzen so warm waren, während es ihn in seinem ungeheizten Zimmer fror. Da nahm er sein Manuskript, steckte es in den Windofen, zündete es an und nachdem er ein wenig sich daran gewärmt hatte, ging er zum Kommando eines Infanterieregimentes und meldete sich zum Anwerben. Der Offizier, bei dem dieses geschah, war ein Mann von Bildung und wackerer Gesinnung. Nachdem er vernommen, wer und woher der kriegslustige, junge Mann sei, nahm er ihn bei Seite, fragte ihn, ob er vielleicht nur aus Geldnoth nach der Trommel und dem Kommißbrod Verlangen trage? — Kanne, mit heiterer Miene, zog seinen Beutel, darin sich neben den kleinen Silbermünzen auch noch ein Goldstückchen fand, zeigte das dem freundlichen Offizier und versicherte ihn, daß ein Mensch seiner Art, so lange er noch so viel Geld habe, an keine Noth denke. — Oder

ist es, fragte jener weiter, eine unglückliche Liebe, die Sie zu Ihrem jetzigen Schritte treibt? — Zum recht ernstlichen Verlieben, sagte Kanne, habe ich noch niemals Zeit gehabt.

„So war ich denn, erzählte mein Freund weiter, zum zweiten Male Soldat geworden, diesmal im preußischen Heere, das gegen Napoleon zu Felde zog. Anfangs, so lange ich in der Nähe des Offiziers blieb, der mir so freundlich gewogen war, erging es mir sehr gut und auch später erträglich; ich habe an verschiedenen Orten meine Kugeln gegen die Franzosen abgeschossen, auch den Säbel gezogen, gerieth aber zuletzt hinter den Festungsmauern in französische Gefangenschaft. Da ist mir's nun freilich sehr schlecht ergangen. Früher hatte ich freilich manchen schmalen Bissen, doch in allen Ehren, genossen und je leichter die Kost, desto leichter war auch der Schlaf gewesen. In der französischen Gefangenschaft hatte ich, unter Spott und Verachtung, oftmals keinen Bissen zu essen, und an Schlaf, außen im winterlich kalten Felde, war auch nur selten zu denken. Während unsere Treiber ritten, mußten wir Gefangene bei Tag wie bei Nacht und Nebel zu Fuß neben den Pferden herlaufen. Doch verstanden die Franzosen auch zuweilen einen guten Spaß, der mir bei Gelegenheit einen guten Trunk und Bissen eintrug, und zuletzt machte ich mir den Spaß, ihnen einmal bei Nacht und Nebel davon zu laufen. In meinem grauen Kittel, den sie mir angezogen, gab es zwar Taschen, in diesen aber keinen Heller Geld und keinen Bissen Brod. Die Bauern in einem Dorfe, das seitwärts von der Straße im Walde lag, gaben mir von ihrem Brod zu essen; bei einem Dorfbarbier, der sich einen halben Gelehrten dünkte, habe ich auch etliche Rasttage gehalten. Ich sah jetzt, daß man sich auch mit Bet=

teln durch die Welt bringen kann; Geld nahm ich auf meiner langen Weiterreise nicht an, Brod aber und Kartoffeln, sowie etwas Uebergebliebenes vom Essen, nahm ich gerne. In Meiningen ließ ich mir aber dennoch von Einem, der meinen Namen kannte, ein kleines Darlehen reichen, kam jedoch damit nur bis Hildburghausen. Dort ließ ich mich abermals zum österreichischen Soldaten anwerben und zwar in der Hoffnung, daß ich da vorerst keine so strengen Märsche machen müsse, als mit den französischen Reitern, auch nicht so hungern dürfe. Und so war es auch, doch ging mein Marsch diesmal nicht in's Feld gegen die Franzosen, sondern gegen einen noch schlimmeren Feind. Ich wurde nach einiger Zeit schwer krank, kam zu Linz in's Hospital, mußte da im Fieber viele Rasttage halten, ohne sie zu zählen, weil ich nur selten so viel bei Sinnen war, daß ich die Tage von den Nächten unterscheiden konnte. Sprach doch auch das alte Weib, das mir die Arznei reichte, die ich kaum noch mit dem Löffel zum Munde führen konnte, „für den wird man auch nicht oft mehr eine Suppe kochen dürfen". Endlich ging es langsam wieder der Besserung zu und ich hatte manchmal ein heimliches Verlangen nach anderer Kost und Pflege als nach der im Krankenhause und auf dem Krankenbette. Und was geschieht da! Meine „älteste Urkunde" war gerade um jene Zeit aus dem verschlossenen Mutterschooße der Censur hervorgegangen, hatte auch bald nach ihrer Ausgeburt einen recht freundlichen Beurtheiler in einer Literaturzeitung gefunden. Das Blatt hatte einer von den geistlichen Herren im Kloster des Spitales, ich meine, er hieß der Pater Anselmus, gelesen. Es war ein unterrichteter Mann, mit dem ich mich, seitdem ich wieder zu sprechen anfing, öfters gern unterhalten hatte. Johann Arnold

Kanne, so sagte derselbe bei Tische zu seinen Amtsbrüdern, heißt der, welcher das Buch geschrieben hat? das hier in der Literaturzeitung so gelobt wird. Bei uns im Krankenhause liegt ein Soldat, der auch so heißt, und aus dessen eigenem Munde ich es weiß, daß er viel studirt hat. Sollte das derselbe sein? Gelehrt und gescheit, um ein Buch zu schreiben, scheint er mir genug zu sein, auch ist er über die Studentenjahre längst hinaus."

„Meine Geschichte, so wie unsere Flasche Wein, ist jetzt zu Ende und ich wollte, beide wären besser gewesen als sie waren. Ich gebe nun noch die letzten Tropfen der Neige. Als die geistlichen Herren in Linz von mir erfuhren, daß ich wirklich der Verfasser des belobten Buches sei, da erwiesen sie mir gar viele Achtung und ließen mir aus Küche und Keller, so weit der Arzt es erlaubte, so gute Kost und Pflege zukommen, als ich seit vielen Jahren nicht genossen. Ich durfte mich bei ihnen vollkommen nach meinen Kriegs- und Bettler-Strapatzen erholen. Meine Freunde hatten seit langer Zeit nichts von mir gewußt. Ich schrieb jetzt an den nächsten von ihnen, an Adolf Wagner in Leipzig, dieser schrieb an Jean Paul, welcher an mehreren meiner Schriften *) ein Wohlgefallen gefunden hatte; Jean Paul schrieb an den Präsidenten Fr. Jacobi in München, der mich mit Beihülfe der freundlichen geistlichen Herren in Linz ohne große Schwierigkeit vom Soldatendienste loskaufte. Ich war jetzt des Wanderns satt, mochte deshalb von einem Zuge nach Moskau, wohin ich hätte kommen können, nichts wissen, halte mich nun an die spießbürgerlichen Realien, stehe sogar halb und halb im Begriffe, nicht nur ein Mann

*) Vor allen an den Blättern von Aleph bis Kuph.

nach der Welt, sondern sogar ein Ehemann zu werden. Denn gerade heute, am 1. April *), wo wir laut unserem Anstellungsdekrete am Nürnberger Realgymnasium in Amt und Sold treten, kündigt mir ein Brief von Bayreuth an, daß sich mir eine mehrjährige schöne Liebschaft aus der Idealität der Wünsche und Hoffnungen zur Realität der Erfüllung hinneige."

In dieser Weise sprach sich mein Freund Kanne damals aus. Uns beiden aber sollte später eine Erfüllung noch anderer in uns aufkeimender Wünsche zu Theil werden, als die eines äußeren, erdenpilgerlichen Glückes sind.

In meinem Hause wurde das Osterfest still und frohen Muthes gefeiert. Kanne war uns kein Fremder mehr; er war uns ein vertraulicher Hausfreund geworden, der uns das Dunkel, welches über der nächsten Zukunft lag, nicht wenig erheiterte.

Gleich nach dem Osterfeste begannen bei mir die Anmeldungen der Schüler für den Eintritt in unsere, bis jetzt nur erst auf dem Papiere bestehende Lehranstalt. Und bei dieser Gelegenheit ist mir abermals etwas begegnet, das sich in der Geschichte meines inneren wie äußeren Lebens öfters wiederholt hat: es wurde mir auf dem Wege meiner neuen Wirksamkeit ein Vorzeichen von ähnlich tröstlicher Bedeutung gegeben, wie es das Erscheinen des Wendekreisvogels (Phaëton aethereus) für den Seefahrer ist, welcher nach der von ihm noch nie gesehenen heißen Zone hinsteuert. Der erste Schüler, der mir durch seine Mutter zugeführt wurde, war ein etwa zwölfjähriger Knabe, der schon in dem vielversprechenden Ausdrucke seines Angesichtes einen Empfehlungsbrief an sich trug, welchen Jeder, dem

---

*) Ostern fiel in jenem Jahre auf den 2. April.

der Sinn dieser Schrift nicht unbekannt war, mit Vergnügen lesen mußte. Dieser mein erster Schüler ist mir in dem späteren Verlaufe meines Lebens bis zu meinem jetzigen Greisenalter der vertrauteste und nächste geworden und geblieben, und ich werde seiner im Verlaufe dieser Berichte über mich und Andere noch öfter gedenken. Es ist Andreas Wagner, der ehrenwerthe, gründliche Kenner und Beschreiber der jetzt lebenden Thierwelt, so wie ihrer vorgeschichtlichen aus dem Reiche des Lebens verschwundenen Formen; der treue Forscher der ältesten in den Felsenwerken der Erdveste vor Augen liegenden, wie der geoffenbarten Urkunde *). So klein und jung auch dieses erste Stämmchen unserer neuen Pflanzschule vor mir stand, hatte ich dennoch sogleich eine ganz besondere Freude daran, denn das Gespräch mit dem treuherzigen Knaben ließ mich in ihm einen künftigen Schüler erkennen, wie ich mir viele gewünscht hätte. Und bald fanden sich nun mehrere Jünglinge und Knaben bei mir ein, welche der Aufnahme in unser Real-Institut begehrten; unter ihnen Söhne aus manchem in der Geschichte von Nürnberg ruhmwürdig dastehenden Geschlechte der alten Patrizier, so wie der durch Bildung, durch äußeren Wohlstand und Gesinnung hochachtbarsten Bürger der Stadt.

Die Eröffnung unserer Schule war auf den 17. April, den Montag der dritten Woche nach Ostern, festgesetzt. Ich sollte sie mit einer Rede beginnen. Man hatte in mir die Erwartung erregt, daß sich bei dieser feierlichen Gelegenheit eine große Anzahl von Zuhörern aus allen Ständen

---

*) Ich erinnere hier nur an seine Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichtes.

einfinden werde. Diesen sollte ich, so schien es mir, Rechenschaft geben über die eigentliche Aufgabe und Bestimmung der Real-Institute, und zugleich müsse ich, als Lehrer der Philosophie an der Anstalt, auch Das zur Sprache bringen, was mir als Hauptziel meines Unterrichtes vor Augen schwebe. Ich hielt mich hierbei mehr an Das, was Schelling mir über jene allgemeine wie über die besondere Aufgabe geschrieben hatte *), als an den mir erst hier in Nürnberg mitgetheilten Unterrichtsplan. Ich wollte jedoch in

*) Schelling schrieb mir in dem Briefe vom 27. Okt. 1808 (m. v. S. 252): „Um Sie ganz au fait meines Antrages zu setzen, bemerke ich, daß auf Niethammer's Vorschlag in Baiern, neben den Gymnasien, wo die alte, streng philologische Zucht wieder eingeführt wird, zwei polytechnische Schulen, oder, wie man sie zu nennen gedenkt, Real-Institute (zu Nürnberg und Augsburg) errichtet werden sollen, bestimmt zur Bildung solcher Köpfe, die für Natur und Kunstideen unmittelbares, treibendes Talent haben: für künftige Chemiker, Physiker, Naturforscher überhaupt und Künstler. — — Dadurch, daß diese Schulen den (freilich nothwendigen) Gymnasial-Pedantismus in gewissem Betracht entgegengesetzt sind, werden sie schon von selbst ein freieres, höheres Leben gewinnen. Der Lehrer philosophischer Wissenschaft insbesondere hat den Beruf, dem etwaigen Mechanismus und Atomismus des übrigen Studiums entgegen zu wirken — und wer könnte zu diesem Zwecke trefflicher erfunden werden als Sie? Das andere Fach, das Sie übernehmen müßten, deutsche klassische Literatur, kann Ihnen, der so viel in Poesie, selbst erotischer, gelebt hat, nicht unerwünscht sein, um so mehr, da die Art der Behandlung ganz Ihrem Ermessen überlassen, und Ihnen sogar freistehen soll, dieses Fach mit dem der Philosophie in Eins zu ziehen.“

meiner Rede zunächst ausgehen von dem Gedanken, der mich damals ohne Aufhören beschäftigte, von dem Gedanken: wie man in einer Bildungsanstalt, welche den Rang einer gelehrten Schule, gleich den Gymnasien, haben sollte, und aus deren Lehrplane dennoch das Hauptelement der gelehrten Bildung, das Studium der alten Sprachen ausgeschlossen sei, diesen Mangel durch ein gründliches Erfassen des Geistes und der Kraft der edlen, deutschen Muttersprache und durch die Bekanntschaft mit ihrer Literatur erstatten könne. Aber ich gestehe es mit Beschämung, es erging mir bei dem Entwerfen des Planes meiner Rede, wie es zuweilen beim Garnabwickeln zu geschehen pflegt, wenn man ein unrechtes Ende anfaßt, dessen Faden in die Tiefe der gesammten Fädenmasse hinein verschlungen ist. Anstatt nach dem Maaße meiner Kräfte in der Weise wie Fichte*) von der hohen Bedeutung dieser edlen deutschen Sprache unter den anderen neueren Sprachen zu reden oder etwas über die ältesten bekannten Werke der deutschen Literatur zu sagen, mit denen ich nicht unbekannt war, nahm ich mir vor, in meinem Eingange von dem Ursprunge der Menschensprache überhaupt zu reden. Statt, wie ich erwartet hatte, einem geräumigen Saale, war uns zur Feier der Eröffnung unserer Schule ein Unterrichtszimmer im Gebäude des Gymnasiums angewiesen. Es waren ziemlich viele Zuhörer da, keiner aber von denen, die ich erwartet hatte, selbst der Vorstand der Lehranstalten: Paulus war nicht gekommen, ich stand da mitten im Gedränge meist von Knaben, zu denen sich aus Neugier einige Erwachsene gesellt hatten. Ich faßte meinen „gelehrten" Faden an, ließ ihn jedoch im Hinblick auf die bunte Schaar der Hö-

*) In seinen Reden an die deutsche Nation (1808).

rer und ihrer über mein ihnen unverständliches Gerede verwunderten Mienen bald wieder fahren, und gerieth, von meinem hohen Pferde herab auf mein hölzernes Steckenpferd: auf die Schilderung solcher Seelenzustände, in denen — wie im Somnambulismus — der Grund, in welchem die Menschensprache wurzelt, und aus dem sie ihre Kräfte empfängt, recht deutlich vor Augen tritt. Ziemlich verlegen über diese mir selbst mißfällige Wendung, welche meine Antrittsrede genommen hatte, schloß ich dieselbe und flüchtete mich mit der abziehenden Schaar hinaus in's Freie in der Hoffnung, daß die Fortsetzung besser gerathen solle, als der Anfang, welcher freilich wohl, unter anderen äußeren Umständen, auch ein anderer hätte sein können, als er geworden war.

Wie mir bei dem Eintritte in meinen Amtsberuf, hätte es meinem lieben Freunde Kanne bald nachher bei seinem Eintritte in den heiligen Ehestand ergehen können. Die Hochzeit wurde recht fröhlich in meinem Hause gefeiert, und ein berühmter, geistreich unterhaltender Gast, Hegel, damals Rektor am Nürnberger Gymnasium, war zugegen. Aber den Bräutigam hatte dabei eine seltsame Unruhe ergriffen; er war noch vor Abend von seiner Braut davon, und nach Würzburg gelaufen, ohne sich auf dem ganzen Wege Zeit zum Ausruhen zu lassen. Ein seltsam, überkräftiger Geist, der in dem äußerlichen Treiben des Lebens vergeblich nach einem Ruhepunkte suchte, der sein mächtiges Sehnen tragen konnte, bis er Das, was er suchte, in der friedlichen Stille des inneren Lebens fand. Joh. Jac. Wagner in Würzburg hielt in freundlich ernster Weise den Flüchtling in seinem Laufe, der, wer weiß, wohin? gerichtet war, auf, er kehrte reuig zurück; fand Vergebung bei der beleidigten Braut, und in dem Ehestande wie in

seinen hausväterlichen Pflichten, ein Feld, das für ihn mit einem Pallisadenzaune umgeben war, über den er weiter nicht mehr hinaus sprang. Wir hatten zwar beide unseren Anfang nicht bei dem rechten Faden angegriffen, fanden diesen aber nachmals und dieselbe ausdauernde Beharrlichkeit und Treue, welche Kanne in der mehrjährigen merkwürdigen Werbung um seine geliebte Braut bewiesen, bewährte er auch in der Führung seines hausväterlichen Standes und seiner Ehe, bis an sein Ende.

Bald nach dieser Zeit erschien denn auch ein anderer, sehnlich erwarteter Kollege auf seinem Platze: der aus Dorpat an unser Real-Institut berufene Professor Dr. Joh. Wilh. Pfaff. Von diesem werde ich später noch viel zu berichten haben, denn die Tage meines brüderlich freundschaftlichen Zusammenlebens mit ihm in Erlangen gehören zu jenen Tagen meines Lebens, von denen ich am liebsten erzähle. Sein Landsmann und Jugendfreund Schelling urtheilte über ihn: „unter allen Menschen, die ich kennen gelernt habe, ist Pfaff mit natürlichen Gaben und geistigen Anlagen am reichsten versehen gewesen; er hat sich aber in seiner beständig jung bleibenden, um die Welt und ihre Ehren unbekümmerten, frohsinnigen Lebensweise niemals dazu Zeit gelassen, den kostbaren Demant, den er in sich trug, zu schleifen und brillant zu machen" *). Hier

---

*) D. V. Engelhardt in einer öffentlichen Beurtheilung des trefflichen Buches von Pfaff: der Mensch und die Sterne, schildert denselben in meisterhafter Weise, nach seiner vollkommenen und strengen Bildung in den mathematischen Studien, als praktischen Beobachter auf der Sternwarte zu Dorpat, als Physiker, ausgezeichnet im Gebiete der galvanischen Forschungen, als tüchtigen Philologen, Freund der Dicht-

aber will ich nur den ersten Eindruck beschreiben, den Pfaff's Persönlichkeit bei unserem Zusammentreffen in Nürnberg auf mich machte.

Ein feiner, damals in der frischen Blüthe des jugendlichen Mannesalters stehender Mensch, dessen wohlgebildetes Angesicht, mit den schönen, guten blauen Augen man nur mit Wohlgefallen betrachten konnte. Er trat nicht, so wie Freund Kanne, gleich einem Soldaten auf dem Wachtposten (S. 287) fremdthuend und forschend auf mich zu, sondern so zutraulich, wie ein alter Bekannter. Und so wie mit einem alten guten Bekannten, mußte es nicht nur mir und meines Gleichen, sondern selbst, wie dies Alle wissen, die ihn nur etliche Male gesehen, jedem Kinde zu Muthe werden, denn er hatte, wie dies Schelling in seinem Urtheile über ihn andeutete, die fröhlich harmlose Kindernatur niemals ausgezogen. Wir setzten uns, wir sprachen Verschiedenes; Pfaff, wenn ich etwas sagte, machte zuweilen so große Augen und nahm im ganzen oberen Theile seines Gesichtes eine solche Miene des achtungsvollen Staunens an, daß ich wunder gedacht haben würde, welcher große, neue Gedanke mir eben entfahren sei, wenn sich nicht um seinen Mund herum ein gewisser gutmüthig schelmischer Zug gezeigt hätte, der mich unwillkürlich in die scherzhafte Stimmung setzte, darin er sich gern zu ergehen pflegte.

Der erste Besuch, zu meinem Leidwesen, dauerte nur kurz. Seine damalige (erste) Frau, eine geborne Gräfin Patkul, die er mit sich aus Rußland gebracht hatte, eine schöne, sehr vornehm gekleidete Dame, welche von

---

kunst, begeisterten und ernsten Verehrer der Geschichte. (Bayerische Annalen für 1834 Nr. 47.)

meiner guten, arglosen, mit den Sitten der vornehmen Welt ganz unbekannten Henriette dadurch sich auf's Bitterste beleidigt hielt, daß dieselbe, ohne zu wissen, was sie that, sich zu ihrer Rechten auf's Sofa setzte, und der vornehmen Fremden den Sitz zu ihrer Linken überließ, machte plötzlich Aufbruch, und Pfaff, indem er lächelnd eine Pantomime des Bedauerns hinter den beiden Frauen hermachte, mußte mit ihr fort.

Durch Pfaff war ein ganz besonderes Leben unter unsere Schüler gekommen. Diese alle waren ihm nicht nur alsbald in herzlicher Liebe zugethan, sondern zwischen ihnen und ihm trat ein Verhältniß ein, das vielleicht Manchem, welcher Pfaff's eigenthümliche Gabe nicht kannte, als Lehrer und als Hausvater auf seine Schüler wie auf seine Kinder, in zutraulicher Liebe zu wirken, als ein zu republikanisches erscheinen konnte. Aber das junge Volk lernte nicht nur gerne, sondern dann, wenn der in ihnen erwartete gute Wille vom Talent begünstigt ward, auch Viel und Tüchtiges bei ihm und ich dachte oft: hätte ich doch auch einen solchen Lehrer, wie diesen, in der Mathematik gehabt.

28. Politisches und Unpolitisches.

Die damaligen in der Entwickelungsgeschichte von Europa, namentlich aber des deutschen Vaterlandes, bedeutungsvollen politischen Ereignisse sind auch auf meine eigene, in mehr als einer Beziehung unpolitische Stellung von Einfluß gewesen, deshalb muß ich ihrer kurz gedenken.

Noch vor der Mitte des Aprils (1809) war Erzherzog Karl mit dem österreichischen Heere über die Gränze herüber in Bayern vorgedrungen; der Kampf mit Frank-

reichs Uebergewalt hatte begonnen. Aber in einer unerwarteten Schnelle fand sich der Held jener Tage, Napoleon, mit einem Heere, in welchem er großentheils Deutsche gegen Deutsche führte, auf dem Kampfplatze ein, wo seiner Weltherrschaft die meiste Gefahr drohte. Mit der Kunde von seiner Ankunft in der Donaugegend fast zugleich traf auch schon die von seinen Siegen über die österreichische Macht in den Schlachten bei Abensberg (20. April), bei Landshut (am 21.), bei Eckmühl (22. April) und die Nachricht der Erstürmung von Regensburg, ein. Das Staunen von ganz Europa haben allerdings in dieser Zeit Napoleon's Feldherrn-Thaten erregt, höherer Art aber als diese glänzenden Meisterwerke eines großen Feldherrn waren die Thaten eines anderen Helden jener Tage, auf denen der Blick einer Welt, die hoch über allen Reichen der Welt ist, mit einem Wohlgefallen geruht hat, welches mehr werth ist, als alle lobpreisende Bewunderung der Menschen. Dieser Held war der Regens am geistlichen Seminar, der nachmalige Bischof zu Regensburg, Dr. Georg Michael Wittmann. „Er allein erschien mitten im heftigsten Gefechte, in den von Kugeln durchsausten, von wilden Kriegern durchzogenen Straßen, um mit Feuerspritzen den nach allen Seiten um sich greifenden Flammen zu wehren, und zu helfen, zu retten, was zu retten war, oder, wo dies nicht möglich, den Unglücklichen Trost, den Sterbenden seine priesterliche Hülfe zu bringen. — — — Von Dem, was in seiner eigenen Wohnung war, rettete er nichts als seine Pfarrbücher und sein Brevier: alle seine Habe, seine zahlreiche Bibliothek, seine kostbaren Handschriften gingen verloren. Seine ruhige priesterliche Erscheinung in Mitte dieser furchtbaren Gräuelscenen machte selbst auf die erhitzten Krieger einen solchen Eindruck, daß sie ihn unange-

fochten als einen Friedensengel, mitten durch ihre gedrängten Schaaren hindurchschreiten ließen" *).

Ich hörte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male von diesem Helden einer höheren Ordnung, als die der Welteroberer ist; später jedoch habe ich den theuren Mann von Angesicht gesehen, und seinen Segen für das ganze Leben mit mir genommen, wie ich dies in weiterem Verlaufe meiner Lebensgeschichte berichten will.

Bekannt genug sind die weiteren Ereignisse in Napoleon's damaligem Feldzuge, sein ungehemmtes Vordringen nach Wien; die unvorhergesehene Gefahr, in welche der vermeintlich unbesiegbare Feldherr nach der Schlacht bei Aspern und Eßling (am 21. Mai) mit seinem Heere auf der Insel Lobau gerieth, wo außer den Waffen der Oesterreicher auch die Elemente gegen ihn zu kämpfen schienen: sein kühnes Hindurchbrechen durch die Haft, in welcher die Macht des Gewässers und des feindlichen Heeres ihn hielten (30. Juni), seine siegreich bestandenen Schlachten bei Wagram und Znaim, sein Abschluß des Friedens in Wien (14. Okt.).

Nürnberg mit seinen Bewohnern war in der ersten Zeit der französischen Siege, welche namentlich auch Bayerns Heere in weiter Ferne für den großen Gewalthaber erkämpften, von den Unruhen des Krieges ganz unberührt geblieben. Während jedoch Napoleon auf der Insel Lobau wie ein Löwe in der Fallgrube gefangen saß, da wurde auch die alte Reichsstadt in ihrer vermeintlichen Sicherheit von der allgemeinen Erschütterung, freilich nur in vorübergehender Weise, betroffen. An einem Sonnabend

*) M. v. Melchior Diepenbrok's Trauerrede auf Wittmann, in s. gesammelten Predigten, Regensburg 1841.

(24. Juni) waren mehrere von uns Lehrern am Real-Institute und am Gymnasium zur Tafel geladen bei dem damaligen General-Commissär Grafen von Thürheim; da kam auch zu unseren Ohren die Kunde, daß ein Corps der Oesterreicher, großentheils aus Landwehrmännern bestehend, aus der Richtung von Bayreuth her gegen Nürnberg heranrücke. Obgleich die Stadt von eigentlichem Militär verlassen war, hielt man sie dennoch geschützt genug durch ihre Bürgerwehr und ihre Mauern gegen die Angriffe eines dem Vernehmen nach so schwachen Feindes. Auch hielt am anderen Tage der Graf Thürheim eine Anrede an das versammelte Volk, worin er dieses ermahnte, zu den Waffen zu greifen, und in Gemeinschaft mit dem Bürgermilitär ihre Stadt zu vertheidigen. Diese Anrede hatte jedoch nicht die erwartete Wirkung gehabt; das Volk fühlte sich sogar durch einige Ausdrücke in der Rede gekränkt, ein lautes Murren, das von keiner Furcht vor der Polizeigewalt sich zum Schweigen bringen ließ, ging durch die hin und wieder versammelten Haufen. Montags den 26. Juni erschien der Feind vor der Stadt. Die Zahl seiner Bewaffneten wurde auf etwa 1000 geschätzt; den größten Theil dieser Schaar bildete die Landwehr zu Fuß, nur den kleineren die Gränitzer Uhlanen und Dragoner, darunter auch einige Offiziere und Gemeine von eigentlich militärischer Bildung waren. Ich will mich hier nicht mit der Beschreibung der unblutigen, obwohl von manchen Schrecken begleiteten Einnahme des Rathhauses, der Polizei durch die Uhlanen und den Folgen dieser Einnahme aufhalten, welche der Stadt eine sehr bedeutende Summe kostete, sondern nur Einiges von Dem berichten, was ich damals als Augenzeuge innerhalb wie außerhalb des Laufer Thores wahrgenommen.

Die Thore waren gesperrt; als jedoch die österreichischen Uhlanen, vor dem Lauferthore haltend, Einlaß begehrten, öffnete das Volk gewaltsam das Thor, ohne den Erfolg der Unterhandlung abzuwarten, die man begonnen hatte. Ein Trupp der fremden Soldaten ritt jetzt herein und kam gerade zur rechten Zeit, um den Obersten des Bürgermilitärs Baron von Wölckern und seinen Adjutanten Sebald, welche auch zu Pferde saßen, vor den Mißhandlungen der aufgeregten Menge zu schützen, wie sie dies bald nachher auch dem noch viel ernstlicher bedrohten Grafen von Thürheim thun mußten. Denn in unserem Nürnberger Volk regte sich bei dieser Gelegenheit, wie sie sagten, das reichsstädtische Blut: die alte Anhänglichkeit an Kaiser und deutsches Reich in gar seltsamer Weise. Die hereinziehenden Uhlanen begleitete das laute Jubelgeschrei: „es lebe der Kaiser und das Reich", vor Allem aus dem Munde der Weiber und Kinder bis an das Rathhaus. Bei einigen dieser Frauen — man hielt sie für Bewohnerinnen der Vorstadt — ging der alte, patriotische Eifer so weit, daß sie, so wie ihre Buben mit den Mützen und Kappen es thaten, ihre Hauben abnahmen und sie zu Ehren Seiner Majestät des Kaisers Franz hoch in der Luft schwenkten. Ein großer Theil des versammelten Volkes, namentlich die Männer, zogen mit den Uhlanen nach dem Rathhause und nach der Polizei, wo sie, wie ich nachher erfuhr, in der Weise des sich selber und seinen leidenschaftlichen Aufregungen überlassenen Volkes plündernd und zerstörend gewirthschaftet haben; der friedlichere Theil aber des Haufens: die Frauen und das jüngere Volk, welches heute in allen Schulen und Werkstätten Feierabend hatte, zog hinaus zu dem vor dem Thore stehenden Feinde. In der That ein Feind, der zum Friedenhalten viel mehr, als zum

Kriegführen, gemacht schien. Es war ein bunter Haufe der österreichischen Landwehr, großentheils sehr junge Bursche, die ihre Flinten, so weit sie anders welche hatten, in so unsoldatischer Manier hielten und trugen, als wollten sie dieselben lieber einem heranrückenden Gegner auf den Weg hinwerfen, und ihm dann den Rücken verächtlich zuwenden, als auf ihn schießen. Es war aber auch nicht zu verwundern, daß sie jetzt so wenig daran dachten, mit ihren Gewehren Staat zu machen; die guten Bursche hatten Hunger, griffen mit sichtlichem Wohlgefallen nach den Semmeln, dem Brod und den Würstchen, welche das Volk außen vor dem Thore ihnen mitleidig reichte. Man blieb indeß hier nicht lange stehen, denn es kam sehr bald vom Rathhause her die Botschaft, daß die fremden Gäste zu ihrer weiteren Bewirthung und zu ihrem Unterkommen für die Nacht sich hinaus vor das Thor, nach dem Judenbühl und Schallershof, versammeln sollten. Man zog mit dem fremden Kriegsvolk hinaus, und ich war auch dabei, und denke noch mit Vergnügen daran, wie gut sich an dem schönen Sommerabende die bei Speise und Trank vergnügten Gesichter der wackeren Landwehrburschen um die Kessel voll Hirsebrei, Linsen, geräuchertes Schweinefleisch und Würste ausnahmen und wie unser Volk zu der auf allgemeine Kosten der Stadt dargereichten Beköstigung noch immer mehr Eßwaaren: Bier und Brod herbeibrachte, so daß ihre Gäste selbst mit Hülfe der Gassenjungen, die sie zur Theilnahme herzuließen, kaum mit der Mahlzeit fertig werden konnten. Zum Nachtlager wurde Stroh und Heu in Fülle herbeigeschafft, und das gute, friedfertige Kriegsvolk deckte sich, so viel sie deren hatten, mit den Mänteln oder mit den grauen Röcken zu. So volksthümlich friedlich ging es auch am anderen Tage zu,

wo man die der Stadt auferlegte, starke Contribution großentheils einbrachte, und dem gebietenden Feinde aushändigte. Aber in der darauf folgenden Nacht, war die österreichische Heeresmacht in aller Stille auf eine weitere Unternehmung, nämlich auf das Unternehmen einer eiligen Retirade, ausgezogen, denn schon zeitig am Mittwoch den 28. zog der General Laroche mit etwa 600 Mann kräftiger Cavallerie durch die Stadt, um den fremden Gästen das Geleite zu geben, was diese sich gerne verbeten, und vielleicht, wenn es der Landwehr nachgegangen wäre, auch die beiden Kanonen und die Pulverwägen, welche die nachjagenden Franzosen mit sich zurückbrachten, lieber in Frieden, als in Hader und Neid, abgelassen hätten.

Allerdings hatte dieser Ueberfall der Stadt für das Gemeindewesen, so wie für die bemittelteren Bürger derselben manchen Verlust; für die Stimmführer aber der reichsstädtischen Gesinnung: die Führer des Volksauflaufes, die man vorläufig, zum Ausruhen auf ihre Beschwerden, in gefänglichen Gewahrsam gebracht hatte, manche Verlegenheit zur Folge, und von noch ungleich ernsterer Art war für alle Bayern der erbitterte Kampf, welcher fast in derselben Zeit in Tirol sich von Neuem entzündet hatte. Denn dort mußte mancher wackere Bayer, dessen Werk in dem Nachbarlande ein harmloses und friedliches war, die Schuld seiner bewaffneten Landsleute, oder noch mehr der Anstifter des allgemeinen Unheiles: der Franzosen, büßen, und täglich hörte man von solchen Opfern der gegenseitig entbrannten Volkswuth. Wer aber hätte voraussehen können, daß beide für das allgemeinere Beste nachtheilige Ereignisse gerade mir, dem armseligen Einzelnen, zum Glücke gereichen sollten?

Wenn bei einem Sturme auf dem Meere, der manches

Fahrzeug zertrümmert, und bei welchem vielleicht Tausende von Schiffern ihren Tod in den Wellen finden, eines der Boote, die mit dem Untergange rangen, an das kleine Eiland verschlagen wird, auf welchem ein vereinsamter Mensch im tiefsten Elende sitzt, und wenn es diesem seine Rettung bringt aus der Noth, so ist dies freilich nur ein vereinzelter Sonnenblick, der aus den Wetterwolken hervorbricht, welcher aber, wohin er eben trifft, dennoch in seiner wohlthuenden Kraft wirkt. Mir widerfuhr, ohne daß ich es ahnete, in der Zeit, von welcher ich hier rede, etwas Aehnliches, als dem so hülflos Verlassenen auf einem Meeresfelsen, in dessen Bucht ein Rettung bringendes Boot verschlagen wird. Wie dieses zuging, das werde ich später berichten, vorher aber muß ich noch in wenig Zügen die äußere wie innere Stellung beschreiben, in welche ich während des ersten Halbjahres meines Aufenthaltes in Nürnberg, theils mit meiner Schuld, theils ohne diese, gerathen war.

Für mein Benehmen gegen Paulus hatte mir mein väterlicher Freund Schelling die größeste Vorsicht empfohlen: „ich solle mich mit diesem“ so schrieb er mir in seinem Briefe vom 27. Mai (1809) „leidlich halten, aber ihm nie trauen oder mein Inneres eröffnen.“ Die Gründe, worauf er seine Warnungen stützte, zeugten von einem längeren Bekanntsein mit der Gesinnung und Handlungsweise dieses seines alten Landsmannes. Ich hatte solchen wohlmeinenden Rath nicht befolgt, sondern wenn Paulus über Personen und Dinge, die ich theuer und hoch achtete, in einer Weise sprach, die mein Inneres verletzte, da hatte ich meinem aufgeregten Gefühle durch Worte Luft gemacht, bei denen ich das Untergeordnete meiner Stellung zu ihm nicht bedachte. Wärmte sogar aus früherer Zeit Gerichte auf,

welche P. nahe angingen, und welche klüglicher hätten zu der kalten Küche gestellt werden sollen. Wir standen aber beide unserem ganzen Wesen nach in dem Verhältnisse einer solchen Antipathie zu einander, welche der des Puterhahnes gegen die rothe Farbe gleicht, und wenn mir auch P. immer zuerst das rothe Tuch vor die Augen rückte, so war es doch an mir tadelnswerth, daß ich gegen ihn, den an Alter, öffentlichem Ansehen und gelehrtem Ruhme hoch über mir stehenden Manne meine unbesonnene Zunge nicht besser im Zaume hielt.

Einer von den Gegenständen, bei dessen Erwägung wir beide öfter mit einander in lebhaften Widerspruch geriethen, war das Wesen und die Form des Unterrichtes an unserem Real-Institute, vornämlich des sogenannt philosophischen, über welchen P. mit Recht ein Urtheil in Anspruch nehmen konnte, während die anderen Gebiete des Unterrichtes bei der Anstalt, namentlich die naturwissenschaftlichen, außer seinem Gesichtskreise lagen. Wenn auch P. nicht schon im Voraus es gewußt hätte, aus welcher Schule ich kam, und daß Schelling es gewesen sei, dem ich die Empfehlung für meine jetzige Stellung verdankte, dann würde ihm dieses doch aus meinen rückhaltslosen Aeußerungen deutlich geworden sein. Er war, seit ihrem ersten Auftreten, seinen Grundsätzen nach ein Gegner dieser Schule gewesen (m. v. I S. 394 und II S. 244) und, wie man dies wußte, ein persönlicher Feind ihres Stifters. Ich hielt im Ganzen an jener Ansicht über meine Aufgabe als Lehrer am Realinstitute fest, welche Schelling gegen mich ausgesprochen hatte (S. 297); im Einzelnen wollte ich mich ganz an den uns vorgezeichneten Unterrichtsplan halten *).

*) Dieser Plan, so wie ein kurzer Abriß der Geschichte unseres

In diesem war der Unterricht, welchen ich an der damals erst bestehenden Anfangsklasse ertheilen sollte, nur mit dem Worte: deutsche Literatur bezeichnet. Ich faßte dieses Lehrgebiet, wie ich schon oben S. 298 beiläufig andeutete, in einem weiteren Sinne auf, es sollte nach meiner Ansicht ein Ersatz werden für die grammatischen Studien und die Befreundung mit den Werken der Sprachen des klassischen Alterthums. Ich suchte meinen Schülern die Muttersprache, so viel ich vermochte, nach der etymologischen Urbedeutung ihrer Worte und den Eigenthümlichkeiten ihrer grammatischen Formen durch Beispiele bekannt zu machen, ließ es an mündlichen wie schriftlichen Uebungen in der Kunst des guten und klaren Ausdruckes in deutscher Sprache nicht mangeln, führte meine jungen Leute in die Bekanntschaft mit den besten Mustern ein (m. v. die erwähnte Schrift von Dr. Hopf S. 24 u. f.). Dabei aber hielt ich es für meine Pflicht als Lehrer der deutschen Literatur, einen Ueberblick über die Entwickelungsgeschichte dieser Literatur zu geben; ich verwendete wöchentlich mehrere Stunden dazu, um meine Schüler namentlich mit den Dichterwerken des deutschen Mittelalters bekannt zu machen in einer Weise, welche ihnen wie mir Freude machen konnte. Und hierin lag, wie ich dies nachher erwähnen werde, mir selber unerwartet eine Veranlassung zu dem großen Aergernisse, welches Paulus an meinem Unterrichte nahm. Es fand sich aber noch mancher andere Anlaß zu einer gegenseitigen Verstimmung.

Realinstitutes findet sich mitgetheilt in der trefflichen, lehrreichen kleinen Schrift: Entwicklung des Realschulwesens in Nürnberg, von Dr. Georg Wilhelm Hopf, Rektor der Handelsschule.

Man hatte uns für unser Realgymnasium und die mit ihm verbundene, damals aus 2 Klassen bestehende Realschule noch kein eigenes Obdach angewiesen, sondern uns nur vorläufig einen Seitenflügel des Gymnasial-Schulgebäudes eingeräumt. Die Schüler beider Anstalten kamen hierdurch bei dem Beginne und Ende der Unterrichtsstunden in beständige Berührung, und jener Kampf zwischen „Idealismus und Realismus", welcher damals auf der großen Bühne der literarischen Welt oft zur Aufführung kam, wurde in dem Schulhaus bei St. Aegidien im Kleinen, gleich wie auf einem Puppentheater, vor Augen gestellt. Und zwar nicht als ein Gefecht der Federn und gelehrten Disputationen, sondern in höchst einfacher Weise durch die unbewaffneten, hin und wider auch durch die mit Stöcken bewaffneten Fäuste. Daß bei dieser Gelegenheit immer der Idealismus der siegreiche Theil war, welcher ungleich mehr reale Schläge austheilte als empfing, kam nicht blos daher, daß der Idealismus unter dem Panier eines so mächtigen Geistes stand, wie mein ehrenwerther Kollege Hegel dies war, sondern mehr noch daher, daß vier Fünftheile der jungen Welt, die im Schulhause und dem angrenzenden Hofe sich versammelte und herumtrieb, ihre Fäuste dem Dienste des Idealismus ergeben hatten, während der Realismus gar ein kleines, schwaches Heer der Getreuen zählte. Dennoch wenn es über die fast täglichen handgreiflichen Mittheilungen der einen Parthei an die andere zu Klagen und Aergernissen der Nachbarn kam, mußte jedesmal der arme Realismus der Urheber und Anfänger des Skandals gewesen sein und es hätte fast Noth gethan, er hätte wie jener Cretine im Salzburgischen jeden Vorübergehenden, der ihn ansah, um Vergebung gebeten, „daß ihn Gott geschaffen habe."

Mir als Rektor an der Anstalt lag die Verantwortlichkeit für Zucht und Sitte unserer Schüler am nächsten an, und ich nahm mir Alles, was in unserer Schule gegen die gute Ordnung ging, wahrhaft zu Herzen. Es wurde auf verschiedene Weise versucht, die Parteien aus einander zu halten und sie nach ihren verschiedenen Richtungen, die eine vorn herein, durch die Hauptthüre des Gebäudes, die andere durch ein Nebenthor oder von hinten her durch den Hof aus- und eingehen zu lassen, aber der Idealismus, in seiner Uebermacht, wollte sich dieser Einrichtung nicht fügen und der Realismus sah sich selbst auf seinen friedlichsten Wegen von ihm bedrängt. Ich brachte es dahin, daß unsere Schüler die ganze Zeit der Unterrichtsstunden, nur mit einzelnen Ausnahmen, in ihrem Schulzimmer beisammenblieben, und ich, wenn ich in meine Lehrstunden kam, fand sie auch immer, der Anordnung sich fügend, auf ihren Bänken. Wenn aber andere Lehrer, von nachsichtsvollerer Gemüthsart, zuweilen länger ausblieben als man sie auf dem Katheder erwartete, da geschah es, daß das junge Volk, dem ich ja selber die Uebungen der Glieder und den Gebrauch ihrer Kräfte in meinem Unterrichte öfters empfohlen hatte, statt aus der Thüre, daraus ihnen der Ausgang in Masse versagt war, aus den Fenstern hinaus stiegen auf das Dach eines Schuppens, der in dem niedriger gelegenen Hofe eines Nachbarhauses stand und hier theils zur Belustigung, theils zum Aergerniß der Nachbarn, ihren geselligen Vergnügungen, im Scheine der Morgensonne, sich überließen. Und für all' dergleichen mehr oder minder bedeutende Aeußerungen der jugendlichen Regsamkeit und ihres Uebermuthes wurde ich bei Gelegenheit zur Rede und Antwort gesetzt.

Zu diesen Plackereien meiner Schulmeisterschaft kamen

noch ganz andere, mir ungleich beschwerlicher fallende; das waren die beständigen Schreibereien, Berichte und Gutachten, zu denen das Rektorat, das heißt ich, zunächst durch unsere oberste Studienbehörde in Nürnberg, angetrieben wurde. Wenn zuweilen dieselbe Frage, dieselbe Anforderung, die eine Antwort oder einen Bericht verlangte, mehr als einmal an mich kam, da schien es, als hätte man unter der Masse der Akten das bereits Geschriebene verloren oder gar nicht beachtet. Freilich war daran nicht viel verloren, durch die Wiederholung der Arbeit auch nichts gewonnen, als etwa die Ueberzeugung von beiden Seiten, daß ich zum Fertigen solcher amtlichen Berichte weder viel Geschick noch lobenswerthen Eifer besäße.

Aus all' dem oben Gesagten wird man wohl errathen können, daß meine Stellung, gegenüber einem Vorgesetzten, der sich ohnehin nicht geneigt finden konnte, mich von einer günstigen Seite zu betrachten, eine ziemlich unbeliebige und mißliche war. Wie sehr sie aber dieses sei, das wurde mir erst in den schweren Prüfungsstunden recht fühlbar, die ich, wie ich nachher berichten werde, gegen Ende des Sommers im Augustinerkloster auszustehen hatte. Vorher jedoch will ich noch einige andere Verhältnisse beleuchten, in welche ich durch meine amtliche und bürgerliche Stellung gesetzt war.

Schon in den ersten Monaten nach meinem Auftreten in Nürnberg machte ich die Bekanntschaft mehrerer Männer, welche mir auch für mein späteres Leben merkwürdig und bedeutend geblieben ist. Zunächst die eines meiner nachmals berühmtesten Zeitgenossen, des G. W. Fr. Hegel, welcher als Rektor am Gymnasium mit mir in einer äußerlich parallelen Stellung und vielfach amtlicher Beziehung stand. Ich kann von diesem Manne im Allgemeinen nur Das wiederholen, was

alle Welt von ihm weiß. Ich hatte ihn schon in Jena, als öffentlichen Lehrer hochachten lernen, seine Phänomenologie des Geistes" (Bamberg 1807) war zu jener Zeit eine der vielbewundertsten literarischen Erscheinungen im Gebiete der Philosophie. Es war ein Geist von außerordentlichem Umfange und tiefer Gründlichkeit des Wissens, ein Mensch von ehrenhaftem, festem Charakter, zuverlässig in seinen Worten, billig und gerecht gegen Andere. Nicht zwar dem Alter, denn er war nur 10 Jahre älter als ich, wohl aber der geistigen Reife nach hätte Hegel mein Vater sein können; namentlich in der verständigen, geschickten Weise, in welcher er sein Amt führte, mein Muster und Vorbild. Er hat bei seinen damaligen Schülern in Nürnberg den Verstand geweckt und sie an den tüchtigen Gebrauch ihrer geistigen Kräfte gewöhnt und bei vielen von ihnen ist dieser Gebrauch ein rechter und guter gewesen. Der Stoff der Erkenntnisse, welchen sein philosophischer Unterricht in Nürnberg, sowie in Heidelberg, den Zuhörern darbot, hat daselbst in seiner einfacheren Form und bei der gesünderen Constitution Derer, welche ihn aufnahmen, viel mehr als ein geistig zuträglicher Nahrungsstoff gewirkt als in der späteren, ich möchte sagen, destillirteren Form, darin Leute ihn zu sich nahmen, deren Constitution eine andere war. Der Wein, wie die naturwüchsige Traube ihn gibt, wenn er auch der Zunge eine saure Mühe machen sollte, ist für Jeden, der keinen Kindermagen hat, ein gesundes Getränk; der destillirte Wein aber, so leicht er auch munden, und so gut er in manchen Fällen als Arznei sein mag, wirkt gar leicht auf Solche, die nicht, wie die Jäger und Seeleute, beständig in der reinen, freien Luft handthieren, als ein betäubendes oder rabiatmachendes Gift.

Wer Hegel blos aus seinen Schriften und in seinem Hörsaale gesehen und kennen gelernt hatte, der wußte es nicht, wie liebenswürdig dieser Mann im persönlichen Umgange, wie theilnehmend zärtlich er als Hausvater sein konnte. Selbst im alltäglichen geselligen Verkehre wirkte er durch sein treffendes Urtheil belehrend, so wie erheiternd durch seinen Witz; in seinen politischen Sympathieen wich er freilich, namentlich von Pfaff, Kanne und von mir, sehr ab; er hatte in seiner kurz vorhergegangenen, seltsamen Stellung als Zeitungsschreiber in Bamberg das Lied, das fast alle öffentliche Blätter zum Preis und Ruhme Napoleon's anstimmten, so oft hören und selbst darein einstimmen müssen, daß ihm die Tonweise desselben immer in den Ohren klang und laut oder leise aus ihm nachtönte. Er erschien uns als ein zu unbedingter Verehrer des großen Feldherrn und Völkerbezwingers, obwohl sich in seinen Urtheilen über die damaligen Verhältnisse der deutschen Ländertheile und der anderen europäischen Mächte zu Frankreich eine so klare, sichere Kenntniß der eigentlichen Stellung und Lage der Dinge verrieth, daß wir ihm, wenn auch nicht sogleich, doch in der nahe folgenden Zeit Recht geben mußten. Wenn übrigens Leute, wie Pfaff, Kanne und ich, in unserer so gerne über alles Land und Meer, so wie in die Lüfte auffliegenden Richtung einem fast auf dem Boden der Gegenwart und des wirklich Vorhandenen bleibenden Verstande, wie der in Hegel es war, eben so komisch und spaßhaft vorkamen, als er uns, so war dieses ganz natürlich, und das Lachen auf beiden Seiten hatte seine Berechtigung und seinen guten Grund. Schelling, dem ich in einem Briefe diese unsere gegenseitige Stellung geschildert hatte, schrieb mir darauf (vom 27. Mai 1809): „Die spaßhafte Seite ist wirklich die beste, wenn auch nicht

die einzige. Ein solches reines Exemplar innerlicher und äußerlicher Prosa muß in unseren überpoetischen Zeiten heilig gehalten werden. Uns Alle wandelt da und dort Sentimentalität an, dagegen ist ein solcher verneinender Geist ein trefflicher Corrector. — — In seinen politischen Urtheilen über die Zeitgeschichte hat er indeß ohne Zweifel recht."

Was hier Schelling mit dem Worte „überpoetische Zeit" andeuten wollte, das konnten zunächst wir beide, Kanne und ich, in einem für uns belehrenden und zurechtweisenden Sinne nehmen; die Anwandlung von Sentimentalität war aber, wie ich dies nachher erwähnen werde, vorzugsweise meine schwache Seite, und Hegel hätte mir hierin allerdings ein sehr wohlthätiger, trefflicher Corrector sein können, durch dessen bessere Benutzung mir manche schmerzhafte Kur, die ich später erleiden müssen, erspart worden wäre. Man muß übrigens in Schelling's voranstehender Aeußerung über Hegel einen besonderen Nachdruck auf das Wort „reines" legen; und dieses ganz in jenem ehrend anerkennenden Sinne nehmen, welchen der Schreiber des Briefes damit verband. Denn Schelling würdigte Das vollkommen, was damals an Hegel zu würdigen war. Eine reine und korrekte Prosa wäre auch mir, nach meinem jetzigen Urtheile, ungleich lieber gewesen, als unsere überpoetischen, wissenschaftlichen wie politischen Phantasieen.

Einen anderen, schon älteren Lehrer am Gymnasium, Rehberger, sah ich zwar nur selten, erkannte aber in seinem stillen Wesen leicht nicht nur den treufleißigen, gelehrten Schulmann, sondern den Menschen voll lauterer, innig wohlmeinender Gesinnung. Seine Schüler liebten und verehrten ihn wie einen Vater, der durch Rath und

That ihr Bestes suchte. Er war ein Sohn jenes Pfarrer Rehberger, dessen ich an einem anderen Orte *) erwähnt habe, jenes treuen Lehrers, dessen Andenken und Wirken noch damals in vielen Seelen fruchtbringend und kräftig fortlebte.

Vor Allem aber war es einer unter den Professoren an der gelehrten Schwesteranstalt unseres Real-Institutes: am eigentlichen Gymnasium, der sich mit mir und meinem Hause recht nahe befreundete, dies war der meisterhafte Kenner und geistige Inhaber der Klassiker des alten Roms und ihrer Sprache, Dr. L. Heller. Ich habe mit diesem merkwürdigen Menschen eine Reihe von Jahren, zuerst in Nürnberg, dann in Erlangen zusammengelebt, und beschreibe hier sogleich den Gesammteindruck, den sein Wesen von der ersten Bekanntschaft bis zum letzten Abschied von ihm in meiner Erinnerung und meinem Herzen zurückgelassen hat. Wer Heller's Treiben in Nürnberg zusah, wenn derselbe in seinen geschäftsfreien Stunden jeden Bekannten, der ihm auf der Straße begegnete, zutraulich anredete, schnell aber weiter eilte, oder wenn er bald in dem, bald in jenem Hause zu einem Freunde eintrat, und, öfters ohne sich nur zu setzen, ein kurzes Gespräch anspann oder eine Frage that, dann, ohne sich selber einige Zeit zum Weiterspinnen oder dem Anderen zur Beantwortung zu lassen, seines Weges ging, der mußte sich dabei an die Naturart einer Schwalbe erinnern. Und zwar, wie ich dies erst bei längerem Umgange mit ihm erkannte, an das geschäftige Treiben der Schwalbe in Aesop's Fabel, welche von Morgen bis zum Abend über dem klaren Wasser der Flüsse herumfliegt, und dabei bald hier bald da bis zu sei-

---

*) J. T. Kießling's Leben, im 2ten Bande meines Alten und Neuen (Leipzig bei Reclam).

nem Spiegel hinabtaucht, weil ihre Augen da unten auf dem Grunde nach einem Schatze forschen, der ihr Eigenthum war, und nach dessen Auffinden ihr sehnliches Verlangen geht. Heller hatte in dem Hause seiner frommen Eltern und noch mehr in dem seines älteren Bruders, der ihm nach dem Tode des Vaters die Stelle von diesem vertrat, dasselbe Erbgut empfangen, das ich, wie ich dies früher berichtete, aus meinem Elternhause mit mir nahm. Ein theurer, tiefkundiger Freund, D. V. Engelhardt, der mit Heller in Erlangen als Kollege zusammenlebte, schreibt von ihm: „Es war ergreifend, ihn von seinem verstorbenen älteren Bruder und dessen segensreicher Wirksamkeit als Pfarrer erzählen zu hören; wenn er die begeisterte Innigkeit schilderte, mit welcher dieser Bruder das Abendmahl administrirte, und über sich selbst erhoben in feuriger Andacht redete, da glänzten ihm die Augen wie in Verklärung." Ohne sich dessen vielleicht selber klar bewußt zu werden, suchte Heller in einer Zeit, deren flache Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit wie eine Wasserfluth über den Schatz des Christenglaubens sich ergossen hatte, nach diesem Gute, das von seiner Kindheit an bis zu seinem Ende die höchste Lust seines aufrichtigen Herzens war. Er suchte darnach in den Menschenseelen, sowohl seiner nächsten Umgebung als in der weiteren Außenwelt, denn während der Zeit der Ferien war er beständig auf Reisen nach allen Gegenden von Deutschland. Er ließ sich dabei von keinem vorgefaßten Plane leiten; wenn der letzte Tag seiner Amtsgeschäfte gekommen war, da ging er in die Gasthöfe und fragte: was für eine Retourgelegenheit da sei? Fuhr dann der Kutscher nach Westen, Süden oder Norden, das war ihm Alles recht, denn er durfte aus Erfahrung seinem Glücke vertrauen; er fand auf diesen Wan-

derungen immer Menschenseelen, an denen sich sein Schwalbengeschäft reichlich der Mühe verlohnte, und es sind wenige bedeutende Männer der damaligen Zeit in Deutschland gewesen, die, wie er, von dem verborgenen Schatze die Kunde hatten, welche er nicht aufgefunden und kennen gelernt hätte. Namentlich wurde er auf diesen „Retourreisen" mit J. Fr. v. Meier in Frankfurt nahe befreundet, und in seiner Ehrfurcht vor allem rühmlich Ausgezeichneten und Großen nahete er sich selbst Meistern, wie Göthe, welcher den treuherzigen Menschen freundlich aufnahm, und von welchem er uns später einmal, als auch Schweigger bei uns war, lachend die Aeußerung erzählte: „an Ihrem Real-Institute zu Nürnberg sind aber seltsame Käuze beisammen." Wie er denn überhaupt in seiner naiven redseligen Aufrichtigkeit öfters den mündlichen Colporteur von Urtheilen des einen seiner Bekannten über den anderen machte, weil er sie alle zunächst nur von ihrer spaßhaften Seite nahm und auch Andere es wußten, wie sie seine harmlos gemeinte Mittheilung zu verstehen hatten.

Auch zu uns kam Heller schon in der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in Nürnberg als ein freundlicher Besuch. Er selbst, obwohl schon damals in vorgerückterem Alter, war unverheirathet, und ist dieses bis an sein Ende geblieben; es war ihm aber überall recht heimathlich wohl zu Muthe, wo er ein glückliches Ehepaar in häuslich einfacher Sitte beisammen fand. Er verweilte zuweilen sogar etwas länger bei uns, wenn es für ihn in unserer, durch die Brettertäfelung der Wände wohlverwahrten, niederen Zimmer nicht zu warm war. Denn nach seinem Bedürfniß für Wärme war Heller ganz das Gegentheil von meinem alten, verehrten Lehrer A. G. Werner; während dieser durch die tropische Temperatur seiner Zimmer und

durch seine Kleidung es darauf anlegte, in einer, wie er sagte, wohlthätigen Transpiration zu bleiben, floh und scheuete mein guter Heller eine solche Transpiration ärger noch als ein Kauffahrteischiffer die Piraten; in seinem Zimmer, darin er selbst mitten im Winter im dünnen Schlafrocke saß, fror jeden Anderen außer Ihn; wer ihn in Erlangen gekannt hat, der wird sich erinnern, wie er selbst bei ziemlich kühlem Wetter in seinem altmodischen blauen Zeugrocke und in Nanquinbeinkleidern über die Straßen ging, oder außen im Freien, in einem Buche lesend, lustwandelte, oder wie er in einem öffentlichen Garten sein Glas Bier in einem kleinen Saale trank, durch dessen geöffnete Thüre und Fenster der Zugwind so frisch hereinwehete, daß nur selten ein Anderer es drinnen aushalten konnte.

Die Neigungen seines äußeren und seines inneren Menschen zeigten sich hierbei in einem sehr auffallenden Widerspruche, denn während jener Das floh, was ihn, in einer für andere Naturen wohlthuenden Weise erwärmen konnte, verlangte dieser ohne Aufhören, wie die im Dunkeln wachsende Pflanze das Sonnenlicht eine belebende Wärme, welche den Quell ihrer fortwährenden Wiedererneuerung in sich selber trägt. Dieses innere Bedürfniß zog ihn vor Allem dahin, wo es ihm in seiner Kindheit und seinem Jünglingsalter so reich und genügend befriedigt worden war: zu der Stätte der gemeinsamen Erhebung der Seelen, über den Unfrieden der Erde in den Frieden mit Gott und dem eigenen Gewissen durch Christum. Nach einem treuen, christgläubigen Prediger, wie sein Bruder war, nach einer Gemeinde, wie dieser sie hatte, verlangte er; und wo er auf seinen Reisen auch nur im entfernteren Maaße ein Kirchlein in ähnlicher Weise bestellt fand, da verweilte er gerne. In Nürnberg selber

fand sein suchendes Gemüth eine solche Ruhestätte der Schwalbe (nach Ps. 84) nicht; er hatte sie, irre geleitet durch ein fremdes Vorurtheil, dem er vertraute, nicht am rechten Orte gesucht. Als ich aber, nach meiner dreijährigen Auswanderung nach den Küstengegenden der Ostsee, in Erlangen wieder mit ihm zusammentraf, da war ihm Das geworden, was er begehrte. Ein Mann, der den Schatz der verborgenen Tiefe, welcher lange in der Fluth des Rationalismus begraben gelegen, nicht nur kannte und liebte, sondern der mit wenig anderen seiner Zeitgenossen dazu berufen und auserwählt war, denselben wieder hervorzuheben an's Tageslicht: der Professor der Theologie und Pfarrer Kraft war zum Segen für das ganze Land an die Universität Erlangen und ihre reformirte Gemeinde gekommen. Ich werde dieses theuren, treuen Zeugen für die Herrlichkeit und Wahrheit des Evangeliums später noch oft erwähnen, hier füge ich nur noch die Worte bei, welche mein Freund: Dr. V. Engelhardt in Beziehung auf das Verhältniß aussprach, in welches alsbald Heller zu Kraft eintrat: „Das, was Kraft in einfacher Ruhe und unerschütterlicher Zuversicht auf den Herrn, vor dem er wandelte, predigte und lehrte, für Heller waren es alte vertraute Töne; was die gläubige Theologie wieder zu bringen Anstalt machte, es war seine Heimath; ihm wurde es in der frömmeren Neuzeit so wohl zu Muthe, wie in einem Elemente, in dem seine Natur geboren und für das sie gemacht war."

Nun, die Weise seiner Schwalbennatur, umher zu ziehen bei anderen Menschenseelen, in ihr Inneres hinein sich umzuschauen nach dem verborgenen Schatze und von Dem, was er bei der einen Seele gefunden, den freundlichen, mündlichen Colporteur zur anderen zu machen, hat

er bis an sein Ende nicht gelassen. Er ist auch, so wie dieses den Schwalben zu geschehen pflegt, auf einem Ausfluge in die Weite, nicht in dem heimathlich eigenen Neste, gestorben. Auf einer Reise von Erlangen nach München ist er da, unter ganz fremdem Dache, in der Ruhe der Nacht, welcher er sich mit der Ermüdung eines Gesunden überließ, schnell so wie unvermuthet zu seiner ewigen Ruhe aufgeflogen. Ich habe mich gerne bei der Schilderung dieses meines Freundes und treuen Genossen mancher Freude, so wie manches Leides verweilt, er war einer von jenen „Menschen des Sehnens", die den Keim zu dem Leben einer besseren Neuzeit unversehrt aus einer älteren Zeit mit sich herüberbrachten, und welche, sobald die Höhen wieder über das Wasser heraus standen, gar leicht die wohlbekannte Stätte des Oelbaumes auffanden, von dem sie als Friedenszeichen ein noch grünendes Blatt davontrugen.

Bei so manchen Beweisen des freundlichen Entgegenkommens, die mir einige meiner neuen Mitbürger in Nürnberg gaben, bei all' dem Angenehmen, das meine kollegialischen Verhältnisse und das Wohnen in der alterthümlich interessanten Stadt für mich hatten, kamen jetzt dennoch viele Tage über mich, von denen ich, freilich in anderer Beziehung als der gekrönte Prediger, die Worte sagen müßte, „sie gefallen mir nicht". Noch jetzt, in meinen alten Tagen, wo manche schwere Stunde, die ich, früher erlebt, in der Erinnerung, wie eine leicht vorübergehende Umwölkung des Himmels erscheint, durch welche bald wieder der Sonnenschein hindurchbrach, kommt mir Das, was ich damals erfahren, als eine ungewöhnlich schwere äußere wie innere Bedrängniß vor. Denn wenn es auch draußen regnet und stürmt, so steht man doch dabei auf festem Boden, wenn aber auch der Grund unter den Füßen anfängt zu

beben und zu wanken, da gerathen nicht blos die Kniee, sondern auch das Herz in ein Beben und Schwanken. Das Gedränge, in welches ich damals gerieth, war nicht nur ein äußeres, sondern zugleich ein inneres, das aus dem Grund und Boden meines eigenen Wesens kam.

Denn jene Sorgen, welche Henrietten und mir die Stockung hätte machen können, welche nach dem österreichischen Ueberfall (S. 305) in den Zahlungen der Kasse eingetreten war, aus der wir das uns versprochene Reisegeld und die monatlichen Besoldungen erhalten sollten, bekümmerten uns gerade nicht besonders, wir waren an dergleichen Dinge gewöhnt und hatten uns niemals hungrig zu Bette gelegt. Schwerer als diese Sorgen war für meine Henriette eine andere: das war die um mich, der ich fast immer niedergeschlagen und von meinem sonstigen frohen Muthe ganz verlassen schien, dabei heimgesucht von schlaflosen Nächten, abgetrieben durch unerfreuliche Amtsarbeiten von einer, meiner Natur ganz ungewohnten und fremdartigen Beschaffenheit; leiblich leidend, am Gemüth düster und verstimmt.

Ich konnte der theuern, treuen Lebensgefährtin selber nicht Alles sagen, was mich so niederdrückte. Es war mir schon selber schwer genug; ich wollte sie nicht auch noch damit belasten. Mein Verhältniß zu dem Manne, unter dessen oberster Leitung auch die Angelegenheiten unserer Schule standen, war immer schwieriger geworden. Obgleich es unverkennbar war, daß er weder an mir, noch an unserem eben erst im Aufbau begriffenen Real-Institute ein theilnehmendes Interesse habe, nahm er dennoch von jedem Gerüchte, das sich über kleine Unordnungen und Mängel in unserer Anstalt vernehmen ließ, gar genaue Kunde, von welcher er mir eine eben nicht wohlthuende Mitthei-

lung machte. Die Aufgabe, die ich mir selber für meinen Unterricht gestellt hatte, das Ziel, welches mir für den Gesammtunterricht unserer Schule vor Augen schwebte, mochte ihm unklar sein, aber er hielt sein Urtheil zurück bis zu einer Veranlassung, die sich jetzt bald ihm darbot.

Das Ende des Sommerhalbjahres war nahe und mit ihm zugleich der Beginn der gewöhnlichen Schulferien. Vor dem Genusse dieser erwünschten Abkühlung mußten die Schulanstalten und ihre Lehrer noch durch das Feuer der öffentlichen Prüfungen gehen. Die Lehrer am Gymnasium mit ihren Schülern konnten dieses Feuer leicht bestehen, sie konnten das Werk nicht nur eines ganzen Jahres zur Schau tragen; hatten im Grunde genommen nur von dem inneren Fortbestande einer Anstalt, und von dem Erfolge ihres Unterrichts an derselben öffentliche Erweise zu geben, welche, wenn auch in anderer Form, schon seit langer Zeit herangewachsen und erstarkt war*). Dagegen glich unser Realinstitut in der eben beginnenden Gestaltung seiner inneren wie äußeren Form einem Küchlein, das noch nicht einmal aus dem Ei hervorgekrochen ist, sondern dieses nur erst angepickt hat, so daß sich nur sein erster schwacher Schrei aus dem Löchlein der Schaale vernehmen läßt. In dieser Gestalt sollten wir das arme Geschöpf eines neuen Schulplanes, der nicht von, noch bei uns, sondern in München gemacht war, vor einem neugierig gespannten Publikum produziren, welches ohnehin solchen

*) Das neue Gymnasium war schon seit vorigem Herbst aus zwei früher in der Stadt bestandenen Gymnasien gebildet worden. Man hatte die meisten Schüler aus jenen beiden Anstalten in dieser einen vereint, solche aber, die für das Erlernen der alten Sprachen zu wenig geeignet schienen, an unser Realgymnasium verwiesen.

neuen Einfällen nicht sehr zugethan war. Wir mußten uns indeß in die Anforderung fügen, was Pfaff mit Lachen, Kanne aber mit einigem Ingrimme that.

Wenn es möglich wäre, daß unsere schweren Traumbilder, darin die Seele bald da, bald dorthin wandeln geht, eine Gestalt annehmen und in dieser für andere Menschenaugen sichtbar werden könnten, dann würde meine Seele in dem alten Klostergebäude der Augustiner zu Nürnberg manchmal einen nächtlichen Gespensterspuk angerichtet, würde sich bleich wie ein armer gequälter Geist auf dem dunklen Gange, der nach dem Zimmer meiner Martern führte, gezeigt haben. Denn wenn mir später, wie von drückendem Alp ein recht besonders schwerer Traum kam, dann hat er mich öfters in dieses alte Gemäuer hineingeführt. Dort war es, wo unser Real-Institut seine erste Feuerprobe bestehen sollte. Ich, zwar dem Alter nach der jüngste unter meinen Mitlehrern, mußte als ehrbarer Rector zuerst hinein in die Gluth. Ich sollte den Anfang machen mit einer Prüfung meiner Schüler aus dem Lehrgebiete über deutsche Sprache und Litteratur. Schon oben habe ich es beschrieben, in welcher Weise ich diesen Gegenstand behandelt hatte. Bei dieser Prüfung wollte ich des Effektes wegen etwas Uebriges und Besonderes thun. Ich hatte die fähigsten unter meinen Schülern ganze lange Parthieen aus solchen mittelalterlich deutschen Meisterwerken auswendig lernen lassen, wie etwa Wolfram von Eschenbach's Parcival und Titurel, wie Chriemhilden's Rache, wie mehrere epische Gedichte in der Sammlung des Heldenbuches sind. Mein junges Volk machte seine Sache sehr gut, vor allen Anderen hatte mein kleiner Andreas Wagner (m. v. S. 295) bei seinem vortrefflichen Gedächtnisse meiner Erwartung so gut entsprochen, daß ich

meine Freude daran hatte. Als jedoch diese Unterhaltung der versammelten Zuhörer in ihrem besten Gange war, und nun auch ich durch Frage und Antwort über die Zeit, darin die Dichter jener alten Werke gelebt, über ihr Verhältniß zu dieser Zeit und ihre Wirkung auf dieselbe etwas hinzuthun wollte, da gab der Vorstand ein Zeichen zum Linksherum, und Freund Kanne mußte auf den Platz treten. Dieser hatte aus dem Unterrichte in der Geschichte zu prüfen, faßte jedoch seine Aufgabe in seltsam neuer Weise an; denn er fragte seine Schüler weniger über Das, was wirklich geschehen und als solches bekannt war, als über Das, was hätte geschehen können, wenn Das oder Jenes nicht geschehen wäre. Pfaff trat lächelnd auf und nach einiger Zeit wieder ab, machte aber seine Sache ganz gut, indem entweder die Schüler, oder, wenn es bei diesen nicht mehr vorwärts wollte, er selber an der Tafel seine algebraischen Rechnungen löste, in einer Schnelligkeit, der das Auge, und noch weniger das Verständniß der größeren Menge der Anwesenden schwerlich zu folgen vermochten.

So war die Plage unserer Prüfungsstunden für mich überstanden, aber das Schlimmste kam erst nach. Paulus war so erzürnt über die, ihm kindisch und abgeschmackt erscheinende Weise, die deutsche Litteratur zu lehren, welche ich hier öffentlich zur Schau getragen hatte, daß ich ihn noch niemals so bitter in seinen Aeußerungen gefunden. „Wie sollen die jungen Leute", so ohngefähr sprach er sich aus, „an einem solchen alten undeutschen Kram ein ordentliches Deutsch lernen? Was gehen uns die schwäbischen Minnesänger, was gehen uns die Sänger der Wartburg an? Welcher vernünftige Mensch mag sich in unseren Tagen noch mit solchen längst vergessenen Kindereien einer Zeit beschäftigen, darin nur ein mönchisches Dunkel sein Wesen trieb, an

eigentliche Bildung und Gelehrsamkeit aber gar nicht zu denken war!"

Was die Uebungen im Gebrauche der deutschen Muttersprache, so wie sie zu unserer Zeit sich entwickelt hatte, betraf, so konnte ich mich dabei wohl auf die vielen deutschen Aufsätze berufen, die meine Schüler nach meinen Aufgaben gearbeitet hatten, und welche bei der öffentlichen Prüfung zur Ansicht vorlagen. Man hätte daraus sehen können, daß meine jungen Leute nach dem Maaße ihrer Fähigkeiten wirklich Einiges aufgefaßt und gelernt hatten. Paulus aber ließ sich hierauf nicht ein, sondern machte nur seinem Unmuthe Luft, den er auch bei anderer Gelegenheit nicht verbarg, wenn von einem Wiedererwachen des Interesses an der deutschen Litteratur des Mittelalters die Rede war. Und der Widerwille gegen Das, was er für veraltet und gar nicht mehr zeitgemäß hielt, ging bei ihm noch ziemlich weit über die Gränzen des sogenannten Mittelalters zurück in die alte sowie vorwärts in die neuere Zeit hinein.

Die Weise, in welcher an diesem, sowie an einigen der folgenden Tage P. mit mir sprach, und gegen mich sich benahm, ging mir mehr zu Herzen, als sie vielleicht gesollt hätte. Sie benahm mir allen freudigen Muth zu meinem damaligen Beruf und Amt. So allenfalls wie mein Vorgesetzter es mir that, gibt ein Herr, der gesonnen ist, einen Knecht wegen völliger Unfähigkeit zu seinem Geschäfte den Dienst aufzukündigen, dem armen Burschen sein Mißfallen zu erkennen. In meiner damaligen, leiblich wie geistig niedergedrückten Stimmung war ich ohnehin mehr denn gewöhnlich zum Kleinmuth und zur Verzagtheit geneigt; ich hatte ja schon bisher ohne Aufhören es erkannt, daß der Unterricht, den man mir zunächst zugewiesen, so

sehr ich die Wichtigkeit seiner Aufgabe erkannte, außer dem Bereiche meines eigentlichen, inneren Berufes und meiner seitherigen wissenschaftlichen Bestrebungen liege, doch war in mir der gute Wille da, meiner mir gewordenen Aufgabe aus allen Kräften zu genügen. Jetzt aber fühlte ich mich zu Allem gelähmt und muthlos. Mein Beruf erschien mir als eine Last, unter der ich mich niemals wieder vom Boden erheben, noch weniger aber fortschleppen könne, und in dem Gedanken, daß P. in München es dahin bringen werde, daß man mich meines Amtes, als untauglich zu demselben, wieder entlassen werde, lag für mich eine Art von Trost und Aufrichtung in meinem, weit über alles Maaß gehenden kleinmüthigen Verzagen.

Die Prüfungen und ihre Arbeiten nahmen auch an den darauf folgenden Tagen noch ihren, für mich mühseligen Gang. P. schien, als ich die Schüler noch weiter aus dem Gebiete der deutschen Sprachkunde prüfte, gar nicht mehr darauf zu achten. Mein guter Heller kam zu mir, und in der damaligen Weise seiner mündlichen Colportage erzählte er mir lachend das wahrhaft boshafte Urtheil, das einer seiner Collegen am Gymnasium über die bisherigen sowie künftigen Leistungen unseres Real-Institutes, vor Allem aber über Kanne und mich als Examinatoren gefällt hatte. Dieser Urtheilende war übrigens weder Hegel noch Rehberger noch irgend einer von Denen, die ich hier in meinem Buche genannt habe oder künftig nennen werde, sondern ein Mann, von welchem ich auch jetzt noch nichts anders zu sagen wüßte, als daß seine Nase sowie sein ganzes Gesicht von sehr kupferrother Farbe, sein Blick jener war, den man in Italien dem Mal occhio zuschreibt, und daß er in seiner ganzen Vaterstadt Nürnberg nicht gerade für einen gut-, sondern eher für einen sehr bösmüthigen Menschen galt. Heller lachte zwar über das Urtheil, denn

der kupferrothe Mann war eben so sehr sein und Hegel's als unser mißgünstiger Feind, doch wußte er nicht, wie sehr ich damals unfähig war, diese, sowie andere, gleich lautende Urtheile der „bösen Welt" so leicht hinzunehmen und zu ertragen, als ich wohl andere Male gethan hätte.

Aber mitten in dieser bösen Welt gab es auch eine gute. Einige der wackeren Nürnberger dachten über mich und mein Wirken als Lehrer, sowie selbst über das Ergebniß unser öffentlichen Prüfungen anders als Paulus; Eltern von Schülern, welche in diesem ersten Halbjahre unseren Unterricht genossen und treulich benutzt hatten, sprachen ihre herzliche Dankbarkeit aus. Vor Allem aber war es ein Mann unter den gegenwärtigen Zeugen unserer öffentlichen Prüfung: der vornehmste von Allen, der mich damals in meiner Niedergeschlagenheit aufrichtete und kräftiglich tröstete. Dies war der damalige General-Commissär von Nürnberg, der Freiherr M a x i m i l i a n von L e r c h e n f e l d, der Vorzüglichste unter denen, welche von den kriegerischen Ereignissen der vorhergehenden Monate — wie ein Boot, das der Sturm zur Rettung eines Verlassenen herbeiführt (m. v. S. 309), zu uns geführt worden war, denn man hatte ihn alsbald nach des Grafen Thürheim Enthebung aus seinem Amte, an die Stelle von diesem aus Ansbach hieher versetzt. Während die anderen Lehrer aus Naturgeschichte und Physik, im Französischen sowie im Italienischen prüften, hatte ich mir den herrlichen Mann mit seinen schönen, so fest und doch so mild blickenden Augen viel betrachtet. „Es war", so schrieb ich später die Wirkung des ersten Eindruckes, den er auf mich machte, für meine Erinnerung nieder, „nicht seine edle, hohe Gestalt, nicht seine würdevolle Haltung oder das Wohlwollen, das aus den stillen, ernsten Zügen seines Angesichtes sprach,

sondern eine Gesammtheit seiner ganzen Persönlichkeit, die mir das besondere Wohlgefallen an ihm erregte. Er kam mir vor wie ein Haus, in dessen Innern holländische Ordnung und Reinlichkeit herrscht, und das zu hoher Bestimmung für das allgemeine Beste der Stadt erbaut ist." Was dieser Mann für mich gethan hat, was er mir geworden und gewesen ist, davon werde ich später berichten; hier erwähne ich nur noch, daß er am Schlusse der Prüfung, mir ganz unerwartet, an mich hintrat, und mir mit großer Freundlichkeit sein Wohlgefallen darüber aussprach, daß ich meine Schüler mit den Meisterwerken der mittelalterlichen deutschen Litteratur bekannt gemacht habe. Auch er sei kein Fremdling in diesem Gebiete, liebe dasselbe sehr und halte es für lobenswerth und billig, daß man die jungen deutschen Herzen in diesen Frühlingsgarten des geistigen Aufstrebens ihres Volkes einführe. Paulus, der daneben stand, machte ein seltsam verwundertes Gesicht über diese Aeußerung des edlen General-Commissärs, doch sagte er nichts dazu. Mir aber war die freundliche Zusprache des verehrten Mannes ein lindernder Balsam.

Freilich hielt die Wirkung dieses lindernden Balsams jenes Mal nicht lange bei mir nach, ich konnte mich nicht aus der bänglichen Besorgniß über meine Untauglichkeit für die jetzige amtliche Stellung und über meine Zukunft herausreißen. Und als nun alle meine Kollegen sich der Ruhe und Freiheit erfreuten, welche die Zeit der Schulferien ihnen gewährte, Pfaff und Heller verreist waren, Kanne in ungestörter Muse bei seinen litterarischen Arbeiten saß, ich aber allein in den mir aufgebürdeten Arbeiten der zur Veröffentlichung bestimmten Rechenschaftsberichte und anderer Geschäfte meines Rektorates noch kein Ende sah, da ergriff mich eine geistige wie leibliche Herabstimmung, welche

für meine arme Henriette ein eben so schwer, ja ein noch schwerer zu ertragendes Leid war als für mich selber. Die gute, treue Seele ging selber zu Paulus hin, sie klagte der Gemahlin desselben mit Thränen ihre Sorgen um mich und meine Gesundheit, sie fand da freundliche, wahrhaft gutherzige Theilnahme und ich erhielt Urlaub zu einer Reise in die freie, frische Luft unseres heimathlichen Gebirges.

Ich wünschte jetzt wohl, wir wären damals wo anders hin gereist als zu den lieben Unsrigen. Diese hatten sich so gefreut über unsere Versorgung in Bayern und ich benahm ihnen jetzt für längere Zeit diese Freude durch die Mittheilung all' meiner Sorgen, welche doch so bald, eine nach der anderen, gehoben wurden. Dennoch kam ich, leiblich wie geistig sehr gestärkt, von unserer kurzen Reise nach Nürnberg zurück.

29. Noth und Hülfe.

Hier in unserem alten Hause hinter der St. Aegydienkirche fand sich noch Alles an seinem alten Ort und in der Stadt hatte sich auch nichts Neues zugetragen. Meine Kollegen Heller und Pfaff waren noch nicht von ihrer Reise zurück, Kanne saß noch fleißig bei seiner Arbeit. Ich aber mußte vor dem Wiederbeginne des Schulunterrichtes die amtlichen Schreibereien vollenden, die ich mir, gerade nicht zu meiner Recreation, für die Zurückkehr von der Reise aufgespart hatte. Im Grunde genommen durfte man sich nicht wundern, daß deren damals so viele waren, die inneren und äußeren Einrichtungen an einer erst in der Begründung begriffenen Anstalt machten gar viele Anfragen und Weisungen von den oberen Behörden sowie Erwiederungen von der Seite des Rektorates nöthig, welches ich vorzustellen hatte. Auch in meinem Verhältnisse

zu P. war noch Alles beim Alten geblieben und ich läugne nicht, daß ich an diesem Allen kein Wohlgefallen hatte. Ließen sich doch auch Stimmen vernehmen, welche von einer nahe bevorstehenden Auflösung einer der beiden Anstalten, entweder des Gymnasiums oder des Realinstitutes sprachen, und welche von beiden dieses Loos treffen werde, darüber konnte kein Zweifel sein, um so mehr, da die Auszahlung des monatlichen Soldes für die Lehrer am Realinstitute eingestellt war, ein allerdings für uns, hier in der noch immer fremden Stadt, sehr unbequemes Ereigniß, das mehrere Monate gedauert hat.

Um diese Zeit oder vielleicht schon früher erhielten wir einen Besuch, der uns Beide sehr erfreute. Die Tochter meines theuren Herder: Luise, die wir seit unserem Zusammensein in Freiberg nicht mehr gesehen, kam unvermuthet, als Neuvermählte mit ihrem Manne, dem G. R. v. Stichling, zu uns. Das junge Ehepaar war auf einer Reise nach der Schweiz zu Fellenberg begriffen; ich trat mit Stichling bald in eine vertrauliche Bekanntschaft, ihm beschrieb ich das für mich Peinliche und Unsichere in meiner Stellung und er selbst kam mir mit der Frage entgegen: ob ich nicht als Lehrer an das Fellenbergische Institut gehen möge? eine Frage, die ich weder mit einem Ja noch mit einem entschiedenen Nein beantwortete. Wie sehr es dem freundlichen Manne mit seiner Frage Ernst gewesen, das erfuhr ich auch bald nachher; denn, um es gleich hier zu erwähnen: kaum zwei Monate nachher erhielt ich von Fellenberg einen Antrag, der von großem Vertrauen zeugte. Ich sollte mit ihm als sein unmittelbarster Mitgehülfe die Geschäfte und Vortheile seines wahrhaft bedeutenden Unternehmens theilen, sein Hausgenosse und Freund sein. Meine Lage in Nürnberg hatte

indeß eine andere, für mich günstigere Wendung genommen, ich konnte dem edlen, wohlmeinenden Manne für sein Vertrauen nur danken.

In diesem Herbste besuchte mich und Kanne auch Clemens Brentano. Ein reich begabter Geist, welcher durch seinen humoristischen Tiefsinn an die Doppelnatur der Cassiopeen des Weltmeeres erinnert, beim Scheine des Sonnenlichtes in lieblichem Farbenspiele zu glänzen, im Dunkel der Nacht aber in ruhigem Lichte zu leuchten. Wir ergötzten uns sehr an dieser heiteren Erscheinung. Ich fand mich später mit Brentano auch noch in München zusammen.

Eines vor Allem, mehr als die Unsicherheit, in der sich das Bestehen unseres Haushaltes befand, mehr als die Anfeindungen und Anfechtungen, die ich etwa zu erwarten hatte, wurde mir schwer: das war die gänzliche Lossagung von der Richtung meines bisherigen, inneren wie äußeren Berufes. Es war mir, so weit dies damals sein konnte, ein rechter Ernst mit dem Vorsatze, von nun an mit allen Kräften nur für den mir aufgetragenen Beruf als Lehrer und Schulmann zu arbeiten und zu leben. Meine gute Henriette, die mich und mein inneres Bedürfniß besser verstand als ich selber, erinnerte mich freundlich an unsere gegenwärtige ökonomische Verlegenheit und Noth; sie fragte mich, ob ich nicht doch das angefangene Werk (meine Ahndungen u. s. w.), zu dessen nächstem Theile ich noch in Dresden viel Material gesammelt hatte, fortsetzen oder überhaupt etwas schreiben möge? Ich aber erklärte ihr, daß ich niemals wieder eine schriftstellerische Arbeit veröffentlichen, sondern von nun an ganz und allein meinem neuen Berufe leben wolle und die treue Freundin schwieg. Merkwürdig bleibt es mir jedoch immer, daß ich damals, ohne daran zu denken, scheinbar zwar nur für meine Auf-

gabe als Lehrer thätig war, zugleich aber fortfuhr, einzelne Grundsteine zu legen, auf denen ich, so unscheinbar und klein auch dieser Anfang war, mein Werk zur „Geschichte der Seele" erbaute. Die Steine lagen zwar lange unbenutzt und unbewegt im Boden, sie bargen aber unter sich lebendige Keime, die zu ihrer Zeit aufgingen und — nach ihrem Maaße — zur Saat wurden. So blieb mir die damalige, gegen meine natürliche Neigung, als eine Anforderung der Pflicht übernommene Arbeit, doch nicht ohne Lohn.

So, wie ich sie hier in ihren Hauptzügen beschrieben, war meine äußere und innere Stellung während des angehenden Winterhalbjahres 1809. Von unten her sah man, wie in dem Bilde meines Freundes Friedrich (nach S. 185), freilich nur Dunkel und dichten Nebel, oben darüber stand aber die Sonne ungetrübt an ihrem Orte und bald brachen ihre Strahlen jetzt hier, dann dort durch das Dunkel, bis sie, immer kräftiger werdend, dieses zuletzt ganz auflösten.

Was meinen treuen, liebevollen Schwager, den Kaufmann Martin in Plauen (m. v. S. 62) gerade in einer, für Reisen nicht besonders günstigen Jahreszeit bewog, uns in Nürnberg zu besuchen, das hat er zwar nicht gesagt, denn es war ein Mann, der die innersten, besten Regungen seines Herzens niemals mit Worten, sondern nur mit Thaten aussprach, wohl aber errathen lassen. Ich kann mir nicht denken, daß es der Wunsch allein war, das alte Nürnberg einmal mit eignen Augen zu beschauen und es seiner Frau zu zeigen, auch nicht das Verlangen, den Bruder seiner Frau, der in Nürnberg lebte, zu sehen oder uns, die wir erst vor Kurzem bei ihm gewesen, was ihn gerade jetzt zu uns herführte. Es war ein Drang von anderer Art, der ihm in sein Herz gegeben war: er

sollte uns, gerade zur rechten Zeit und Stunde, als ein Helfer aus der Noth kommen. Er erkundigte sich bei Henrietten, seiner von ihm herzlich geliebten Schwester, sehr sorgfältig und genau über die äußeren, ökonomischen Verhältnisse unseres Haushaltes. Die Schwester hatte gegen ihn keinen Rückhalt; sie erzählte ihm, daß seit einiger Zeit und man wisse freilich nicht auf wie lange? die Auszahlung unserer monatlichen Besoldung eingestellt worden sei, was uns allerdings in einige Verlegenheit gesetzt habe. Der treue Bruder schwieg dazu, war einige Tage recht vergnügt mit uns und den Verwandten seiner Frau, vor seiner Abreise überreichte er mir aber eine Anweisung an ein sehr vermögliches Handelshaus in Nürnberg, wodurch ich berechtigt wurde, so oft ich es bedürfe, auf seine Rechnung Geld, bis zu einer gewissen Summe, zu erheben. So war auf einmal unsere ökonomische Sorge von uns genommen, wir hatten bis dahin, wo die Angelegenheiten der Kasse, aus der wir unsere Besoldung erhielten, wieder geordnet waren (was recht bald nachher geschah), so viel, als wir zur Führung unseres einfachen und sparsamen Haushaltes bedurften.

Auf diesen Sonnenblick, welcher durch das Dunkel brach, stellte sich bald hernach noch ein anderer ein, der noch kräftiger als der erste und in weiterer Ausdehnung als dieser, den Nebel zerstreute. Ich erzählte vorhin von dem unerwarteten Besuche, womit uns die Pathin unseres Kindes: Luise, die Tochter des verehrten theuren Herder, als Neuvermählte erfreute (S. 333). Eine meiner ersten Fragen an diese war die nach ihrem Bruder Emil, dem Freunde meiner Jugend. Wir wußten es, daß dieser seit 1808 als Spezial-Commissär zur Organisirung des dortigen Forstwesens von Bayern aus nach Tirol gesendet

sei, ich hatte aber seitdem keine weitere Kunde von ihm empfangen. Auch seine Schwester hatte seit einigen Monaten keinen Brief von ihm erhalten, sie wußte seit dieser Zeit nichts mehr von ihm, war aber seinetwegen in großer Besorgniß.

Und diese Besorgniß war keine unbegründete. Gleich bei dem ersten Aufstande der Tiroler, im Frühling 1809, waren viele Baiern, Soldaten und auch Beamte, nicht nur gefangen, sondern auch getödtet worden; der zweite Aufstand im Herbste war noch blutiger und gewaltthätiger, es gab wohl keine größere Stadt in Bayern, dahin nicht in dieser Zeit die Trauerkunde von dem Tode eines Vielen bekannten Mannes gekommen wäre, den seine Dienstpflicht nach Tirol geführt hatte. Mein Freund Emil war noch Fremdling im Lande, Das, was vielleicht ihm geschehen war, konnte, wenigstens mir in Nürnberg, lange unbekannt bleiben. So fing ich an, das Schlimmste zu fürchten, ich und Henriette betrauerten ihn als einen Todten. Da auf einmal, an einem Tage im Spätherbst, tritt der Todtgeglaubte frisch uud gesund zu uns herein, er ist in warmer, treuer Liebe derselbe geblieben, erzählt uns in seiner alten, munteren Laune, wie er in strengem Gewahrsam auf Ochsenwägen von einem schön im Gebirge gelegenen Orte zum anderen transportirt worden, dann in österreichische Gefangenschaft hinein und wieder herausgerathen sei. Er habe, so sagte er, seinen Weg gleich aus Tirol hieher nach Nürnberg genommen, zunächst, um seinen Freund, den Generalcommissär v. Lerchenfeld, zu sehen, sei aber sehr erfreut, auch mich hier zu finden.

Wer hätte das Alles voraussehen und erwarten können, was dieses plötzliche, so lebendig frische Hereintreten eines vermeintlich Todten für mein weiteres Leben in Nürn-

berg zur Folge hatte. Emil führte mich bei Lerchenfeld ein, ich hätte diesem Manne, der mit Allem, was ihm gut schien, es ernstlich gut und recht meinte, nicht besser und wärmer empfohlen werden können als durch meinen treuen Jugendfreund. Lerchenfeld selber ist mir von dieser Zeit an ein nachsichtsvoller Freund geworden, der sich durch nichts mehr in seiner Gesinnung gegen mich irre machen ließ, sondern der seine werkthätig treue Gesinnung an mir bewährte bis an sein Ende.

Ich durfte jetzt nichts mehr von den Hemmungen und Mißdeutungen fürchten, denen ich vorher von unserem Vorstande ausgesetzt gewesen war; die Angelegenheiten unseres Realgymnasiums hatten einen kräftigen Vertreter und Schützer an Lerchenfeld gefunden, der an dem Aufblühen und Gedeihen der Anstalt einen lebhaften Antheil nahm; das persönliche Verhältniß des gegenseitigen Vertrauens, in welches ich mit jenem trefflichen Manne getreten war, gab meiner eigenen, amtlichen Stellung eine Sicherheit und Beachtung, die sie auf andere Weise noch lange nicht, ja vielleicht niemals würde erlangt haben. Denn Lerchenfeld's wohlmeinendes Wirken war in Nürnberg bald zur allgemeinen Anerkennung gekommen, man wußte, daß es ihm Ernst sei, neben den Rechten seiner Regierung das Beste der Stadt und aller ihrer Bürger zu vertreten. Die Leute aus allen Ständen ehrten und liebten den treugesinnten Mann, der freilich nur kurze Zeit unter ihnen blieb.

Emil war bald wieder abgereist; ich habe ihn später, den in viele Gefahren Gerathenen, noch einige Male, in den letzten Jahrzehenden seines Lebens aber nicht mehr gesehen.

Ich weiß nicht gewiß, ob es noch während der An-

wesenheit dieses Freundes oder erst nach seiner Abreise geschah, daß Lerchenfeld mir einen Wunsch vertraute, den er zum Besten unserer Anstalt nicht blos im Stillen gehegt, sondern bereits zur That hatte werden lassen. Davon, daß unser an Jahren schon weiter vorgerückter, ehrenwerther Kollege Wolf zum Amte eines Inspektors an dem Schullehrer-Seminar befördert werden sollte, mochte schon länger die Rede gewesen und diese Anregung dazu von Paulus gegeben worden sein. Durch diese Beförderung wurde die Lehrerstelle der Naturgeschichte an unserer Anstalt frei, sie mußte durch einen anderen, hiezu geeigneten Mann besetzt werden. Selbst an diesen hatte Lerchenfeld schon gedacht, seine Wahl war auf Professor Lebret in Stuttgart gefallen, den er schon seit längerer Zeit gekannt, und als Freund liebgewonnen hatte. Auch ich, nach Allem, was ich von dem Manne hörte und wußte, freute mich dieser Wahl, zu deren Bestätigung bereits vorbereitende Schritte geschehen waren. Lebret kam, der Einladung seines Freundes folgend, zum Besuch nach Nürnberg, er fand hier an Pfaff einen alten lieben Jugendgenossen, mir selbst gefiel der geistig lebendige, kenntnißreiche Mann so wohl, daß ich mir wie unserer Anstalt Glück wünschte zum Besitz eines solchen begabten Mitarbeiters an dem Werke des Unterrichtes.

Noch im Verlaufe des Studienjahres sollte Professor Wolf in seine neue Stellung eintreten, wir hofften und erwarteten dann nichts Anderes, als daß Lebret, vielleicht schon an Ostern, zu uns nach Nürnberg kommen würde und man dachte bereits an das Aufsuchen einer bequemen Wohnung für ihn. Da auf einmal kam ein Brief von ihm, darin er, aus Gründen welche er angab, den ihm so freundlich angetragenen Beruf ablehnte und für sein Ver-

bleiben in der früheren, sorgenfreieren Stellung sich entschied. Ich machte der Verlegenheit, in welche man über die jetzt neu zu treffende Wahl gerieth, bald ein Ende; was konnte mir lieber, was konnte dem Drange meines inneren Berufes für mein heimathliches Anbauen in dem Gebiete der Naturerkenntniß erwünschter sein, als der Umtausch meines bisherigen Lehramtes gegen das der Naturwissenschaft. Ich konnte die Stunde kaum erwarten, darin ich meinem theilnehmenden Freunde Lerchenfeld den sehnlichsten Wunsch meines Herzens aussprach, und er, welcher den Gang meiner ganzen bisherigen Entwicklung kannte, war sogleich bereit, mir zu meiner rechten, angemessenen Stellung zu verhelfen. In wenig Wochen war die Sache entschieden, mir wurde der Unterricht der Naturgeschichte in seinem ganzen Umfange übertragen; für meine bisherige Stelle als Lehrer bald nachher ein würdiger Mann, von dem ich später reden will, Dr. Sim. Erhardt, berufen. Meine amtliche Stellung als Vorstand und Rektor der Anstalt blieb dieselbe.

So war denn auch dieser innige Wunsch meines Herzens in Erfüllung gegangen, erst jetzt konnte mir es in Nürnberg recht heimathlich wohl zu Muthe werden. Ich hatte Niemand aus seiner Stellung verdrängt; ohne mein Zuthun und ohne mein Suchen war ich dahin geführt worden, wo ich sein sollte.

Noch ein anderer Wunsch, der das Beste unserer Anstalt betraf, ging zu dieser Zeit in Erfüllung. Statt des Seitenflügels im Gebäude des Gymnasiums, dessen Innehaben mit vielem Verdruß und Sorgen namentlich für mich verbunden war, wurde uns für das Real-Institut wie für die Realschulen schon vorläufig ein eigenes Gebäude eingeräumt und bald hernach vollkommen eingerichtet, das allen

Anforderungen, welche wir machen konnten, vollkommen entsprach. Nachbarlich bei dem Aegydienplatze stand ein Gebäude, das Landauer Kloster genannt. Ein Arzt, Dr. Erasmus Schildkrott aus Königsberg, hatte bei seinem Tode ein Kapital zur Stiftung eines Versorgungshauses für 12 alte Männer, seinem Freunde, dem Kunstgießer Landauer, übergeben, dieser, mit Hinzufügung eines ansehnlichen Kapitals aus eigenen Mitteln, erbaute das für seine Zeit sehr stattliche Zwölfbrüderkloster im ehemaligen Stadtgraben, im Jahre 1502. Jetzt, nach länger denn 300 Jahren, wurde es an uns vererbt und hiermit unserer Lehranstalt ein durchaus ihr nothwendiges eigenes Obdach gegeben.

Wir zogen schon bei dem Beginn des neuen Studienjahres mit unseren beiden Anstalten: der Realschule und dem Real-Institut in das Gebäude ein, darin wir einen überflüssigen Raum fanden, denn die Realschule bestand damals nur aus 2 Klassen, zu denen erst im Jahre 1811 eine dritte kam und auch das Real-Institut war, statt zu den nachmaligen vieren, nur zu 2 Klassen erwachsen. In beiden Anstalten zusammen fanden sich 84 Schüler; der Realschule standen 2 Hauptlehrer, Dr. Merkel und J. M. Gast (dieser geschickte, gemüthvolle, treue Schulmann) vor, ihnen zur Seite ein trefflicher Lehrer der Mathematik, M. Müller, ein Lehrer der französischen Sprache, einer für Kalligraphie, einer für Gesang, ein Lehrer im Zeichnen. Auch das Real-Institut war außer den 5 Hauptlehrern noch durch die Lehrer in der französischen und italienischen Sprache, sowie im Zeichnen und Modelliren (welches beides der geschickte Zeichendirektor Zwinger lehrte) sehr wohl versorgt.

Um diese Zeit und zum Theil schon vor derselben

hatte ich auch, wie ein Mitbürger, freundliche Aufnahme in einigen Familien der Stadt gefunden. Namentlich gedenke ich hier nur des in der Geschichte von Nürnberg hoch= und altberühmten Hauses der Edlen von Tucher, des Hauses des ehrwürdigen Marktvorstehers Merkel, sowie der Familie des vielseitig gebildeten Kaufmannes Leuchs, von dessen beiden älteren Söhnen, damals meine Schüler, der zweite, durch seine schriftstellerische Wirksamkeit eine öffentliche, wohlverdiente Anerkennung sich erworben hat. Es war für mich von hohem Interesse, daß ich in dem Hause der Edlen von Tucher und durch dieses in den Kreis mehrerer der alten Patrizierfamilien einen so freundlichen Zugang fand. So wie ich zehn Jahre später, als ich an der Freundeshand des trefflichen Perthes und Hartmann Hamburg und seine Umgegend durchzog, hier mit Vergnügen Das wahrnahm, was noch jetzt von der Macht und dem Glanze einer alten Hansestadt zeugte, so fand ich auch in jenen Familien, namentlich in der Tucher'schen und von Haller'schen, den Geist noch fortlebend, welcher nicht nur den einzelnen alten Geschlechtern der Bürger, sondern der ganzen Stadt ihre ehrenwerthe Haltung und Würde unter den anderen deutschen Städten gab. Es war dies vor Allem ein Geist der Gottesfurcht und der christlichen Zucht; ein Trachten nach jener rechten Ehre, die vor Gott und vor Menschen gilt; ein unermüdet treues Wirken für die Wohlfahrt der Stadt, für Aufrechthaltung des Rechtes im Einzelnen und Ganzen und des ordnenden Gemeinsinnes. Nicht nur das Andenken an den Urahn Hans Tucher, der um das Jahr 1479 als Pilgrim in das heilige Land zog und dasselbe nach treuer Auffassung beschrieb, sondern auch die Gesinnung dieses alten Pilgers hatte sich noch in den Nachkommen erhalten. Ich

habe deshalb schon in meinem „Alten und Neuen" (Bd. I) dieses Hauses, darin es mir so wohl war, in dankbarer Liebe gedacht. Der älteste Sohn des damaligen Stammes der Tucher war mein sehr lieber Schüler; die älteste Tochter reichte später unserem berühmten Hegel ihre Hand.

Was ich in dem Hause des Paul Wolfgang Merkel gefunden und bis in die Tage meines Greisenalters daraus beibehalten habe, das wäre wohl weit über Land und Meer des Suchens werth gewesen. Dieser Ehrenmann (so nennt ihn noch jetzt seine Nachwelt) war verordneter Vorstand des Handelsplatzes Nürnberg, er hätte aber seinen Gaben und seinen Gesinnungen nach einen muster= und meisterhaften Vorstand für allen Handel und Wandel des bürgerlichen Lebens abgeben können. (m. v. den kurzen Abriß seines Lebens von seinem Schwiegersohne, dem Reichsrath und Präsidenten J. F. v. Roth, Nürnberg 1821). Der Segen, welcher auf Merkel's Hause und seinem Wohlstand ruhte, ist nicht nur eine Frucht des redlichen Fleißes und der verständigen Sparsamkeit, sondern eine Gabe gewesen aus einer Hand, deren Kraft niemals ermüdet noch veraltet, darum ist sie, mit der Gesinnung zugleich, als ein Erbtheil der frommen Väter auch dem nachkommenden Geschlechte geblieben. Man fand in dem Merkel'schen Hause, unter der züchtigen Form der bürgerlich ehrsamen Hausordnung und Sitte, ein behagliches Wohlbefinden, welches mehr noch als auf dem Besitze der äußeren Güter, auf den inneren eines Friedens mit Gott, einer werkthätigen Liebe und einer Freude an Allem beruhte, was Geist und Herz veredeln und bilden kann. Welcher Mensch von gesundem Sinne und Gemüthe wäre nicht gern in diesem gastfreundlichen Hause gewesen, darin die besuchenden Freunde und Bekannten Erheiterung, Die

aber, welche Hülfe und Rath bedurften, offene Ohren und theilnehmende Herzen fanden. Mir that sich später, in München in dem Hause meines Freundes, des J. Fr. v. Roth, das Merkel'sche Haus von Neuem, in höherer Form auf.

Es war schon im Spätherbste, in einer Zeit, darin die Wandervögel gewöhnlich schon längst ihren Zug geschlossen und ihre Winterquartiere erreicht haben, da hielt eines Abends ein Reisewagen vor unserer Hausthüre, man läutete an; eine alte, wohlbekannte, sowie eine junge Stimme ließen sich aus dem Wagen vernehmen und bald kam mit lautem Lachen mein alter Freund Wetzel die Treppe herauf; mit ihm seine Frau und seine kleine Tochter. Die lieben Gäste hatten uns nichts von ihrer Ankunft wissen lassen; wir waren lange Zeit ohne Nachricht von ihnen geblieben; statt eines Briefes kam er selber. In der heitersten Laune von der Welt erzählte er uns, schon in der ersten Stunde, wie es ihm und den Seinigen zuletzt in Dresden sehr passabel miserabel ergangen sei; unsere nächsten Freunde: Köthe, Dippold, Hartmann, seien bald nach unserem Weggehen auch, Einer nach dem Anderen, fortgezogen; Manuscripte, (seine „Briefe über das Brown'sche System" und seinen „Sieg über die Hypochondrie") habe er zwar schnell im Wuchse der Blätter aufgehen sehen, bis jetzt aber noch keine eßbare Frucht davon erhalten; die Zuflüsse aus dem Vermögen seiner Frau seien auch seit dem Tode seines ältesten, geschäftstüchtigen Schwagers etwas in's Stocken gerathen und so komme er jetzt auf gute Hoffnung hieher, um sich in Baiern, in meiner Nähe ein Unterkommen zu suchen. Denn es ginge ihm wie einem alten Gaul, der nicht ziehen mag, wenn man ihn einsam und allein, ohne seinen Gespanngenossen anschirrt.

Bald war denn, durch Henrietten's Vorsorge, ein bequemes Unterkommen für die Gäste und für ihr vieles Reisegepäck gefunden, an der nöthigen Bewirthung fehlte es auch nicht und wer hätte mit dem immer fröhlichen, alten, treuen Freunde der Jugend nicht recht von Herzen fröhlich sein und werden sollen! Gedachten wir doch dabei nicht nur unseres eigenen fröhlichen Beisammenseins in Leipzig, Jena und Dresden, sondern auch der Freunde, mit denen wir auf der Wanderschaft durch die erste Strecke der Jugendjahre, am nächsten verbunden gewesen. Der allernächste von diesen war uns Köthe, diesen hatte es nach Jena zum Universitätsleben gezogen; Dippold lebte als Privatdozent in Leipzig, hatte aber den Ruf zu einer Professur in Danzig schon in naher Aussicht; Hartmann war in Wien und befand sich dort bis zu seiner Versetzung an das Gymnasium in Hamburg sehr wohl; Scheu, ein naher Genosse unseres Zusammenlebens in Leipzig, war Professor in Wittenberg geworden, de Wette in Heidelberg; Arens hatte fern an der Nordsee, Mohnike an der Ostsee Amt und Brod gefunden; Hase brachte in Paris die deutsche Gelehrsamkeit und sich selber zu hohen Ehren; Gebler, mit welchem ich schon in Greiz, wir Beide in Jena befreundet gewesen, führte als geachteter Arzt und Naturforscher sein stilles Leben zu Barnaul in Sibirien. Ich selber konnte noch von dem Leben eines mir theueren werthen Freundes, des C. v. Raumer, den Wetzel nur wenig kannte, die Nachricht hinzufügen, daß derselbe, nach mannichfachen Reisen mit Moritz von Engelhardt und nach einem Aufenthalte in Paris, nach Ifferten in der Schweiz gegangen sei, um dort das Wirken eines hochachtbaren Lehrmeisters der damaligen Zeit, des Pestalozzi, näher kennen zu lernen. — Es ging schon

spät in die Nacht hinein, als Wetzel unserem, nach allen Weltgegenden herumwandernden Gespräche ein Ende machte. „Wen sollte es, so ohngefähr sagte er, wundern, wenn in dieser Zeit, darin Alles in Bewegung geräth, auch unser Einen die Lust anwandelt, sich vom Flecke zu erheben und sich eine Bewegung über Berg und Thal zu machen. Vor der Hand aber will ich gern auf dem Flecke bleiben, den ihr mir anweisen wollt, denn ich bin müde von der Reise."

Wir erfuhren am anderen Tage noch mehr von den äußeren Vermögensumständen des Freundes und seiner Frau. Wenn auch vor der Hand noch keine Noth da war, so schien es doch nöthig, recht bald an eine gesicherte Stellung unsers Wetzel zu denken; denn er selber, der seltsame Mensch, war so leichten Sinnes, und so unbekümmert um sich, sein äußeres Bestreben dabei so gänzlich ungeschickt, sich bemerkbar zu machen und um eine wohlverdiente Anerkennung seiner reichen Gaben sich zu bemühen, daß er, wie ein harmlos fröhliches, gutes Kind in die Zukunft hinein ging. Er genoß mit mir die Freude an den alterthümlichen Herrlichkeiten von Nürnberg; ihm zu Liebe sah ich Alles, was zu sehen der Mühe werth war, und wir lebten so vergnüglich und so sorgenlos zusammen, als ob wir noch dem freien Jugendleben in Leipzig und Jena angehörten. Doch unterließ ich dabei nicht, mich nach einem Unterkommen für Wetzel umzusehen, bei welchem er und sein Haushalt bestehen könnten. Da kam Hegel unsern Wünschen entgegen, welcher, wo es galt, stets bereit war, Andern, die es bedurften und begehrten, seine Hand zu reichen. Er selber, der Mann von überlegenen Kräften, hatte, wie ich oben erwähnte (S. 316) ehe er den Ruf nach Nürnberg erhielt, in bescheidener Stille die Redaktion des fränkischen Merkurs in Bamberg besorgt,

und der Besitzer dieses Blattes hatte nach seinem Abgange wohl gefühlt, daß die Stelle eines solchen Arbeiters schwer zu ersetzen sei, der selbst in die Berichte der Zeitungen Geist und Leben hineingebracht hatte. Ich hatte meinen Freund Wetzel zu Hegel hingeführt. Die beiden Männer wurden bald mit einander bekannt, und so verschieden auch ihre Naturen sich waren, fanden sie dennoch Gefallen an einander. Hegel wußte durch mich von dem Wunsche des Freundes, ein Geschäft und mit diesem einen hinreichenden Broderwerb zu finden; er fragte Wetzel, ob er geneigt sei, die Redaktion des Fränkischen Merkur, die er selber geführt, zu übernehmen? und als dieser sich dazu willig zeigte, schrieb der wackere Mann sogleich nach Bamberg. Wenige Tage waren nur vergangen, da kam die Sache schon in Ordnung, Wetzel mit seinem Haushalt zog nach dem schönen Bamberg, und blieb da uns, so wie wir ihm, ein treuer, guter Nachbar, der bald bei uns, so wie ich bei ihm zum freundlichen Zuspruch kam.

30. Ein Blick in den inneren Haushalt.

Da steht ein Baum von recht elendem Aussehen; die Blüthenknospen, ehe sie recht aufbrechen, verderben eine nach der anderen, Blätter treiben wohl hervor, welken aber wieder ab, ehe sie ihren Wuchs vollenden. Nicht die Kälte des Winters hält die Triebkraft des armseligen Gewächses gebunden; der warme Frühling ist gekommen, und fast schon vorüber, der Trieb aber ist nicht erwacht, denn es fehlt dem Stamm der innere Lebenssaft, welcher, wenn er auch im Winter kalt war wie Eis, doch vom Sommer erwärmt und angeregt wird. — Der Baum ist das Bild eines Menschen, welcher den Namen und Schein hat, daß er lebe und ist todt; eines Menschen, der weder kalt noch

warm ist, und der, wenn er in seinem Herzen spricht: ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts, es nicht weiß, daß er ist elend, und jämmerlich, arm, blind und bloß.

Mein innerer Zustand, in der Zeit, die ich hier beschreibe, ist kaum ein anderer gewesen. Ich war weit hinweggewichen von dem Quell, aus dem das innere Leben seinen Ursprung nimmt, und seine Kraft empfängt: von Gott und seinem theuren, werthen Worte. Ich hielt dieses Wort in Ehren, wie eine gute Arznei, die an vielen Kranken ihre Kraft bewiesen, ich selber aber gebrauchte ihrer nicht, denn ich hielt mich für einen Gesunden, der keiner Arznei noch eines Arztes bedarf. Wie ein Scheintodter, an welchem das Aus- und Eingehen des Athems nicht mehr bemerkbar ist, lebte ich ohne Gebet, ohne den Gedanken der Ewigkeit in die Zeit hinein; wie bei dem Scheine einer nächtlichen Lampe that ich in mühseligem Fleiße meine Werke, ohne des Sonnenlichtes zu begehren. Wenn ich, was nur selten geschah, an der Stätte, „da man Sein gedenkt", das Wort vom Leben hörte, da fiel der Saame desselben auf den Weg, den ich mit der Welt ging, wurde alsbald von den Füßen zertreten oder von den Vögeln hinweggeholt. Das Gewand, mit welchem ich vor Gott und Menschen mich zu schmücken suchte, war eine weichliche Empfindsamkeit oder Sentimentalität; es war die Ziererei eines Kindes mit abgerissenen Blumen, welche dahinwelken, ehe der Abend kommt. Ich war ein Rohr, das jeder Windhauch hin und her bewegt; was die Welt am höchsten rühmte, das schien auch mir des Ruhmes werth, denn ich selber trachtete nur nach dem Ruhme und der Ehre der Welt, und wenn ich den Besseren gegenüber den Schein eines Besseren annahm, so war das nur ein vorübergehen-

der und erborgter. Dennoch war, von frühe her, ein Hüter in der Nacht bei mir geblieben; ein Hüter, der mich nicht ließ, obgleich ich ihn gern gelassen hätte, denn er wachte und weckte auch mich, wenn ich zu schlafen begehrte; sein beständiges Anrühren war mir wie ein Brand in meinen Gebeinen, dessen Wehe sich zwar auf einige Augenblicke betäuben, nicht aber stillen läßt. Dieses innere Wehe wandelte mich gerade um jene Zeit, da meine äußere Stellung eine so viel günstigere geworden, in recht fühlbarer Weise an; von außen war mir Ruhe gegeben, da kam die Unruhe von innen; ich wußte nicht, was sie wollte, erst beim Erwachen erkannte ich es, daß ich an dem Rande eines Abgrundes gewesen sei; es war die Gefahr eines Sündigens zum Tode, nicht mit einer vor Menschenaugen liegenden That, sondern mit der innerlich verborgenen Gesinnung und irre gehenden Neigung des Herzens. Da nahete sich mir der starke Hüter: er ergriff mich und weckte mich auf; er führte mich zuerst zu einem Vorhofe, bei dessen Anblick mein schlaftrunkenes Auge munter wurde, dann durch manche Gasse zu dem Hause, dessen kleine Thür ich nicht bemerkt, dessen inneren Reichthum ich nicht erkannt hätte, wäre mein Auge nicht bei dem Glanze des Vorhofes wacher geworden, und hätte es nicht bald den Stern wieder gefunden, der ihm schon in der Ferne mehrmals im Dunkel der Nacht erschienen war (m. v. I. S. 193 sowie 242, II. S. 160 und 252). Wie dieses geschehen, das will ich hier, so treu ich es vermag, berichten.

31. Der Weg zu einem Brodhaus.

Man möge es dem alten Schreiber dieser Blätter zu gute halten, wenn er schon hier in der vorstehenden Ueberschrift auf Das hindeutet, was ihm das Haus des alten Rosenbäckers

Matthias Burger in Nürnberg, darin allerdings viel und gutes Brod bereitet wurde und zu finden war, vor allen anderen Häusern in und außer Nürnberg, geworden ist, nämlich ein Bethlehem oder Brodhaus, darin er das Brod des Lebens; darin er den Herrn, von welchem er lange und weit hinweggeirrt war, in der armen, kindlichen Gestalt wieder fand, zu welcher sich auch der entlaufene Knecht ohne Scheu und Furcht nahen mag. Die Führung zu meinem Brodhause nahm einen merkwürdigen, wie nach ganz anderer Richtung hingehenden Anlauf und dennoch, wie ich es jetzt einsehe, mußte sie diesen nehmen, um in mir das Bedürfniß und das Verlangen nach der unscheinbaren und doch so kräftigen Kost zu wecken, welche ich dort empfangen sollte. Ich erfuhr damals Das, was in dem alten Liede von Gottfried Arnold „So führst du doch recht selig Herr die Deinen" gemeint ist:

> Die Wege sind oft krumm und doch gerad',
> Darauf Du läßt die Kinder zu Dir gehn;
> Da pflegt es wunderseltsam auszusehn,
> Doch triumphirt zuletzt dein hoher Rath.

Ein fremder Herr hatte mich zu sprechen gewünscht; ich ging, so bald ich konnte, zu ihm hin in den Gasthof zum rothen Roß. Das war kein Vorüberreisender wie die anderen sind, die man ohne tiefere Theilnahme kommen und gehen sieht, sondern einer von jenen uns seltener Begegnenden, welche gleich bei dem ersten Sehen und Sprechenhören für immer in unserer Erinnerung einheimisch werden. Es war Franz v. Baader aus München, der Meister in der Kunst: durch großartige Umrisse der Gedanken die Höhen wie die Tiefen zu bezeichnen, in welche das Gebiet des geistigen Erkennens wie des Glaubens (das Eine mit dem Anderen, das Erste nicht ohne und nur durch das An-

dere) sich zu erheben und zu versenken vermag. Der seltene Mann hatte einen solchen lebendigen Eifer und eine so kräftige Gabe, andere Seelen zum Aufmerken auf Das zu wecken und zur Erkenntniß Dessen hinzuführen, was ihm des Erkennens würdig erschien, daß ich kaum jemals sonst bei einem anderen Lehrer gleich in der ersten Stunde so wesentlich viel gelernt habe, als bei ihm. Da gab es keine Einleitung noch lange Einladung; er führte mich alsbald in die Mitte seines großen Epos, er setzte mich sogleich als Tischgenossen zu seiner reichen, geistigen Mahlzeit hin. Er erwähnte unter andern in seinem belehrenden Gespräche der Schriften des St. Martin, von welchem ich schon in Dresden durch meine Freundin, die Generalin Kroke, gehört, niemals aber etwas gelesen hatte; er empfahl mir, als gerade meinem damaligen geistigen Bedürfnisse sehr entsprechend, die vertraute Bekanntschaft mit St. Martin's Werken, zunächst mit einem „vom Geist und Wesen der Dinge" (Esprit des choses), das er mich mit der Feder in der Hand zu lesen, d. h. zu übersetzen rieth. Er versprach mir, daß diese erste, nur im Vorübergehen angeknüpfte Bekanntschaft der Anfang eines länger fortwährenden geistigen Verkehres zwischen ihm und mir werden solle. Ich schied mit dankbarer Achtung von dem Manne, es erregte meine tiefe Bewunderung, daß er, der weitberühmte Meister des Wissens, sich nicht schäme, das einfältige Bekenntniß von der Gotteswahrheit des Evangeliums laut und unverholen auszusprechen *).

---

*) Zur Einleitung einer näheren Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Manne eignet sich ganz die treffliche kleine Schrift von Dr. Julius Hamberger: die Cardinalpunkte der Franz Baader'schen Philosophie (Stuttgart 1855); eine

Baader eröffnete zuerst den geistigen Verkehr zwischen uns Beiden, zu welchem er mir Hoffnung gegeben; er schrieb mir bald nach seiner Zurückkehr nach München. Was er schrieb, das war nur eine Fortsetzung unseres Gespräches, eine Bekräftigung und Wiederholung Dessen, was er durch seine Worte in mir angeregt hatte. Zugleich ermahnte er mich nochmals zum aufmerksamen Lesen von St. Martin's Schriften, zur deutschen Bearbeitung seines Esprit des choses. Ich konnte jetzt wieder mit Muth und Freudigkeit an eine solche Arbeit denken; jenes mir ferner stehende Gebiet des Unterrichtes, in welches ich mich, nach dem weit ausgreifenden Plane, den ich mir dafür entworfen hatte, mit Daransetzung aller meiner Zeit und Kräfte hineinarbeiten wollte, lag nur noch für kurze Zeit auf mir, und ich durfte nur aus den bereits gesammelten Vorräthen Das herausnehmen, was mir für einen Abschluß meiner Aufgabe am meisten geeignet erschien; der Unterricht aber in der Naturgeschichte war mir leicht, hatte für mich keine so große Schwierigkeit, sein Gebiet war mir von Jugend auf ein heimathliches gewesen. Darum säumte ich nicht, mir alsbald St. Martin's Werke zu verschaffen und die Arbeit meiner Uebersetzung zu beginnen. Mit Freuden sah mich Henriette wieder bei einer Beschäftigung, in welcher ich mich selbst recht glücklich fühlte, weil dieselbe, eben so wie mein mündliches Lehrergeschäft, auf dem natürlichen Wege meines inneren Berufes lag. Ich habe über mein Buch nur wenig zu sagen, weil es nicht mein eigenes, sondern ein fremdes Werk war, und erwähne nur im Vorübergehen,

---

Gesammtausgabe von Baader's nachgelassenen Schriften besorgt der würdige Schüler desselben: Prof. Hoffmann in Würzburg.

daß meine Uebersetzung im J. 1811 bei Reclam in Leipzig erschien, und durch eine gehaltvolle Vorrede von Franz Baader in die Oeffentlichkeit eingeführt wurde. Wer jedoch den Geist und Sinn von St. Martin's Schriften besser und näher noch als aus diesen selber, wer die Wirksamkeit jenes Mannes auf seine Zeit und seine Bedeutung für diese recht verstehen will, der nehme sich den Vater Matthias Claudius, den redlichen Wandsbecker Boten zu seinem Führer, namentlich in seiner Uebersetzung von St. Martin's „Irrthümer und Wahrheit."

Baader hatte mir in seinem Briefe einen Auftrag gegeben, dergleichen ich später von ihm noch manchen erhielt und gern besorgte: ich sollte mich für ihn in Nürnberg nach einigen alten Schriften theosophischen Inhaltes umsehen und dieselben, wo möglich, für ihn kaufen. Es waren seltene Bücher, die man nicht mehr auf dem Wege des gewöhnlichen, buchhändlerischen Verkehres, sondern nur etwa noch bei Antiquaren suchen mußte. Aber auch bei diesen war mein Suchen großentheils vergeblich, doch erfuhr ich, daß eine Sammlung von Büchern, großentheils theosophischen Inhaltes, noch vor Kurzem in Nürnberg verkäuflich gewesen wäre. Der Besitzer dieser reichen, in ihrer Art einzigen Bibliothek sei ein wohlhabender, hochachtbarer Bürger der Stadt, ein Mitglied des größeren Rathes, Meier (?) gewesen, von dessen Person, sowie von dessen Bibliothek man in der Stadt seltsame Dinge erzählte. Unter anderen, so sagte man, habe derselbe, noch in seinen alten Tagen, einen unermüdeten, mühsamen Fleiß auf das Erlernen der hebräischen Sprache gewendet, weil er der Meinung gewesen sei, daß man im Himmel, im Reiche der seligen Geister, nur hebräisch sprechen werde. Denn, so sagte er, Gott selber habe in dieser ältesten,

den Menschen mitgetheilten Sprache mit den Altvätern, mit Moses und den Propheten geredet, so werde er es auch dort in der seligen Ewigkeit thun, und in hebräischer Zunge werde die Schaar der vollendeten Gerechten den Namen und die Thaten des Herrn preisen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er wollte deshalb auch, nach seiner schwachen menschlichen Kraft, sich schon auf Erden geschickt machen, alsbald in das Loblied Derer einzustimmen, welche durch den Glauben an Christum gerecht geworden seien." Der merkwürdige Mann, so erzählte man weiter, habe einen gelehrten Juden aus Fürth, der ihn täglich besuchte *), zum hebräischen Sprachmeister angenommen; habe sich außer den heiligen Schriften noch viele andere hebräische Bücher angeschafft, auch sage man von ihm, er sei ein Adept — im Besitze des Steines der Weisen — gewesen, wenigstens wisse man, daß er alle Schriften über Alchymie, welche er auftreiben konnte, gesammelt und besessen habe. Doch sei es ihm niemals um das Reichwerden zu thun gewesen, denn er habe Das, was er besaß, sehr mildthätig mit den Armen und Nothleidenden getheilt, sowie Vieles den wohlthätigen Stiftungen zugewendet; sein liebster, irdischer Schatz sei seine Bibliothek gewesen. Diese sei aber, so viel man wisse, theils an eine öffentliche Bibliothek vererbt, theils von dem Rosenbäcker Burger gekauft worden, der selber schon viele Bücher von ähnlichem Inhalte besessen habe. Bei diesem könne ich noch am ersten Das finden, was ich für meinen Freund in München suchte.

Gleich an einem der nächsten Tage machte ich mich auf den Weg zu dem Rosenbäcker, den alle Leute in der

*) Die Juden durften, nach der alten reichsstädtischen Verfassung, nicht in der Stadt selbst wohnhaft sein.

Stadt kannten, denn er war ein angesehener, weidlicher Bürgersmann. Sein Haus, an der Ecke der Brunnengasse und des Stöpselgäßchens, war schon von außen, durch das Zeichen der großen, weißen Rose, erkennbar, welches ober der Thüre gemalt stand; drinnen im Zimmer dufteten die frisch aus dem Ofen gekommenen, guten Brode und feineren Backwerke, durch deren vortreffliche Bereitung der Rosenbäcker berühmt war. Man wies mich aus dem Wohnzimmer über eine etwas dunkle, steinerne Treppe hinauf zu dem Hausherrn; dieser saß, eifrig lesend, in der Schatzkammer seiner Bücher, welche vor, wie hinter und neben ihm die großen, bretternen Fachwerke erfüllten. Er saß in Hemdärmeln da und hatte, wie ich bald bemerkte, alle Ursache, sich es so bequem zu machen, denn sein Zimmer, in welchem man vor den vielen Büchern keine Wand sah, lag über dem Backofen und war deshalb so warm, wie es in den heißesten Sommertagen in den Mittagsstunden zu sein pflegt. Ich begrüßte ihn, er trat mir entgegen und sah mir mit seinen treuherzig blickenden, dunklen Augen forschend in's Gesicht. Ich brachte mein Anliegen sogleich vor, reichte ihm den Zettel hin, auf welchem die Bücher, welche Franz Baader zu haben wünschte, verzeichnet standen. Er las das Verzeichniß und sagte dann in seiner einfachen Weise: „Ihr Leute, das sind großentheils solche Bücher, die man nicht verkauft, sondern selber behält. Herleihen an den Herrn in München will ich sie wohl, aber er muß sie mir wiedergeben. Etliche sind aber auch dabei, die ich doppelt oder sogar dreimal habe, die will ich dem Herrn gerne abgeben für das wenige Geld, das sie mich selber beim Ankaufe gekostet haben. Denn es sind auch gute Bücher, die ich immer auf dem Trödelmarkte nicht stehen sehen kann, ohne sie zu kau-

fen, weil es gar schade darum wäre, wenn sie zerrissen würden."

Während der treffliche Alte nach den verlangten Büchern suchte, betrachtete ich mir ihn selber und sein Zimmer. Das war ein Angesicht, nicht von neumodischem, sondern von altem Zuschnitt; so geistig kräftig, so väterlich ernst und mild, dergleichen man zu unserer Zeit unter den lebenden Menschen kaum noch eines sieht, wohl aber manches bildliche Gleichniß davon auf den alten Gemälden von Hans Hemlingk oder von Wohlgemuth und Dürer. Und ein so mannigfach ausgestattetes Zimmer hatte ich auch noch niemals gesehen. Dort an dem einen Fenster hingen, über einem schmalen Tisch- oder Bücher-Repositorium, eine Menge von Taschenuhren, welche der Rosenbäcker, der auch als geschickter Uhrmacher bekannt war, für seine Freunde und Bekannte auszubessern, oder in guten Stand zu setzen hatte; daneben, zur Seite, standen Mikroscope, welche der Mann, welcher auch im Glasschleifen und Fertigen solcher Instrumente wohlgeübt und geschickt war, selber gearbeitet hatte *), tiefer am Boden, bei den Land- und Himmelskarten, stand ein Erdglobus und dabei ein Fernrohr. Und die Bücher selber, die höchste Merkwürdigkeit seines Zimmers, von welch' seltsamer Mannigfaltigkeit waren diese! Am weitesten, nach dem Vorhofe und nach der Thüre hin, standen allerdings werthvolle neuere Schriften von mathematischem, geographischem, physikalischem und naturgeschichtlichem Inhalte, unter

---

*) Burger war, wie ich nachher sagen werde, ein Schüler und geistiger Pflegling des merkwürdigen Pfarrers Phil. Matth. Hahn zu Kornwestheim; bei diesem hatte er sich auch diese mechanischen Geschicklichkeiten erworben.

ihnen auch Kupferwerke; in der Mitte des Zimmers, in dem Fachwerke, das über einen großen Theil des langen Tisches sich hinzog, standen die Schriften der berühmtesten Würtemberger Theologen, namentlich Bengel's, Oetinger's, Hahn's u. A. Dann folgte eine Rubrik von Werken, welche mir großentheils, außer den sämmtlichen Schriften von Lavater, noch unbekannt waren und welche der alte Rosenbäcker kurzweg als solche bezeichnen konnte, welche von der Ewigkeit handeln. Diese bildeten eine Reihe, für welche, in dem breiten Fachwerke auf dem Tische, obgleich dasselbe aus vielen Stockwerken bestand, kein hinlänglicher Raum sich fand; der größere Theil ihres Heeres füllte auch das nächste Repositorinm an der hinteren Wand aus. Unter den, hin und wieder auf dem kleinen, freigebliebenen Raume des Tisches zerstreuten Papieren fielen mir mehrere in die Augen, welche ganz mit algebraischen Rechnungen beschrieben waren, denn, wie ich später erfuhr, der Rosenbäcker galt mit Recht als ein Meister in der algebraischen Rechenkunst, der an Gewandtheit seines Gleichen suchte.

Die Bücher, welche mein Freund in München wünschte, waren herbeigesucht und zusammengestellt, sie konnten abgeholt werden, ich aber hätte gerne noch mit dem merkwürdigen Bäcker Rede und Antwort gewechselt. Er schien dieses zu bemerken und lud mich deshalb ein, ihn wieder einmal am Abend zu besuchen, wo manche gute Freunde zu ihm kämen. Ich folgte der Einladung zuerst nur aus Neugier, um den seltsamen, mannichfachen Bücherhaushalt, in den ich nur erst einen Blick gethan, und seinen Besitzer etwas näher kennen zu lernen, bald aber gereichte mir es zur Freude und wurde mir Bedürfniß, so oft es nur sein konnte, eine Abendstunde mit dem Rosenbäcker und seinen Freunden zuzubringen. Das war so recht ein Mann für

mich; an ihm war Alles frisch und wach, was bei mir halb oder ganz im Traume lag; in seiner, wie aus einem Stücke gegossenen, christgläubigen Natur gab es keine Unsicherheit, keinen Zweifel, sondern lauter feste Zuversicht und Gewißheit, dabei war der durch und durch kräftige Mann gegen die Schwachen, sobald er nur merkte, daß sie es gut meinten, so nachgehend mild, wie ein Vater, der sein unwissendes Kind, ohne die Geduld zu verlieren, über Das belehrt und zurecht weist, was selbst dem beschränktesten Verstande eines Unmündigen begreiflich werden muß. Doch das Wesen und Thun dieses Mannes ist einer näheren Schilderung werth, welche ich hier, wenn auch nicht mit großem Geschick, doch aus einem dankbar liebenden Herzen geben will.

32. Der Rosenbäcker J. Matthias Burger.

Einige Zeit nach dem Beginne meiner näheren Bekanntschaft mit Burger schrieb ich einmal über diesen merkwürdigen Mann an Schelling. Dieser antwortete mir darauf: „Burger'n kenne ich nicht, aber daß er ein Freund Hahn's gewesen, sagt mir genug. Ich habe diesen großen Mann noch als kleiner Knabe mit geheimer, unverstandener Ehrfurcht gesehen; und sonderbar genug, mein erstes Gedicht, deren ich in meinem Leben wenige gemacht, war auf seinen Tod. Nie werde ich seinen Anblick vergessen."

Wohl mag es eine Mitgabe aus der Zeit des vertrauteren, persönlichen Verkehres mit jenem Pfarrer Hahn, welchen Schelling als einen großen Mann verehrte, gewesen sein, die den Rosenbäcker in so augenfälliger Art über die Leute seiner Umgebung in Nürnberg heraushob. Aber diese Mitgabe hat er nicht allein aus Kornwestheim

in Würtemberg mit sich gebracht, sondern das Capital derselben dort nur ansehnlich vermehrt, eigentlich aber, wie Hahn selber, anderswoher als gemeinsames Erbtheil Derer, die im Lichte wachsen, empfangen.

Es ist eine große Sache um einen „freudigen Geist" und wer einen solchen hat, der nehme den Grund, darauf die Gabe ruhet, wohl in Acht und bitte Gott, daß sie ihm erhalten werde bis an sein Ende. Dieser freudige Geist überwindet gar kräftig die Welt und ihre Gefahren, wird in keinem Kampfe blöde und verzagt, kennet keine Scheu vor dem Tode und seinen Schrecken. Ich bin, das sage ich aus dankbarem Gemüthe, auf meinem Lebenswege nicht nur einem und dem anderen, sondern mehreren solchen, von Gott beglückten Menschen begegnet, die von dem freudigen Geiste, den ich hier meine, durchdrungen waren, namentlich von einem derselben, dem David Spleiß aus Schaffhausen, werde ich noch später reden, und ich meine, bei Allen, die ihn hatten, sie mochten in einer Hütte oder in hochgebautem Hause wohnen, gelehrt oder ungelehrt sein, lag der Grund, darauf die Freudigkeit des Geistes beruhte, in der Sicherheit und Gewißheit des Besitzes von Dem, daran man allein und in alle Ewigkeit sich freuen kann. Dieser Grund wächst aber nicht von selber aus dem Boden der Menschennatur hervor, es muß in diesen Boden hineingegraben werden, bis man seine dunkle Tiefe sieht; die Steine, die man zur Grundlage braucht, liegen auch nicht in dem Boden, der ernste Fleiß aber kann sie haben und finden. Wenn aber nur einmal das Haus auf seinem guten, festen Grunde, vollendet nach seinem Maaße dasteht, dann fühlt sein glücklicher Bewohner nicht nur die wohlthuende Wärme der Sonne, die er schon da unten in der Tiefe empfand, sondern mit seinen eigenen Augen sieht er

die Strahlen ihrer Scheibe. Das Wesen des freudigen Geistes, so möchte ich sagen, ist ein Wandel im Lichte des Erkennens, dessen Helle das Leben mit erwärmender Kraft durchdringt. Und dennoch äußert sich der freudige Geist des festen Glaubens nicht bei Allen, die ihn besitzen, auf gleiche Weise, wie er es aber bei meinem alten Rosenbäcker that, das will ich hier beschreiben.

Wer den Matthias Burger zu Nürnberg sah und hörte, wenn er, zwar laut lachend, aber mit überfließenden Thränen der tiefen Rührung von dem Erbarmen seines Gottes über die Menschen, von den Wunderwegen seiner Liebe und mit besonderer Ausführlichkeit über das selige Sein der Ewigkeit sprach, der konnte ihn für einen gefühlvoll weichen Menschen halten, welcher nur in der Wärme eines kindlich liebenden Gemüthes sein Vergnügen findet; wer aber diesen alten Reichsstädter über die tieferen Angelegenheiten eines Reiches reden hörte, dessen Herrschaft zwar über die Leiblichkeit der sichtbaren Welt ausgeht, das aber nicht von der Welt ist, sondern seinen Thron und seine Mächte in einer Welt der Geister hat, der lernte den Mann noch von einer anderen Seite kennen als von der gefühlvoll weichen. Er war freilich von seiner Jugend an in einer guten, ehrenvesten, inneren wie äußeren Schule des geistigen Lebens gewesen. Schon als Knabe im eifrigen Lesen und, nach seiner damaligen Kraft, im eifrigen Erforschen des „Wortes“ und im kindlich stillen Aufblicke zu Gott, dort im verborgenen Winkel hinter der Scheune, hatte er nicht nur die erquickende Süßigkeit, sondern die bleibende Kraft des Gebetes erfahren; in seinen Jünglingsjahren hatte die gute Hand seines Gottes ihn nach Würtemberg geführt, dort, als fleißiger Arbeiter auf seinem Handwerke, war er in seinem

redlichen Drange zum tieferen Erkennen und Verstehen in die Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Pfarrer M. Phil. Matth. Hahn zu Kornwestheim gekommen, von welchem ich in meinem Alten und Neuen (I. S. 105) Mehreres berichtet habe. Dieser Pfarrer Hahn, ein treuer Schüler des Albert Bengel, war nicht nur ein eifriger Forscher in dem inneren, geistigen, sondern auch im äußeren, sichtbaren Reiche der Dinge. Für seine Zeit in dem Erkenntnißgebiete der Astronomie und Physik wohlbewandert, ein scharfsinniger Mathematiker, ein geschickter Mechaniker, der sich in seinen Ausruhestunden gern mit dem Fertigen künstlicher astronomischer, sowie solcher geographischen Uhren beschäftigte, an denen man sehen kann, welche Stunde, von einem Mittag zum anderen gerechnet, nicht blos bei uns, sondern an irgend einem anderen, besonders merkwürdigen Orte der Erde, im Osten oder Westen der Länder und Meere sei, ein solcher Mann, sowohl als geistlicher Führer und Lehrer, denn als geschickter Lehrmeister in den Künsten und Geschicklichkeiten der Hände, hatte für den Matthias Burger einen unwiderstehlich anziehenden Reiz. Aber auch Hahn fand an dem guten, gelehrigen Burschen ein besonderes Wohlgefallen; er nahm denselben in sein Haus, unter die Zahl seiner mechanischen Arbeiter und Gehülfen auf und behielt ihn lange in seiner geistigen Pflege, sowie im persönlichen Umgange. Hahn war der Schwiegersohn des Pfarrer Flattich, war ein Freund des seligen Prälaten Oettinger, von denen Beiden ich auch in meinem Alten und Neuen viel erzählt habe und die man aus meines Freundes Chr. Barth süddeutschen Originalen noch näher wird kennen und ehren lernen. Namentlich an dem alten Flattich hat sich auch die Gabe eines freudigen Geistes in einem reichen Maaße kund ge-

geben, darum war der Matthias Burger so oft und so gern bei ihm und hat mir von dem Manne immer mit so besonderer Lust und Liebe gesprochen. Außer den eben genannten lebten aber um jene Zeit noch sehr viele, kräftige Zeugen der Wahrheit, die nie veraltet noch schwach wird, in Würtemberg. Ihnen Allen galt der große Forscher in den Geheimlehren des Reiches, Alb. Bengel, als ein Stern im Osten, welcher den nahe kommenden Tag verkündet, namentlich hatte Hahn den Matthias, welcher für solche Belehrung ein dankbares, offenes Herz hatte, mit den Schriften von Bengel, von Oettinger und anderen Theologen bekannt gemacht, von denen man sagen konnte: sie sind von Gott gelehrt, haben aber zu ihrer Zeit auch als fleißige und gelehrige Schüler in den Schulen der menschlichen Weisheit gesessen und viel Brauchbares daraus behalten. Denn, wie mein alter Freund zu sagen pflegte, „unser Herr hat auch in den menschlichen Wissenschaften und Künsten ein gar großes, an die Menschen hergeliehenes Capital stecken, was gar häufig todt und im Boden der Eitelkeit vergraben liegt, das muß auch als eine Gabe Gottes beachtet und zum Dienste seines Gebers auf die Bank gebracht werden, daß es seine Zinsen trägt". Und so durfte man sich nicht verwundern, wenn man bei Gelegenheit, denn ohne besondere Anregung und Veranlassung ließ er diesen verborgenen Schatz keinem Fremden sehen, an dem alten Rosenbäcker in Nürnberg eine so vertraute Bekanntschaft mit den Schriften der berühmtesten Würtembergischen Theologen bemerkte, daß auch Die, welche sich dünkten viel davon zu wissen, noch viel mehr und Anderes bei ihm lernen konnten, als sie wußten.

Eine Richtung vornämlich war es, die sein ganzes Denken und Forschen in jener Schule genommen hatte: das war

die, welche sich an der plastischen Verzierung über dem Portale der St. Lorenzerkirche so wie anderer christlicher Tempel aus der Zeit der gothischen Baukunst in jenem dritten Kreise der biblischen Bilder kund gibt, welcher die tragende Mitte der anderen beiden Kreise bildet. Denn er, durch seinen apokalyptischen Inhalt, zeugt von dem Ziele und Ende der Schöpfung des Menschen und des Werkes seiner Erlösung. Der Gedanke „an das Ende der Dinge," der Gedanke an die Ewigkeit und das selige Sein derselben, das dem Glauben verheißen ist; die feste Erwartung eines endlichen Sieges des Lichtes über die Finsterniß, nach schweren, nahe bevorstehenden Kämpfen war es, in welchem der Geist meines alten Freundes wie unter seinem eigenen Dache lebte und webte, und von welchem hinaus er die Welt der Gegenwart mit ruhigem Blicke beschaute. Er hatte sich nicht nur, wie der alte Prälat Oettinger von sich sagt, seine Logik, sondern auch seine Sprache von der einfältig lauteren Weisheit und Mundart des Wortes Gottes bilden lassen, und wenn ich ihm, besonders im Anfange unserer Bekanntschaft, zuweilen aus Schriften prosaischen oder poetischen Inhaltes, die als Meisterwerke geachtet waren, irgend Etwas, das doch auch von Gott und Ewigkeit handelte und das mich ganz entzückt hatte, vorlas, da hörte er zwar ernsthaft und mit gesenktem Blicke zu, sagte mir aber, wenn ich mit dem Lesen fertig war: „dergleichen Sachen kaufe ich nicht theuer." Und ich verstand in der Folge wohl, was er mit dem kurzen Urtheile meinte. Die Sachen, so schön sie mich auch dünkten, waren doch nicht in der Mundart und nach der Logik des Wortes gebildet, das ihm vor allen und allein theuer und werth war. Uebrigens muß man das Wort Mundart hier nicht in einem zu engen Sinne nehmen; sie deutet nur den Geist an, der sich im Menschen=

worte kund gab. Die Philosophie des alten Oettinger war und blieb ihm die liebste: sie war ihm schulgerecht; den Wandsbecker Boten hatte er mit Vergnügen gelesen, der war ihm herzgerecht. Neben den besten alten Liedern waren die von Gottfried Arnold, dessen sämmtliche Werke er meist in mehreren Exemplaren besaß, die von Deßler, einige von Richter und von Ihresgleichen ihm gar sehr werth; die Schriften der ächten alten Mystiker, z. B. des Tauler, des Rußbroch standen nicht müßig unter seinen Büchern, er las sie in mancher Stunde bei Nacht (denn der fleißige Bäckermeister mußte gar frühe auf sein und seine Leute an die Arbeit führen) wie bei Tage; neben dem Tiefsinn eines Jacob Böhme erfreute ihn in gleichem Maaße die kindliche Glaubenskraft eines Thomas von Kempen; neben Dem, was Bunyan den leiblich alten wie jungen Kindern des Reiches erzählt, liebte er die stärkere Kost, welche Angelus Silesius in seinem cherubinischen Wandersmanne darbietet, und in vorzüglichem Maaße Werke, wie Baxter's Ruhe der Heiligen. Aber ich hätte vom Morgen bis zum Abend zu thun, wenn ich alle Bücher nennen wollte, in denen mein alter Freund bewandert war. Bei gar vielen, die in der Reihe von Swedenborg's Werken und neben der Antoinette Bourignon standen, pflegte ich mich selber zu verwundern, wie sie zu dem Bürgerrecht seiner Bibliothek gekommen wären, auch schüttelte ich öfters, wenigstens innerlich, daß es niemand sah, den Kopf darüber, wenn ich die vielen alchymistischen Schriften sah, die mein Freund hinter seinem Rücken in dem Bücherbrett stehen hatte. Zwar sagte er selber von den meisten derselben, „dergleichen kaufe ich nicht theuer", doch wußte er durch Oettinger und seine Schriften, was die Chemie, da sie als Wissenschaft noch

unbefangenes Kind war, gewollt und gesucht habe. „Ihr Leute," so sagte er, „denkt nur nicht, daß es bei den ächten Meistern der Kunst, wie mein alter Prälat (Oettinger) einer war, auf zeitlichen Gewinn und auf's Goldmachen abgesehen war. Sie haben auch nicht nach Dem geforscht, was die Welt den Stein der Weisen nennt oder nach einer Tinktur gesucht, welche den Lebensjahren der Menschen die doppelte und dreifache Zahl zusetzen kann, sondern sind den Spuren einer Weisheit nachgegangen, welche das Leben gibt Dem, der sie hat. Denn das kann ich euch wohl versichern, daß mein alter Prälat, der, wie bekannt, ein großer Gottesgelehrter war, auch dann in diesem seinem Amte und seiner Würde geblieben ist, wenn er vor seinem chemischen Koch- oder Schmelzofen stand und da laborirte. Konnten doch auch seine Gedanken dabei ohngefähr dieselben sein, wie beim Lesen in der Bibel. Denn wenn ich auf die Führungen Gottes an seinen Menschen, vor allen an mir selber, blicke, da fallen mir alle die großen Thaten Gottes, alle seine Verheißungen sammt ihren Erfüllungen ein, die uns in der Bibel beschrieben sind und umgekehrt, wenn ich in der Bibel lese, denke ich an die Führungen der Menschenseelen nach Gottes geoffenbartem Rathe. So kann ich Das, was der Herr und Schöpfer an dem Menschen von Anfang an gethan hat und fortwährend thut, so oft ich will, in und an mir selber wahrnehmen. Es sind aber auch andere Stellen und Kapitel in der Schrift, namentlich sogleich das erste, darin von Thaten des Schöpfers die Rede ist, welche zwar vor die Zeiten des Menschen hinausfallen, die aber noch immer fortwähren, denn die Erhaltung der Sichtbarkeit ist ja nichts Anderes als eine beständig fortgehende, neue Schöpfung und das Wort: „es werde", das alle Dinge hervorgerufen hat, gibt ihnen auch in jedem

Augenblicke ihr Bestehen, weil die Kraft, welche sie schuf, ohne Aufhören inwohnend in ihnen bleibt. Denn das Phlogiston*), welches als sichtbare Flamme, als Elektrizität, als Magnetismus, Wärme und Ton aus den geschaffenen und bestehenden Körpern hervorbricht, sobald ihr ruhiger Bestand zerstört, verändert, ja nur erschüttert wird, was ist es anders als die inwohnende Schöpferkraft, welche das sichtbar leibliche Wesen hat werden lassen und dasselbe erhält? Die Kraft, welche immer als dieselbe auf ein Werk der neuen Schöpfungen ausgeht in der Auflösung der alten. So hat denn der Prälat Oettinger, kann man sagen, vor seinem chemischen Laborirofen auch Bibelstudien gemacht, bei denen er in Das, was im ersten Kapitel des Moses beschrieben ist, mit eigenen Augen geschaut hat. Die Welt der Bewegungen und Wesenheiten, in welche er da hinüberschaute, ist in ihrer Art eine eben so überzeitliche und ewige als die Welt, in welche uns das letzte Buch der Schrift hineinführt; jene läßt sich im Vergleich mit den körperlichen Elementen, aus denen unsere Leiblichkeit besteht, eben so wie ein Reich der unkörperlichen Wesenheiten, von der Natur der Seele betrachten, als diese, von der das letzte Buch der Schrift redet im Vergleich mit unserer, im Leibe lebenden Seele ein Reich der Geister genannt werden kann. Wir sind eben nach allen Seiten hin, während unseres Lebens

*) Der Rosenbäcker gehörte in seinen physikalischen und chemischen Erkenntnissen noch der alten Schule des E. Stahl an, nahm jedoch, wie mir oft schien, das Wort Phlogiston noch in einem ihm eigenen sehr weiten Sinne, von welchem er sich durch Das, was man ihm aus den Lehren der neueren, antiphlogistischen Schule so wie der neueren Physik mittheilte, nicht abbringen ließ.

in der Zeit und in dem vergänglichen Leibe von einer Welt des unvergänglichen, geisterhaften Wesens umgeben, die wie eine verborgene Flamme alsbald hervorbricht, wenn die Decke, die sie von der Luft scheidet, hinweggenommen wird. Es gefällt eben der ewigen Weisheit, mit uns, wie mit ihren Kindern auch zu spielen, wenn wir recht fleißig in ihrer Schule das Aufmerken auf das Wort gelernt haben, und wer sich vor einem solchen Spiele im Leben meines alten Oettingers ärgern will, der mag es thun, ich aber thue es nicht."

Ich habe in den vorstehenden Zeilen, solches Aergerniß nicht beachtend, meinen Freund Burger redend aufgeführt, obgleich ich nach einer Zeit von mehr denn vierzig Jahren nicht mehr seine eigenen Worte, sondern nur den Sinn derselben geben konnte. Dasselbe gilt auch von den hier nachstehenden Zeilen, die ich zwar früher als die vorstehenden, auch aber in einer späteren Zeit niedergeschrieben hatte. Sie sind ein Nachklang aus Burger's Gesprächen, die er wohl selber, wenn auch nicht als seine Worte, doch als seine Ansichten anerkennen würde.

Es war, so muß ich voraussetzen, in dem kleinen Kreise der Freunde, der sich am Abende oder am Sonntag Nachmittag bei Burger versammelte, von dem Lebensende eines frommen Kindes die Rede gewesen, das in seinen letzten Augenblicken mit freudiger Stimme und Geberde gegen die Seinigen es aussprach, daß es den Herrn sähe, der die Kinder so lieb habe, ihn bei seinem Namen rief und mit seinen letzten Kräften die Hände nach Ihm ausstreckte. Einer der Freunde hielt dieses für eine allerdings liebliche Fieberphantasie; etwas der Art als wirklich anzunehmen, das stände mit dem Verhältnisse des Herrn zu dem sterblichen Menschen in gar zu großem Widerspruche. Auch

hätte, so sagte ein anderer besuchender Gast, der nicht zu dem Kreise der näheren Freunde gehörte, der Herr Christus viel zu thun, wenn er vielleicht zu gleicher Zeit einem frommen sterbenden Christenkinde in Schweden, in Nürnberg oder in Frankreich und Spanien erscheinen wollte. Darauf antwortete Burger:

„Selbst der plumpe natürliche Verstand weiß es, daß die Sonne am Tage, auch wenn der ganze Himmel mit einem Wolken- oder Nebelschleier bedeckt ist, immer am Himmel steht und wenn sich der Schleier an einem und dem anderen Punkte, es sei in Lappland, oder Italien, oder im fernen Meere, zerreißt, dann ist es dieselbe Sonnenscheibe, die auf den Lappländer in seinem Rennthierschlitten, oder auf den Seefahrer in seinem Schiffe, mit hellem Glanze, unverdeckt herunter scheint. So ist auch die Gnade unseres Christus auf jede Menschenseele gerichtet. Er ist die rechte Sonne, aus welcher uns Licht und Leben kommt. Unser Menschenauge sieht ihn freilich nicht. Denn wie ein Nebelschleier am Himmel, so steht zwischen uns und seinem Anschauen unser sterbliches Fleisch und Blut. Daß Er aber bei uns ist, das können wir bei jedem Athemzuge des herzinnigen Gebetes merken, sowie Einer, der aus seinem Hause heraustritt in's Freie, es an der Tageshelle und Wärme merkt, daß die Frühlingssonne am mittäglichen Himmel steht, auch wenn der Wolken- oder Nebelschleier sie bedeckt. Und wenn zuweilen schon in der Nähe des Todes, oder bei anderer Gelegenheit die Nebeldecke des Fleisches locker wird, und sich aufthut, da schaut das Auge des Geistes hinaus und suchet Den, welcher ewiglich lebet, und welcher bei uns ist bis an der Tage Ende und in Ewigkeit. Es ist schon gut, wenn wir während des Leibeslebens recht oft aus dem Obdach un-

serer Hütte hinaustreten in's Freie und auch bei noch umwölktem Himmel an dem Genusse der Tageshelle uns stärken; gar Viele aber sind, die nicht nur ohne Aufhören unter dem Dache ihrer Hütte versteckt bleiben, sondern sich noch eine Höhle zur Wohnung graben, wohin nicht das Licht der Sonne, sondern nur die Flamme des Blitzes dringen kann."

„Ich aber frage: was wäre der Himmel selbst mit all' seinen nächtlichen Sternen ohne die Sonne, wo bliebe für uns im Sein der Ewigkeit die Seligkeit, ohne die rechte, eigentliche Sonne der Ewigkeit. Der selige Baxter ermahnt in seinem schönen Buche von der Ruhe der Heiligen seine Leser gar eindringlich, daß sie sich ohne Aufhören durch die Gedanken an die selige Ewigkeit stärken sollen gegen die Mühen und Gefahren des Lebens, und erheben lassen aus dem Wesen der Welt zu einem göttlichen Leben. Ich kann unter dem Gedanken an die selige Ewigkeit nichts Anderes verstehen, als den beständigen Gedanken an den Herrn und die Erhebung des Geistes zu Ihm, in welchem allein das Leben und die selige Freude der Ewigkeit zu finden ist. Denn, so sehr sich auch mein geistiges Auge an dem Anschauen des Reiches der künftigen ewigen Herrlichkeit ergötzet, so kann es dieses Anschauen doch nur in dem Lichte jener Sonne genießen, die dasselbe beleuchtet. Darum halte ich es so wie es in dem Liede von unserem Martin Schalling nach Assaph's Psalm (73) heißt:

Die ganze Welt erfreut mich nicht,
Nach Himmel und Erden frag' ich nicht,
Wenn ich dich nur kann haben." — —

So ohngefähr sprach und ganz so dachte mein alter Rosenbäcker über das Verhältniß der sichtbaren, vergänglichen Welt zu einer unsichtbaren, unvergänglichen. Und

wenn man ihn nun einen Mystiker nennen will, nicht nur weil er so besondere Freude an den Schriften der alten Mystiker fand, sondern weil er auch so oft und so gerne mit dem Gedanken an die Welt des ewigen Jenseits sich beschäftigte, deren Sein und Wesen allerdings ein Mysterium ist, so habe ich nichts dagegen. Ein Pietist aber, in dem Sinne, den man damals in Nürnberg mit diesem Namen verband, war er durchaus nicht. Zwischen diesen Leuten, unter denen es gewiß viele wahrhaft fromme, edle gab, und ihm war doch ein großer Unterschied, und es hat mir oft leid gethan, wenn ich zuweilen aus einem Munde, der sich doch zu demselben Grunde des Glaubens und der Hoffnung bekannte, in welchem doch Burger von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe gewurzelt stand, so geringschätzig und ganz verkennend über ihn urtheilen hörte. Es fiel mir um so mehr auf, da doch mein alter Freund bei jeder Gelegenheit mit Liebe und Achtung von seinen näheren Bekannten unter jenen „frommen Leuten" sprach, während er über viele andere Leute, die sich zu ihrer Gemeinschaft hielten, nie ein Urtheil aussprach. Woher mochte aber wohl von einer Seite her, wo man ihn am wenigsten erwartet hätte, der Widerwille kommen? Gewiß nicht bloß daher, daß er etwa einer sonst schätzbaren Frau, die zu den angesehensten Mitgliedern jener „irre gewordenen Freunde" gehörte, es hatte merken lassen, daß ihm ihr zu vieles unaufhörliches Reden von ihrer Sündhaftigkeit u. s. w. etwas zu ungewürzt und ungesalzen vorkam, oder daß er, auch anderen beredten Leuten dieser Art gegenüber, meist still schwieg, und daß er ihre Versammlungen nicht besuchte. War doch Burger sonst überall in der Stadt, wo man ihn kannte, bei Vornehmen und Geringen hochgeachtet und in Ehren gehalten

und auch unter den sogenannten Pietisten waren ihm die besten und einsichtsvollsten, (namentlich der alte Pfarrer Schöner) in herzlicher Bruderliebe zugethan, was hatten denn also die anderen, welche die Mehrzahl bildeten, gegen ihn? Ich will das wohl andeuten; sie sprachen beide in den Sachen des Glaubens eine verschiedene Mundart, und obgleich Burger die Mundart der anderen verstand, so redete er sie doch nicht, sie aber verstanden die seine gar nicht. In seiner Weise erging es hierin meinem Rosenbäcker wie einem vormaligen Organisten zu Schopfloch auf der rauhen Alp, der eigentlich von Profession ein Schreiner war, seinem Vater aber dem Cantor, und der Gemeinde zu lieb einige Choralmelodieen auf der Orgel hatte spielen lernen. Nur nach diesen Tonweisen konnten dann alle Lieder in der Kirche zu Schopfloch gesungen werden, und anders nicht. So, möchte ich sagen, hatte der alte Burger fast nur die Weisen der Lob- und Danklieder in Kopf und Herzen behalten können; was er zu dem Freunde im Himmel, so wie zu dem auf Erden sprach, das lautete immer wie ein Lob- und Danklied und kam auch im Grunde nur aus einem Gefühle des Preises und des Dankes hervor. Ich will auch noch einen anderen Vergleich brauchen. In den Zeiten der alten Kampfspiele gab es gar Viele, die den Wettlauf in den Schranken der Rennbahn mitmachen wollten, damit sie das Kleinod empfangen möchten, das dem Sieger verheißen war. Unter diesen Vielen mag es solche gegeben haben, die in den Tagen der Vorbereitung und des Wartens auf die Stunden des Kampfes an nichts Anderes dachten und von nichts Anderem sprachen, als von der schweren, mühseligen Aufgabe, die sie bestehen sollten, und von der verzweifelnden Sorge und Angst um die Leistungen ihrer Füße. Daneben

mag es aber auch Bursche gegeben haben, die in ihrem freudigen Sinne an nichts Anderes dachten und von nichts Anderem sprachen, als von der, über alle Maßen großen Schönheit und Herrlichkeit des Kleinodes und von der Freude des Siegers, welcher dasselbe erhielt. Die mögen wohl, wenn sie singen konnten, schon im Voraus zu ihrer Ermunterung ein Lied der Sieger angestimmt haben, was den Anderen vielleicht zum Verdrusse gereichte. Solche verschiedene Leute erinnern, die Einen an Kinder, die Alles, was der Vater gebietet, mit einer Furcht thun und sich vor ihm kaum ein lautes Wort zu reden getrauen, die Anderen aber an solche treuherzig zutrauliche Buben, die in ihrer kindlichen Einfalt mit dem Vater reden wie mit ihres Gleichen, weil sie ihm seine Freundlichkeit an den Augen absehen. Wenn sie brav und gut sind, hat der Vater die Kinder von beiderlei Art lieb, aber die Naturen sind eben verschieden, und wenn die Blöden und Furchtsamen an dem zutraulich dreusten Benehmen der Anderen gegen den Vater einen Anstoß nehmen, dann thun sie unrecht, denn das Kind, das dem Vater so getrost und klar in sein Auge sieht, hat nicht geringere, ja vielleicht öfters eine größere Ehrfurcht und Liebe zu ihm als das furchtsame *).

Der berühmteste unter allen Predigern der Erde fragt (C. 2. V. 25) „denn wer hat fröhlicher gegessen und sich ergötzet denn ich?" auch ich hätte öfters in meinen frohen Jugendjahren alle Welt so fragen mögen, wenn ich auf

*) Man darf übrigens nie übersehen, was zu der anhaltenden heiteren Stimmung eines freudigen Geistes der Körper beiträgt. In Gellert war dasselbe freudige Hoffen wie in Burger, und dennoch, wie gehemmt war, in Folge seiner körperlichen Leiden, bei ihm die Aeußerung dieser Freudigkeit.

einer Fußreise war, und an einem schattigen Orte bei einer wunderherrlichen Aussicht vom Gebirge herab, oder aus der waldigen Bucht hinaus auf das Meer, mein Mittagsbrod verzehrte. Denn es ist etwas gar Liebliches und Anmuthiges um das Reisen, vor Allem wenn man, vom Gepäck unbeschwert, zu Fuße reist. In solcher Stimmung eines fröhlich Reisenden befand sich ohne Aufhören mein alter Burger und zwar in der Stimmung eines Wandersmannes, der nicht von der geliebten Heimath hinwegzieht, etwa in das „heiße Afrika“, sondern zu ihr hin, unterwegs schon mit den Vögeln um die Wette Lieder der Heimath singt und immer fröhlicher wird, je näher er dem Vaterhause kommt.

Ich habe meinen alten Freund, den Rosenbäcker, wenig Stunden vor seinem seligen Ende, von Erlangen aus, wo ich damals lebte, noch besucht und muß wohl sagen, daß ich niemals ein solches in rechter Weise und von Herzen fröhliches Angesicht gesehen habe, als das Angesicht dieses Sterbenden. Er lag still auf seinem Bette, denn er hatte keine Kraft mehr, sich zu bewegen; die schönen dunklen Augen glänzten recht wunderbar, er erkannte mich noch sogleich, schaute mich freundlich lächelnd an und die Brust bewegte sich wie sonst bei seinem lauten, fröhlichen Lachen, wenn er unter Freudenthränen von den seligen Freuden der Ewigkeit sprach, aber man hörte keinen Laut mehr dabei, und aus den Augen kamen keine Freudenthränen, denn diese Freude war zu groß, selbst zum Weinen. Ich rührte seine alte gute Hand an; er wendete die seinige so, daß sie mit den Fingern meine Hand liebkosend berühren konnte. Ich verstand dich, mein lieber, alter Freund, wenn du mir's auch nicht mit Worten sagen konntest und Gott lasse mein Hinübergehen in die Heimath auch einmal so fröhlich und

leicht sein. Doch wie Er will; es kann auch zuletzt noch durch tiefe Wasser gehen; wenn man sich nur an die Hand festhält, die von drüben herüberlangt, um den Sinkenden aus der letzten Noth zu retten.

Gerade wie ein fröhlich Reisender, der an etwas Herrlicheres, Lieberes zu denken hat, das ihn in der Heimath erwartet, als an die Blumenstöcke, die er in seiner Miethswohnung vor den Fenstern stehen läßt, und an die Sperlinge, denen er dort ihr Futter hinstreute, denn an diesem Allen mag sich jetzt ein Anderer freuen und ihrer pflegen, so war auch mein alter Burger, der fröhliche Wandersmann nach der seligen Ewigkeit, von aller starken Anhänglichkeit an Das fern, was ihm hienieden, in der Miethswohnung des Erdenlebens das größeste Vergnügen gemacht hat. Nächst Weib und Kindern und den Freunden seines Herzens waren doch seine zum Theil kostbaren Bücher und Instrumente sein liebster Schatz. Er schrieb aber niemals den Namen von Jemand auf, der etwa eines jener Bücher von ihm entlehnte, deren Kraft er an seinem eigenen Herzen am meisten erfahren hatte. Und wenn dann ein solches Buch nicht wieder kam, sondern wegblieb, man wußte nicht wo? und der Alte suchte vergeblich in dem Neste, darin es sonst gestanden, da sagte er zu den Freunden, die etwa den Verlust bedauerten, mit fröhlichem Lachen: „nun laßt es immer wegbleiben, wer weiß, wohin es der Herr geführt hat, und noch weiter unter Leuten herumführt, an denen es seine gute Wirkung thun wird."

Als es, wenig Jahre vor seinem Tode, in dem Hause, das gerade an der, seinem Hause gegenüber gelegenen Ecke des engen Gäßchens lag, brannte, und Freunde kamen, um ihm seine Bücher retten zu helfen, da fanden sie ihn ruhig stehen und dem Feuer zusehen. „Ihr Leute", sagte

er, „was ist da zu thun? Das Feuer bricht so stark und schnell hervor, daß, wenn es so fortginge, wir Alle, ich sammt euch, zu wenig wären, um meine vielen Bücher aus dem Fachwerk herauszunehmen, geschweige gar um sie fortzutragen, und ich wäre auch zu alt, um nur alle die Dinge wieder in ihrer Ordnung aufzustellen. Darum habe ich zu den Meinigen gesagt: rettet ihr nur, was das Eurige ist; ich aber habe gedacht, der Herr, in dessen Hand das Feuer und alle Elemente stehen, der weiß doch, daß ich keine schlechten Bücher habe, und der Gebrauch, den ich davon für mich und Andere gemacht habe, ist auch kein schlechter gewesen, sondern Alles, in menschlicher Schwachheit, zu Seines Namens Ehre. Es wird Ihn deshalb, meine ich, wohl gefallen, mir meine Bücher noch zu lassen, und thut Er es anders, wohl gut, so gefällt mir auch, was Ihm gefällt." Nun, das Feuer, dessen Flammen schon aus dem brennenden Hause herausschlugen in die enge Gasse, wurde gelöscht, und der Alte behielt seine Bücher.

Sowie gegen diese papierenen Güter, auf die er doch einen so großen Werth legte, verhielt sich sein Herz auch gegen die anderen zeitlichen Güter, welche ihm zufielen. Er war durch Gottes Segen, rechtschaffenen Wandel, Fleiß und Geschick in all' seinem Thun zu einer guten bürgerlichen Wohlhabenheit gelangt, hielt das Seine in hausväterlicher Ordnung gut zusammen, war aber dabei so fern vom Geiz, daß er den Spruch: „gib Den, der dich bittet, und wende dich nicht von Dem, der dir abborgen will", zuweilen in fast zu wörtlichem Sinne befolgte, und daß es nur gut war, daß er eine so vortreffliche, verständige Hausfrau hatte, welche, wie das Intermedium zwischen der Hauptfeder und der Unruhe an einem guten Chronometer den Gang der Räder und Getriebe, die Einkünfte und

Ausgaben des Hauswesens in Ordnung hielt. Doch konnte das nicht verhindern, daß er namentlich durch Wegleihen und Borgen hin und wieder in Verluste kam, und auch in anderer Weise hatte er Manches, das er sich sauer erworben, unversehens wieder verloren. Von diesem Allen pflegte er niemals zu sprechen, und wenn ihn Einer daran erinnern wollte, wendete er sogleich das Gespräch wo anders hin. Dagegen erzählte er zuweilen mit lachendem Munde, als ein Curiosum, wie ihm der Herr in der Noth durch Mittel und Wege so väterlich reich ausgeholfen, und wie er wohl ein und das andere Mal zu Geld gekommen sei, wo er gar nicht daran gedacht habe. So war ihm einmal aus der Erbschaft eines Verwandten, der sich, ohne dabei zu geizen, auf das Sparen verstanden, ganz unverhofft eine ansehnliche Summe, und zwar in Gold, zugefallen. Der Rosenbäcker hatte in seinem Leben noch niemals so viel Gold beisammen gesehen, noch weniger aber besessen, er wiegt es auf seiner Mundmehlwage und findet, daß die Sache da reichlich ein ganzes Pfund wöge. Da fällt ihm eine Geschichte aus seiner Jugend und aus der theueren Zeit ein. Er war damals auf seinem Bäckerhandwerk bei einem Meister in Gunzenhausen, der ein braver gutmeinender Mann war, welcher seine Leute keine Noth leiden ließ. Da aber das Brod jenes Mal so gar theuer war, pflegte er seinen Leuten, damit einer so viel bekäme als der andere, ihr Brod auf der Mehlwage zuzuwiegen. Doch hatten die Leute, wenn sie noch hungrig waren, die Freiheit, sich auch noch selber ein Stück abzuschneiden. Burger indeß brauchte für gewöhnlich nicht einmal seinen Theil, sondern gab ihn den hungernden Armen, welche da um die Häuser herumschlichen. Eines Tages aber, da er im Geschäft seines Herrn auf das Feld hinaus muß, nimmt

er sich ein recht ordentliches Stück Brod, wohl ein gutes Pfund, mit und steckt es zu sich. Vor der Stadt draußen begegnet ihm ein Jude, ein wahres Jammerbild, von Hunger bleich und abgezehrt, der ihn schon von Weitem flehend ansieht. Burger merkt bald, was jener will, und reicht ihm, noch ehe er es verlangt, das Brod. Da bricht der arme Mensch unter Thränen in laute Segnungen aus, und nach der bildlichen Redeweise, deren sich die Israeliten oft bedienen, wünscht er seinem Wohlthäter, daß dieser aus Gottes vergeltender Hand gerade eben so viel Gold bekommen möge, als das Brod an Gewicht betrage.

„Nun“, so fügte der Rosenbäcker seiner Geschichte hinzu, „die Sache lautet freilich kurios, aber ich wollte damit nur sagen, daß unser lieber Herr es nicht so macht wie die schlechten Schuldner, welche leihen und bezahlen es nicht, sondern Das, was wir Ihm leihen, indem wir es aus Liebe zu Ihm und den Brüdern den Bedürftigen dahin geben, das bezahlt er uns redlich und reichlich wieder. Darum ist mir's nicht leid um das, was ich etwa einem Anderen dahin leihe, der's nicht wiedergeben kann, weiß ich doch, wer für ihn zahlt, wenn auch nicht immer in Silber und Gold, doch in etwas Anderem, das besser ist als Gold.“

Es gibt aber freilich schwerere Verluste, als die an Geld und Gut, das sind solche, die der Tod uns zufügt, wenn er uns eine theure, treue Seele, ohne die wir, wie uns bedünkte, gar nicht leben konnten und mochten, von der Seite nimmt. Und auch das Leid, das uns der irdische Tod anthut, das Scheiden von einem geliebten Herzen auf Lebenszeit, in Hoffnung eines seligen Wiedersehens, thut noch lange nicht so wehe, als das Leid um einen uns nahe befreundeten Menschen, der den Weg des Friedens

verläßt und zum Verderben eilt. Denn das ist kein Scheiden nur auf Lebenszeit und in Hoffnung eines fröhlich seligen Wiedersehens. Burger hatte auch die Bitterkeit dieses schwersten Leides erfahren, wenigstens in jener Angst und Sorge, welche das Christenherz bei der geistigen Todesgefahr einer ihm nahestehenden Seele empfindet. Diese Art des inneren Wehes sprach er jedoch nicht gegen andere Menschen, sondern nur gegen Gott aus, und wenn er dennoch genöthigt war, mit Andern davon zu reden, da geschah dieses mit einem tiefen Ernst und mit einem Ausdruck der Betrübniß in seinen Mienen, dergleichen ich sonst niemals an ihm gesehen. Anders aber war es, wenn er von jenem Leid sprach, das ihm der Tod seiner nächsten und geliebtesten Verwandten und Freunde gebracht hatte. Namentlich war ihm der Tod seiner erstgeborenen kleinen Tochter tief zu Herzen gegangen, und es war ihm gewesen, als wenn dieses, sein Herz, bei dem Dahinscheiden des frommen Kindes von einander gerissen würde, und großentheils mit diesem dahin gegangen wäre. Wenn er hiervon sprach, da geschah dieses mit großer Rührung, ehe man es sich aber versah, war seine Rede in das Lieblingselement all' seines Sehnens und Sinnens gekommen, in die Gedanken an das selige Sein der Ewigkeit. Und da erging es ihm wie einer Lerche, die, im Käfig eingefangen, ganz still dasitzt, die aber, wenn man sie hinausläßt an die freie Luft, alsbald fröhlich singend hinaufschwebt: „sein Mund wurde voll Lachens und seine Zunge voll Rühmens."

So ein fröhlich seliger Mensch war mein alter Rosenbäcker schon auf Erden, aber ich sage es noch einmal: diese Fröhlichkeit war etwas ganz Verschiedenes von der Lustigkeit der Welt und ihrer Leute. In einer Gesellschaft, wo es, wie man zu sagen pflegt, lustig zuging, hat man

ihn niemals gesehen, oder wenn sich eine solche dahin eingedrungen hätte, wo er mit etlichen Freunden außen in einem kleinen Saale des Burgzwingers sein Glas Bier trank, da würde er nur kurze Zeit noch, ernst schweigend geblieben, dann aber bald aufgestanden und fortgegangen sein. Es war ihm selbst der Ton der gewöhnlichen unschuldigen Scherze, dergleichen sich unser einer manchmal erlaubt hat, ein fremdartiger und unverständlicher, und wenn auch die Anderen darüber lachten, lachte er doch nicht mit, so daß man lieber in seiner Gegenwart so etwas unterließ. Ohnehin kam man da bald auf andere Dinge zu sprechen, durch welche der Geist und das Herz mehr und in bleibenderer Weise gestärkt und erfreut wurden als durch den Wein, den man zwar nicht trank, weil man keinen hatte, aber doch vielleicht gern getrunken hätte.

Ich habe meine Leser lange in dem Zimmer und in der Gesellschaft meines alten Rosenbäckers aufgehalten, wo es mir vor nun länger als 40 Jahren allezeit so wohl gewesen ist und in der Erinnerung noch immer wohl wird, so daß ich nicht gern davon aufbrechen und weggehen mag. Und man dürfte sich der Gesellschaft, die man bei und mit Burger fand, auch nicht einmal in der Zeit, geschweige in der Ewigkeit, schämen. Denn außer den fast alltäglichen Besuchen in dem Bücherkabinet, ober dem Backofen: namentlich dem kindlich frommen Melber Fiedler (den nachmaligen Vormund meiner Tochter), dem ehrenfesten Bäckermeister Frosch, der immer so ernsthaft aussah, wie eine edle englische Dogge und doch, über Das, worüber der Alte in's Lachen gerieth, auch gar gern mitlachte, dem Graveur Dallinger senior und mir, war auch mein Freund Kanne, waren der alte hochehrenwerthe Patrizier von Scheurl aus Erlenstegen, Direktor Büchner

und gar mancher berühmter Fremde, den ich oder Kanne dahin führten, gern bei dem Rosenbäcker und ich nenne hier im Vorbeigehen nur Einen, der alle gute Dinge gar vortrefflich merkt und über Tiefes wie Hohes herrliche Auskunft zu geben weiß, meinen Freund, den hochgelehrten Theologen Dr. Engelhardt in Erlangen, der noch ganz wohl davon Bescheid geben könnte, wie es in dem Bäckerhause hinter dem Tetzel in Nürnberg und bei, sowie mit seinem Inhaber aussah. Ich selber habe auch in meinem „Alten und Neuen" öfter von dem alten Burger erzählt, habe denselben namentlich im 3. Bande (in den Mittheilungen aus dem Reiche) in den kleinen Erzählungen: „der vermeintliche Spion" und „Wie wohl ist mir o Freund der Seelen", so lebensgetreu als ich vermochte aufgeführt, bin auch, in meinem „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten", mit ihm in eine Gesellschaft gegangen, die vor vierzig Jahren, freilich aber wohl nicht jetzt mehr auf dem „Zwinger" zusammenkam, hätte jedoch, wenn mir der Raum und die Zeit es erlaubten, noch immer viel von ihm zu sagen. Doch wird Das, was ich hier schrieb, für meine Leser schon, wo nicht zu viel, doch genug sein und ich muß sie jetzt wieder mit mir unter mein eigenes, inneres wie äußeres Dach führen.

33. Ein kleiner Anfang.

Wenn Einer im Handel und Wandel der Welt, mit seiner, sowie ohne seine Schuld, um all' sein Geld und Gut gekommen ist und er fängt nun von Neuem an, sich einen Hausstand zu begründen, dann ist es wohl gut, wenn er diesen Anfang mit redlichem Fleiße und demüthiger Stille recht im Kleinen, sowie mit großer Vorsicht macht. Meiner inneren Stellung nach glich ich wohl da=

mals, wo ich mit Burger bekannt wurde, einem Menschen, der um sein Vermögen gekommen ist, und der nun zu hungern und zu darben anfängt. Als aber, nach dem Gleichniß des Evangeliums, der verlorene Sohn dort in der Fremde in Armuth und Noth war, da weckte der bittere Mangel, an dem er litt, nicht nur das schmerzliche Sehnen nach dem täglichen Brode auf, das er vorhin, im Hause seines Vaters, in voller Genüge genossen, sondern mit dem Schmerze jenes Sehnens noch einen anderen, welcher eben so groß, ja noch größer war: den Schmerz über seine schwere Verschuldung an der Liebe des treuen Vaters. Wäre er zu diesem nicht mit dem Bekenntniß, tief aus seines Herzens Grunde, gekommen: „Vater, ich habe gesündiget in dem Himmel und vor dir; ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße, mache mich als einen deiner Taglöhner", dann wäre ihm drinnen im Vaterhause nicht die Freude mit den Fröhlichen, bei den Gesängen und Reigen, sowie bei dem Mahle der Liebe zu Theil geworden.

Ich sprach vorhin (S. 359) von der festen Unterlage, worauf die Freudigkeit und der Frieden, ja das eigentliche, in der That sich bezeugende Leben des Christenglaubens begründet sein müssen, wenn sie bestehen sollen. Wo dieser rechte Unterbau fehlt, da wird auch der Oberbau, er sei so ansehnlich schön als er wolle, ein sehr gebrechlicher sein, er wird bald da bald dort sich senken, bald an dieser bald an jener Seite einstürzen, bis der Baumeister sich ernstlich bemüht, seine Uebereilung gut zu machen und dem Werk seiner Hände den dauerhaften, festen Grund zu geben. In den Tagen unseres Herrn hat es gar Viele gegeben, die durch seine großen Zeichen und Wunder, welche er that, zu ihm hingezogen wurden und die ein Wohlgefallen an

den herrlichen Reden und der erhabenen Persönlichkeit des Menschensohnes fanden. Sie waren als fröhliche Gäste hineingetreten in's Vaterhaus, um da drinnen, bei den Gesängen und Reigen, mit den fröhlichen Genossen des Hausvaters sich zu ergötzen. Sie wollten Theil haben an der seligen Freude des aus seiner Irre wiedergekehrten Sohnes, aber das konnte nicht sein, wenn sie nicht das Feierkleid mitbrachten, mit welchem der Wiedergekehrte innerlich, in seines Herzens Grunde, schon angethan war, als der Vater ihm das Ehrenkleid aus seiner Hand anziehen und ihm den Siegelring an seinen Finger geben ließ. Sie gehörten zu jenen Seelen, die zwar das Wort aus dem Munde des Herrn freudig aufnahmen und in deren Herzen es auch lebendig wurde, bald aber wieder seine Kraft verlor und erstarb, wie eine Saat, die nicht Wurzel fand oder erstickt wurde, weil sie auf felsigen Grund oder unter Dornen gefallen war. Dennoch war der Reiz eines Wohlgefallens an den wunderbaren Thaten und an den Reden des Herrn ein Anfang, aus welchem auch etwas Anderes werden konnte, als eine schnell vergehende Felsen- oder Dornensaat, denn nicht alle Die, welche dem Herrn, von jenem Reize getrieben, nachgefolgt waren, wandten sich wieder hinter sich und verließen ihn, sondern es gab auch etliche, die treulich bei Ihm blieben und auch diesen war die freudige Aufregung, welche von seiner Nähe ausging, heilsam und nöthig gewesen zum Erwachen ihres Glaubens.

Ich habe soeben die Eigenthümlichkeit meines alten Burger ziemlich genau beschrieben. Sie war recht dazu geeignet, um eine Freude und einen Wohlgefallen an der Kraft des Christenglaubens anzuregen, weil sie ihrem ganzen Wesen nach auf der Freude an dem Herrn und an seinem Wort beruhte. Pflegt doch schon das laute Bezeu-

gen der Freude eines harmlosen Kindes unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erwecken und uns selber fröhlich zu stimmen, obgleich es nur etwa die Schönheit einer vergänglichen Blume oder eines bunt gemalten Bildes ist, was den Jubel hervorrief; wie hätte nicht eine Freude von solcher Art, als sie in Burger's kräftigem Wesen sich aussprach, auch anderen Seelen sich mittheilen sollen. Und so kann ich Das, was dieser merkwürdige Mann an mir that, mit kurzen Worten bezeichnen: er weckte in mir die Liebe zu dem Herrn, die Freude an Seinem Worte recht lebenskräftig wieder auf, welche in dem lauen Treiben der Welt erkaltet und eingeschlafen war. Freilich fehlte noch gar viel und es gehörte noch etwas ganz Anderes dazu, ehe der, in all' seinen Richtungen und Kräften zerstreute und ohnmächtig gewordene Menschengeist nicht nur, wie der Rosenbäcker und sein alter Prälat (nach S. 363) sich seine Logik und Redeweise, sondern vor Allem seine Gesinnung nach dem Worte bilden und gestalten ließ, das er wieder so freudig und gern aufnahm; das Saatkorn war in einen Boden gekommen, welcher großentheils nur an der Oberfläche gut, gleich darunter aber ein Fels war, der zermalmt werden mußte, um der Wurzel das Eindringen zu gestatten; dennoch machte sich das junge Grün hervor. Wir Beide, Henriette und ich, hatten noch kurz vorher, nach unserer seitherigen Gewohnheit, an jenen älteren und neueren Schriften uns ergötzt, welche nach dem Geschmacke der gebildeten Menge als vorzüglich geistreich und schön gepriesen wurden, hatten namentlich das jenes Mal neueste Werk eines großen Meisters der deutschen Literatur mit unbegränztem Entzücken gelesen, über dessen Material, kunstreich reizende Form Freunde, wie Franz von Baa-

der, sich bedenklich äußerten *). Seit meinem näheren Umgange mit Burger wurde dieses anders; wir kehrten wieder zu der geistigen Kost unserer Kinderjahre im Elternhause zurück, lasen täglich und viel in der Bibel, erfreuten uns an den alten, christlichen Gesängen. Auch brachte ich aus Burger's, für mich immer geöffneter Schatzkammer, viele anmuthige und leicht zu Gemüthe gehende Bücher mit, namentlich solche von biographischem Inhalte. Ein Werk von vielen Bänden ist mir schon damals und später noch mehr werth geworden, dies waren die vielbekannten und an vielen Herzen gesegneten „Basler Sammlungen". Ein Werk, das nun seit fast drei Viertheilen eines Jahrhunderts (seit 1786) alljährlich seinen milden, ernsten Wächterruf vernehmen läßt, in welchem es bezeuget, daß der Herrscher in seinem Reiche nicht schläft noch schlummert, sondern über die Seinen, auch wenn sie zu den tiefest Verborgenen im Lande gehörten, „sorget und wacht, bei Tag und bei Nacht", bis Er, auf einem oft wunderbaren Wege der Führungen und Rettungen, sein Werk an ihnen vollendet hat. Wenn ich in den inhaltreichen Bänden dieses Werkes, deren Reihe schon damals weit über zwanzig betrug, die einfältig treuen Berichte las über Das, was die Gnade des Herrn an einzelnen, meist in dieser Zeit schon zu ihrer Ruhe eingegangenen Menschenseelen gethan und was er durch sie, in der Kraft seines Wortes, an anderen Seelen gewirkt hatte, da fielen mir immer die Worte eines alten guten Liedes ein „der Herr ist nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden; Er bleibt der Seinen Zuversicht, ihr Segen, Heil und Frieden." Denn wer

*) Göthe's Wahlverwandtschaften.

möchte, nach diesen Zeugnissen aus Nord und Süd, Ost und West es verkennen, daß Er, der Lebendige, noch immer unter dem Geschlechte der Menschen wandle und noch fortwährend durch Zeichen und Wunder der inneren Art, ja nicht selten selbst durch äußere Zeichen und Wunder, sein Nahesein kund gibt. In derselben Zeit, wo jene geistigen Gaben aus Basel, dieser ehrwürdigen Mutter unter allen christgläubig thätigen Städten unserer Tage, in meine Hände kamen, las ich auch außer den Lebensbeschreibungen von Zinzendorf, Spangenberg und anderer ihrer nächststehenden Mitarbeiter, die treuen Berichte über die Arbeiten der Brüdergemeinde unter den Christen und Heiden und die Lebensführungen einzelner, besonders kräftig erwiesener Glieder jener Gemeinde. Ich durfte das Bekanntwerden gerade mit dieser Art von Schriften hier nicht mit Stillschweigen übergehen um des großartigen und gewaltigen Eindruckes willen, den die thatsächliche Ueberzeugung auf mich machte, daß jene „Gemeine der Heiligen", von welcher unser Glaubensbekenntniß redet, noch in frischer Lebenskraft auf Erden bestehe und daß auch wir in unseren Tagen noch fortwährend einen „Haufen der Zeugen" um uns haben, die uns zum Treubleiben ermuntern, sowie durch ihr Vorbild zum kräftigen Fortgange auf dem Wege des Lebens stärken können.

Auch unter den damals noch lebenden Zeitgenossen zogen mich durch ihre Schriften namentlich mehrere der Schweizer und Würtemberger Theologen, sowie Jung-Stilling an, dessen Bekanntschaft in seiner Jugendgeschichte ich übrigens schon in meinem Elternhause gemacht hatte.

Aber auch die Bekanntschaft mit einem anderen noch lebenden Manne aus dem „Haufen jener Zeugen" wurde mir um diese Zeit zu Theil und zwar nicht aus seinen

Schriften, sondern persönlich und von Angesicht zu Angesicht. Dies war der Pfarrer Joh. Gottfried Schöner in Nürnberg, von welchem Burger öfters in herzlicher Liebe als von einem auserwählten Werkzeuge der Gnade gesprochen hatte, welchem er nicht werth sei, ihm seine Schuhriemen aufzulösen. Ich werde später noch mehr von diesem theueren Manne reden, hier aber nur von der Veranlassung zu unserer ersten näheren Bekanntschaft sprechen. Ich muß dabei abermals auf die Geschichte des geistigen Verkehres mit einem Freunde zurückkommen, dem ich in meinem früheren Leben öfter begegnet bin, und welcher mehrmals in den Gang meiner äußeren wie inneren Entwickelungsgeschichte in wirksamer Weise eingegriffen hat.

Johann Wilhelm Ritter der geistvolle Physiker, der mir in Jena ein wissenschaftlicher Leitstern (B. I S. 349), dann durch seine freundlichen Empfehlungen und Verwendungen gar oft ein hülfreicher Beistand gewesen war, durfte sich der Herkunft aus einem Elternhause rühmen, das mit dem meinigen an Geist und Gesinnung sehr nahe verwandt war. Einzelne Nachklänge aus dem Leben in diesem Elternhause wird man noch in den nach seinem Tode erschienenen „Fragmenten aus dem Nachlaß eines jungen Physikers" (Heidelberg 1810) finden können. Ritter's Vater, ein Pfarrer zu Samiz (bei Hagenau) in Schlesien, war in seiner Jugend mit unserem Schöner inniglich befreundet gewesen; sie waren Beide von gleicher Liebe zu der Wahrheit, die nicht von unten her, von Menschen ist, ergriffen und hatten deshalb schon auf der Universität brüderlich zusammen gelebt und gearbeitet, auch später, als sie Beide, jeder an seinem Orte in gleichem Berufe lebten, sich öfters geschrieben. Der fromme Pfarrer Ritter in Schlesien war längst gestorben, sein Sohn aber, der Physiker, wußte

von der herzlichen Freundschaft, in welcher er mit Schöner in Nürnberg vereint gewesen war. Da kam auf einmal, ich meine, es ist, wo nicht schon vor Ende des Sommers, doch bald nach Anfang des Herbstes geschehen, Ritter's Frau mit ihren vier Kindern zu uns nach Nürnberg. Wir hätten sie gerne bei uns behalten als Gäste, obgleich unsere damalige Lage die Ausübung der Gastfreundschaft nicht begünstigte (m. v. S. 324); die Frau des Freundes äußerte aber von selbst den Wunsch, daß sie für sich und ihre Familie eine anständige Privatwohnung zur Miethe finden möge, denn sie gedenke für eine längere Zeit in Nürnberg zu bleiben. Ich erfuhr nicht das Wie und Warum? — nur das Eine sagte mir die Frau Ritter, daß ihr Mann immer kränklich und der Ruhe und Stille zu einer Arbeit, die er unter der Feder habe, sehr bedürftig sei; er habe die Seinen, damit sie von den Sorgen und Mühen um ihn sich erholen möchten, in das mild und gesund gelegene Nürnberg gesendet. Wir fanden bald in dem Hause einer adeligen Familie, welche durch den Tod des Vaters verwaist war, eine sehr anständige, schön gelegene Wohnung, die um sehr billigen Miethpreis abgelassen wurde; dahin zog die Familie.

Ich erfuhr erst jetzt von Anderen, denn ich war ja noch Fremdling im Lande, in welcher bedauernswürdigen Lage mein Freund in München sich befände. Er hatte schon in früherer Zeit, so wie ich ihn in Jena kannte, mit dem Gelde sich nicht zu benehmen gewußt; das Silber und selbst das Gold schienen für ihn nur dieselbe Bedeutung zu haben als die Zink- und Kupferplatten, aus denen seine großen Voltaischen Säulen gebaut waren; er sah gleichgültig zu, wie die Metalle unter den Experimenten seiner wissenschaftlichen Forschungen, so wie seines ungeregelten

Haushaltes sich abnutzten und zersetzten; waren sie doch alle nur zum Experimente da. Und mit derselben Ruhe, in welcher er jetzt einmal die Wirkungen des positiven Poles seiner Säule, dann wieder die des negativen an seinen Sinnorganen und den anderen Gliedern des Leibes erforschte und ertrug, ließ er auch die Wechselzustände in dem Experimente seines Haushaltes an sich vorübergehen. Denn mit gleich leichtem Sinne sah er das eine Mal den Mangel, dann wieder den Ueberfluß an sich kommen; er konnte viele Tage lang, wenn es sein mußte, mit Wasser und Brod, sich begnügen und dabei ganze Nächte, schlaflos auf dem Sopha sitzend, bei seinen mühseligen Experimenten ausdauern, dann aber, wenn ihm wieder ein Honorar vom Buchhändler oder ein fürstliches Geschenk von seinem hohen Gönner, dem Herzog Ernst von Gotha, in die Hände kam, ließ er allerdings auch wohl in maßloser Weise, wie es im Spruche heißt, „seine Brunnen herausfließen und die Wasserbäche auf die Gassen,“ so daß er gar bald drinnen in seinem Weinbergshäuschen (Thl. I S. 365) wieder ganz im Trockenen saß. Nun, diese Wirthschaft ohne Wirth ging so, ohne öffentlichen Anstoß hin so lange mein armer Ritter allein war und ohne Sorge für Andere in seinem Boote auf den Wogen der Ebbe und Fluth sich schaukeln ließ. Als aber nun noch eine, dann fünf bis sechs Personen zu ihm in das Boot hineinkamen, davon keine auf das Rudern und Steuern des Fahrzeuges sich verstand, da wurde aus der Lustfahrt gar bald eine Wehefahrt.

Das, was noch viele in München Lebende wissen, und was auch zur öffentlichen Kunde kam, muß auch ich hier andeuten. Er selbst hatte dieses wohl in seinen Briefen an mich gethan, wenn er mich unter der klugen Führung des Hauswesens durch meine Henriette als einen „Getra-

genen" glücklich pries, denn er wurde nicht getragen, sondern mußte eine Last tragen, unter deren Druck er sich nicht mehr erheben konnte. Der Druck war hart; sein Schmerz ließ durch keine äußeren Mittel sich betäuben, viel eher trat eine innere Betäubung ein, welche ihn gegen das offene zur Schautragen seiner Noth gleichgültig machte; ein bitterer Unmuth erfüllte sein Gemüth, gegen Alle, von denen er sich verachtet und verlassen wähnte. Selbst mich ließ er, besonders seitdem seine Familie in München war, diese Bitterkeit in seinen Briefen bemerken. Man hätte ja wohl gern geholfen, wenn man gekonnt hätte; wer aber in der Ferne konnte nur ahnden, wie trostlos es in der Nähe aussah!

In dieser Zeit war es geschehen, daß Ritter sich an den Pfarrer Schöner gewendet, und diesen um einen Vorschuß für seine Familie in Nürnberg gebeten hatte. Auf solchem seltsamen Wege wurde der theuere Vater Schöner zu mir, und ich zu ihm geführt. Ich, der ich freilich des Freundes Lage nicht in ihrem ganzen Umfange kannte, wußte nur Das aus eigener Erfahrung von ihm zu sagen: daß Ritter zwar schon früher, als er noch ohne äußere Versorgungwar, Schulden gemacht, aber auch redlich sie wieder bezahlt habe, und jetzt ein gesichertes Einkommen besitze*).

Die Welt kannte nur den Zustand des äußeren Haushaltes meines Freundes, that auch hin und wieder Blicke in seinen inneren, der innerste jedoch blieb ihr verborgen. Ein einziger treuer Freund, ein Mensch von aufopfernd treuer Liebe, war ihm als Helfer und Tröster an seinem

*) Auch Schöner's verhältnißmäßig nicht unansehnliches Darlehn wurde, obgleich erst nach mehreren Jahren, durch fremde Vorsorge erstattet.

Krankenbette geblieben, und hat ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen; dies war sein College bei der Akademie der Wissenschaften, der Chemiker Adolph Gehlen. Dieser hatte auch in den innersten Haushalt des Sterbenden Blicke gethan, und was er da gesehen, das theilte er mir mit. Ehe ich aber hiervon rede, will ich von einer eigenen, inneren Erfahrung reden.

Ich stehe nahe an der Gränze, bis zu welcher das Urtheil der Menschen und ihr Gespött uns erreichen können; nur noch ein Schritt oder wenige und ich bin hinüber; warum sollte ich mich scheuen, von einem Traumgesichte zu reden, dessen Erinnerung mir so lebendig ist, daß sie noch jetzt mich tief und freudig bewegt. Ich war im Traume bei Ritter, er saß da, wie ich ihn nie gesehen, mit jugendlich lieblichem Angesichte, das von einem Lichte, wie die Helle des Tages, wenn die Sonne am Aufgehen ist, beleuchtet war. Mit einer unbeschreiblich freudigen und doch ernsten Miene sah er mich an, und deutete dahin, von wo die Helle kam. Da lag vor mir eine hochgebaute Stadt im Glanze einer Herrlichkeit, welche das Auge auf Erden niemals sieht; dahin bewegten sich die Schaaren. Nicht sein Mund, sein Blick sagte es: dort werden wir uns wieder sehen.

Sollte ein solches Traumgesicht etwas so Besonderes sein? Lag mir nicht das Bild von „Jerusalem der hochgebauten Stadt," die nicht da unten, sondern droben ist, gerade damals ganz natürlich nahe, wo in den Abendstunden bei Burger so oft von dem seligen Sein der Ewigkeit die Rede war? Woher aber kommt einem Traumbilde, das die angeregte Einbildungskraft erzeugte, jene tief rührende Macht, durch welche es noch jetzt nach so vielen Jahren das Herz des 75 jährigen Greises bewegt? Es ist also,

mein äußeres Auge hat im Wachen viel Schönes und Herrliches auf Erden gesehen; die Bilder der Erinnerung daran sind zum großen Theile erloschen, oder doch verblichen. Wie kommt es nun aber, daß ein Bild mir so frisch und lebendig in der Seele geblieben ist, welches, als das äußere schlief, mein inneres Auge gesehen hat?

Ich wußte nicht wie krank Ritter war. Mehrere Tage nachher kam mir die Kunde von seinem Tode und zugleich erfuhr ich, daß seine Familie, auf den Empfang derselben Kunde, nach München zurückgekehrt sei. Mein und Henrietten's Entschluß, eines von den verwaisten Kindern in unsere elternliche Zucht und Pflege zu nehmen, war bald gefaßt. Unsere Wahl fiel auf die jüngste, damals dreijährige Tochter meines Freundes: Adeline. Sie war der Liebling ihres Vaters; dieser hatte mir noch in einem seiner spätesten Briefe es beschrieben, wie ihm ein Blick dieses Kindes, als es bei einem Worte, das der Vater zu seinen Kindern sprach, zu ihm hinauf, in seine Augen sah, so tief in die Seele gedrungen sei. Das damals kaum zweijährige Kind hatte, vielleicht aus dem Ton seiner Stimme, den wehmüthigen Ernst verstanden, welcher in dem Sinne der scheinbar nur kindlich spielenden Worte lag. Es hatte überhaupt, wenn es so an das Herz des Vaters sich anschmiegte, dieses Herz am meisten verstanden. Ich schrieb an Ritter's treuesten Freund, an den Vormund der Kinder. Gehlen und wir hatten das Glück, daß uns noch ein Vorzug vor einer anderen Familie, welche auch eben dieses Kind in ihre väterliche Vorsorge nehmen wollte, Adeline als Tochter zugesichert wurde, zu einem bleibenden Segen für unser Haus und unser Herz.

Gehlen kam selbst und brachte uns die Kleine. Er brachte mir noch noch mehr: das war der treue Bericht

von den letzten Tagen und Stunden des verstorbenen Freundes. Gehlen war schwerhörig, er mußte sein Ohr oder das Hörrohr nahe zum Munde des Kranken hinbringen, um seine schwache Stimme zu vernehmen, aber die Blicke und Mienen sprachen besser als Worte. Die Beiden waren meist allein in dem stillen Zimmer, und dem Kranken schien es wohlzuthun, daß es so still um ihn her war. Kurz vorher noch, ehe ihn seine leibliche Schwäche auf das Ruhebette führte, war er, weiter sinnend, den Grundgedanken seines letzten Werkes über den „Siderismus" nachgegangen, und sprach es gegen den Freund aus, daß er dennoch den Weg der Untersuchungen und Beobachtungen, den er dort gegangen, so dornig derselbe auch für ihn gewesen sei, nicht für vergeblich halte; auch die Wissenschaft werde noch zu der Erkenntniß und Ueberzeugung kommen, daß die Leiblichkeit des Menschen ein lebendiges Ganzes mit der gesammten Leiblichkeit der geschaffenen Dinge bilde, wie der lebende Finger mit dem gesammten lebenden Leibe. Der Pulsschlag und Athem des schaffenden und erhaltenden Gesammtlebens durchdringe in jedem Augenblicke die Natur des Menschen, wie die Felsenwerke der Tiefe mit ihren Metalladern und die bewegten Elemente, ja die Welten der Höhen; im Menschen könne das Einssein und Mitsein mit dem Leben der Gesammtheit zu einem Mitgefühl mit diesem lebenden Ganzen werden. So ohngefähr, wenn ich es recht verstanden und behalten, hatte Ritter über den Grundgedanken seines Siderismus gesprochen.

Bald aber schien er auch von diesem Abmühen mit der inneren Geschäftigkeit seiner letzten Jahre sich hinwegzuwenden, und einem inneren Ausruhen sich hinzugeben. Auf den Frieden eines solchen Ausruhens hatte er in einem

seiner letzten Briefe an mich, obwohl in nur eilig hingeworfenen Worten, so wie zugleich auf die fortwährende Unruhe seines eigenen, so wie meines Lebens hingedeutet. Wenigstens glaube ich den bildlichen Ausdruck von dem Hinüberkommen „zu einem Volke der Glücklichen auf sicherem Boden“ so nehmen zu dürfen. Der sorgsam pflegende Freund konnte es an seinem Kranken bemerken, wie die Unruhe der inneren Geschäftigkeit allmählig bis auf die letzte Spur verschwand. Sein Geist hatte den Weg, durch die Erinnerungen an das vergangene Leben, mit all' seinen sinnlichen Verirrungen, Sorgen und Kämpfen in stillem Ernst zurückgelegt. Wenige Worte sprach er in dieser Zeit mit dem Freunde, davon uns dieser, gleichsam noch als Abschiedsworte vom Sterbebette, unter anderen die brachte: „für meine Kinder wird Gott auf's Beste sorgen“, und „sagen Sie Schubert, ich ließe ihn herzlich um Verzeihung bitten.“ — Der Gedanke, welcher in dieser Bitte um Vergebung lag, war wohl nicht allein an armselige Menschen gerichtet, denen er vielleicht noch mehr als sie ihm zu verzeihen gehabt hätte, und seine Bitte hatte den Weg zu einem offenen Vaterherzen gefunden. Seine Erinnerung hatte, wie es aus einzelnen Aeußerungen schien, den Weg nicht nur zu dem irdischen Elternhause, sondern zu dem inneren, wie äußeren Frieden genommen, der darinnen wohnte und hier blieb sie stille stehen. Es war mitten im Winter; der pflegende Freund brachte ihm eine blühende Hyazinthe an sein Bett. Der Kranke wurde durch den Anblick und Duft der Blume freudig bewegt. Nicht mehr im vernehmlichen Worte, wohl aber durch Mienen und Geberden die deutende Hand und das Auge nach oben gerichtet, schien er es sagen zu wollen, daß er jetzt einem schöneren für ihn auf immer wiederkehrenden Frühling entgegengehe, als der irdische ist.

Ritter starb am 23. Januar (1810). Er war nur 34 Jahre alt geworden. Unter Denen, die seinem Sarge zum Grabe folgten, oder die als nähere Bekannte von seinem Ende wußten, hatten die Meisten nur seinen äußeren, weniger seinen inneren, nur Einer aber, der treue Gehlen, seinen innersten Haushalt gekannt. Dieser Eine trauerte um den Todten, Einige bedauerten ihn. Er jedoch war dem Gerichte der Menschen entgangen, in welchem keine liebende Theilnahme noch Trost lag. Mir aber ist Das, was Gehlen mir vom Sterbebette des Freundes erzählte und ich darf wohl bekennen, auch das Ferngesicht meines Traumes, das mir Ritter's Tod verkündete, sehr zum Trost gewesen.

Bei dem Niederschreiben meiner Lebensbeschreibung ergeht es mir öfter wie einem alten Führer durch die Gebirgsgegenden, den viele Reisende gekannt haben. Wenn dieser die Fremden auf den Alpensteigen aus einem Thale in das andere hinübergeleitete, da schritt er, selbst mit dem fremden Reisegepäcke belastet, so rüstig voran, daß auch die kräftig Jüngeren zuweilen, um ein wenig zu verschnaufen, ihn zum Stillestehen ermahnen mußten. Wenn aber der Steig in die Nähe eines Kirchhofes kam, da konnte der Alte nicht widerstehen, er brachte, auch wenn es vielleicht ein kleiner Umweg war, seine Fremden dahin, zeigte ihnen, mit ehrerbietig abgenommenem Hute, diesen und jenen Grabstein oder manches der eisernen Kreuze und erzählte dabei, welch' ein braver und geschickter Mann, oder welche gute Frau da begraben liege, die er Alle gekannt hatte. Man hörte da doch Manches, das man sich selbst in die Brieftasche aufschrieb; es waren Schilderungen von Menschen und Ereignissen des Alpenlandes einer fast ausgestorbenen Zeit.

So fühle auch ich den Drang, die mitlebenden, namentlich jüngeren Genossen des jetzigen Tages, an manches der Denkmäler hinzuführen, das an einen Menschen erinnert, welcher mir und den Genossen der früheren Tage mit Recht theuer und der bleibenden Erinnerung werth ist.

Adolph Ferdinand Gehlen, Ritter's treuer Pfleger und Freund, ist der Vorzüglichsten Einer, welcher einer solchen Erinnerung werth ist, denn nicht nur während seines Lebens ist er von Allen, die ihn kannten, als ein Mensch, der das Gute und Beste kannte und treulich wollte, geliebt und verehrt worden, sondern noch jetzt, vierzig Jahre nach seinem Tode (er starb 1815), leben Menschen, welche meinem Urtheile beistimmen, daß ihnen in ihrem ganzen Leben nur wenig Männer vorgekommen seien, von solcher das Gemüth ansprechenden, edlen, hohen Persönlichkeit, in welcher die seltenen, inneren wie äußeren Gaben, in der anmuthigen Form der Bescheidenheit und in der Zucht der Demuth hervortraten. Ein Mensch von aufrichtigem Gemüthe in Wort und That, gegen Andere voll Nachsicht und Liebe, ohne Neid und Ehrsucht. Er war im J. 1773 zu Burow in Pommern geboren, hatte, bescheiden und still als Pharmazeut, in einer Apotheke zu Berlin die erste Strecke auf dem Wege seiner wissenschaftlichen Bildung zurückgelegt, da rief man ihn, in seinem 33. Jahre, als Lehrer der Zoochemie nach Halle, fünf Jahre nachher nach München. Er war wohl, seinen Kenntnissen und Kräften nach, der Mann, welcher seiner Zeit, im Gebiete der Wissenschaft, ein belehrender Führer sein konnte, dies zeigte er in seiner, später durch Schweigger fortgeführten Zeitschrift für Chemie und Physik, welche durch ihren reichen, thatsächlichen Gehalt, wie durch den scharfblickenden Geist, der die Thatsachen ordnet und be-

leuchtet, gleich bedeutend ist *). Auch hatte er durch die Anwendung des Glaubersalzes zur Verbesserung des Glases dem bürgerlichen Gewerbe, sowie der Optik einen Vortheil gebracht, davon freilich den äußeren Gewinn ein Anderer zog, dem er nicht so gebührte und welcher, als er in Wien ein Monopol für die Entdeckung löste, mit dieser fast so zu Schanden geworden wäre, als der Zauberlehrling bei Göthe mit seiner nur halb erlernten Beschwörungsformel, wenn nicht Gehlen, ohne eines Lohnes dafür zu begehren, ihm aus der Verlegenheit geholfen hätte. Aber mitten in diesem seinem wissenschaftlichen Wirken, sowie in den Thaten seiner segensreichen Gemeinnützlichkeit, wurde er, in seinem 42. Jahre, abgerufen aus dem Leben — wie ein kühner Kriegsmann auf dem Felde der Schlachten, so er in dem Geschäfte der chemischen Bemeisterung einer todtgefährlichen Luftart (des Arsenikwasserstoffgases). Sein Andenken bleibe uns in Ehren!

34. Der Sommer und Herbst von 1810.

Eine Pflanze, die man, nach langem Verschlusse in einem dunklen Keller, auf einmal, in der Zeit des warmen Frühlinges, heraus verpflanzt auf ein sonniges, fruchtbares Gartenbeet, würde sich, wenn sie empfinden könnte, nach ihrem Maaße eben so vergnügt und glücklich fühlen, als ich in dieser Zeit eines neubegonnenen Lebens mich fühlte. Meine innere Freudigkeit hatte, wie ich dies oben beschrieb, ihren guten, festbleibenden Grund; nach außen war ich in meinen naturgemäßen Boden, in einen Beruf versetzt, welcher meinen Gaben und Neigungen am meisten zusagte.

---

*) Auch das Repertorium für Chemie, welches Buchner fortsetzte, war von Gehlen begründet.

Denn schon mit dem Beginne des Sommerhalbjahres begann ich mich mit meinem Collegen Wolf, der noch bis zum Herbst bei uns blieb, in den naturgeschichtlichen Unterricht zu theilen; ich lebte im frohen Genusse der Betrachtung der Natur; die reichen Hülfsmittel, vornämlich an Büchern, mit denen unser Real-Gymnasium aus den Sammlungen der aufgelösten Universität Altdorf ausgestattet wurde, waren mir, zur Förderung meiner eigenen Bildung wie für den Unterricht, ein unschätzbarer Gewinn; selbst der Garten an unserem Landauer'schen Schulgebäude wurde schon vorläufig und zum Theile zu einem kleinen botanischen Garten für die Lehranstalt eingerichtet. Dieses Alles verdankte ich der freundlichen Vorsorge des Generalcommissärs v. Lerchenfeld, der sich als ein treuer Freund unserer Schulen sowie ihrer Lehrer und zunächst auch an mir erwies. Die Abendstunden, welche ich öfters in dem Hause und im Familienkreise dieses Mannes von hochgeborenem Gemüthe zubrachte, dienten mir nicht minder zur Erheiterung als zur inneren Bekräftigung. Mit seinem klaren Blicke und mild belehrendem Worte gab er mir manchen Wink, der mich zur ruhigeren Besonnenheit und wahren Klugheit des Lebens hinleitete. Die beiden Einflüsse, jener des Rosenbäckers und der des einsichtsvollen, gebildeten Staatsmannes, ergänzten sich gegenseitig, in einer mir wohlthätigen Weise.

Um diese Zeit kam der berühmte Reisende und Orientalist, Heinrich Julius Klaproth, zu uns nach Nürnberg, mein College Kanne führte ihn zu mir. Wenn er auch nur als der geistig ebenbürtige Sohn seines Vaters, des großen Meisters im Gebiete der Chemie, dem ich mit hoher Ehrerbietung zugethan war, mir begegnet wäre, würde seine Bekanntschaft mich sehr erfreut haben; er bedurfte jedoch einer solchen Einführung durch den Namen

des berühmten Vaters nicht, sondern führte sich selber, als eine bedeutende geistige Erscheinung, bei uns ein. Was er später in der Beschreibung seiner Reise, in den Kaukasus und Georgien, während der Jahre 1807—1808, sowie in seinen anderen Schriften von verwandtem Inhalte, öffentlich bekannt gemacht hat, davon theilte er uns einzelne Züge mit, die mich lebhaft anregten. Er schien sich unter uns gemüthlich wohlgestimmt zu fühlen; wir erkannten in ihm den Mann von seltener Gelehrsamkeit und Weltanschauung an, von dem wir uns gern nur belehren ließen.

In unserem Hause, wie in den Herzen, waltete ein fröhlich stilles Leben. Hatte doch selbst unser Kind an der lieblichen, kleinen Pflegeschwester Adeline eine befreundete Gespielin erhalten, wie sie, unter allen anderen uns bekannten Kindern, keine für sie wohlthuend bessere hätte finden können. Und an den Arbeiten meines Berufes, obgleich sie in sehr engen Kreis beschlossen waren, fand ich eine Genüge, wie ich kaum jemals sie gefunden; ich war dabei so ruhig, so voll sicherer Hoffnung und Erwartung, wie ein Bergmann, dessen Aufgabe es ist, durch das Felsengestein der Tiefe hindurchzubrechen nach einem reichen, nachbarlichen Erzgange, dessen mächtiger Gehalt, sowie sein Verlauf, schon von anderen Seiten her aufgeschlossen und wohlbekannt ist. Wenn er sich auch mühsam durch viel taubes Gestein hindurcharbeiten muß, so ist er doch wohlgemuth dabei und freut sich über jedes Körnchen des Erzes, das ihm, beim Scheine seiner Grubenlampe, aus der Masse des Felsen entgegenblinkt, denn es gibt ihm ein Vorzeichen von der Fülle der Erzader, in deren Nähe er gekommen ist. So war ich auch mit großer Ausdauer beschäftigt, mich noch einmal recht gründlich durch die Ele-

mente des naturgeschichtlichen Wissens, in seinem ganzen Umfange hindurchzuarbeiten, um mich zu meinem Lehrerberufe in diesem weiten, herrlichen Gebiete recht tüchtig zu machen.

Wenn aber ein solcher Bergmann, je nachdem ihn die Ordnung seiner Schicht traf, den ganzen Tag oder die ganze Nacht, unten in der Tiefe, wo es niemals Tag oder Nacht wird, in seinem engen Raume vor Ort saß und da, bei dem Scheine seines eigenen, armen Grubenlämpchens, gearbeitet hat, da thut es ihm unbeschreiblich wohl, wenn er wieder einmal hinauskommt an das liebe Tageslicht, das nicht nur über das Thal und die Berge seines Wohnortes, sondern weit über Länder und Meere scheint und wenn er da Gottes freie, frische Luft athmet, wo etliche Freunde und Genossen, die oben im Sonnenscheine stehen, ihm ihr fröhliches „Glückauf" zurufen. Am meisten dann, wenn diese Standesgenossen weit über das Land herkommen, wo sie soeben manches erzreiche Revier durchforscht und gar viel Neues gesehen haben, das sie dem Bruder Bergmann erzählen können. Etwas Aehnliches sollte mir jetzt widerfahren.

An einem Tage, mitten im Sommer (gegen Ende Juni 1810) fanden sich drei liebe Gäste bei uns ein: meine beiden (Wernerischen) Mitschüler und Freunde: C. v. Raumer und Rudolf v. Przystanowski sammt einem jüngeren Begleiter, Fr. Reichardt (damals noch Knabe). Jene beiden Freunde, vor allem Raumer, kamen freilich weit über Land und Wasser her, hatten, seitdem ich sie gesehen, manches geistige und leibliche Revier der Erden- und Menschenwelt durchforscht und konnten mir viel Erlebtes und Erfahrenes mittheilen. Denn nachdem Raumer schon im Frühling 1808 mit Engelhardt das

sächsische Erzgebirge geognostisch durchforscht und daselbst mit eigenen Augen Vieles gesehen hatte, was andere Augen nicht sahen, war er mit seinem geistig ebenbürtigen Begleiter durch die Gebirgsgegenden von Thüringen und Franken, dann des Rheingebietes zwischen Straßburg und Cöln gezogen und im September 1808 nach Paris gekommen. Was er dort alles gesehen, erforscht und erarbeitet hat, das hat er in seinen vermischten Schriften II. S. 18, sowie 29, 30, kurz angedeutet, in seinen geognostischen Fragmenten, sowie in seinen Aufsätzen über den Syenit des Erzgebirges und über den Sandstein ausführlicher mitgetheilt. Es sind merkwürdige und bewundernswerthe Gaben, welche dieser Mensch, dessen ganzes Wesen von der Natur des Auges ist, zum Sehen und Aufmerken der Dinge empfangen hat. Das Gefühl des innigen, lebendigen Verbundenseins mit einem solchen, verschiedenartig begabten Genossen, thut jedem wohl, der es weiß, daß, obgleich weder der Fuß noch das Ohr Auge sein können, sie dennoch auch des gemeinsamen Leibes lebendige Glieder sind. Der weite Kreis, über den sich der innere und äußere Beruf meines Freundes hinzog, hatte in Paris eine scheinbar andere Richtung genommen, welche dennoch um den unwandelbar festen Mittelpunkt den unverrückten Kreislauf fortsetzte. Ich sagte früher (II. S. 232), daß Raumer die tiefblickende Naturweisheit der ältesten Völker einem dem ursprünglichen Menschen eingeborenen Ahndungsvermögen und Mitgefühl mit der äußeren Natur zugeschrieben habe. Er selbst war aus der Werner'schen Schule voller Ahndungen und Ueberlieferungen hinausgetreten in das Gebiet der Weltanschauung, hatte aber bald gefunden, daß zum klaren Erkennen und Wissen weder das jugendlich warme Ahnden noch Vertrauen auf hochachtbare Meinung

hinreichend sei, sondern daß man da das eigene Auge zum Aufmerken und Sehen aufthun müsse. Nun, dazu hatte er die Gabe (nach S. 155) empfangen und tüchtigen Gebrauch davon gemacht und wie es vorhin in seinem angeborenen Berufe zum Belehren gelegen, Andere auf das alte Ferngesicht der Menschennatur, Gott und die Welt zu erfassen, hinzuweisen, so lag es ihm jetzt an, die Jugend der mitlebenden Zeit zu dem rechten Sehen und Aufmerken mit eigenen Sinnen: zu dem lebendigen Erfahren des göttlichen Lebens in dem eigenen Leben aufzuwecken und heranzubilden. Wie er auf seinen geognostischen Entdeckungsreisen die ersten Schritte auf seiner Laufbahn als Geognost gethan, so fühlte er sich jetzt zu den ersten Schritten auf seiner segensreichen Laufbahn als Pädagog aufgeregt. Die Erhebung und Erziehung seiner eigenen, deutschen Nation zum selbstständigen, besseren Gebrauch ihrer Kräfte, lag ihm in jener Zeit einer tiefen Erniedrigung derselben unter fremder Gewaltthätigkeit am meisten an. „Ich las", so sagt er (a. a. O. S. 55) „Pestalozzi und Das, was Fichte in seiner Rede an die deutsche Nation über Erziehung und Pestalozzi sagt. — So erwachte der Entschluß, nach Iferten zu Pestalozzi zu gehen." Dorthin kam er, mit Przystanowski gegen Ende Oktobers 1809, blieb dort bis Ende April 1810 und kam dann nach einem Frühlingsaufenthalte auf dem Rigi und einer Forschungsreise durch die östliche Schweiz nach Nürnberg.

Ich hatte jetzt den Freund in seiner doppelten geistigen Persönlichkeit, als Forscher der Natur und als Pädagogen bei mir, und konnte ihn in dieser zweifachen Qualität gar wohl gebrauchen, hatte auch mehr denn jemals Zeit und Muse dazu, an diesem lebenskräftigen Geiste mich zu stärken und zu erwärmen; denn Raumer blieb fünf

Wochen bei mir, schrieb in meinem stillen Hause seine trefflichen „geognostischen Fragmente“.

Es war ein frisches, für mich sehr förderliches wissenschaftliches Leben, das wir zusammen führten. Przystanowsky wurde mein Mitschüler und Mitarbeiter in der gemeinsamen Betrachtung und systematischen Ueberschau der Pflanzenwelt aus der Umgegend von Nürnberg. Er war noch Neuling in diesem Gebiete, aber ein so wißbegieriger und leicht auffassender, daß ich seinem scharfen Blicke manche Belehrung verdankte. Raumer theilte mir die von ihm und Engelhardt in Paris gezeichneten Umrisse der Formen mit, welche einen vollständigen Ueberblick über das von Lamark aufgestellte System der Conchylien nach seinen Ordnungen, Familien und Geschlechtern gewährte. Beide leisteten mir und meinem Collegen Pfaff eine rüstige Beihülfe bei der Auswahl und Besitznahme der Bücher, Apparate, sowie der zum Theile sehr brauchbaren Sammlungen, welche von der aufgelösten Universität Altdorf an unser Realgymnasium vererbt worden waren. Einen gemeinsamen, höchst erfrischenden Genuß fanden wir alle drei, nebst unserem Pfaff, in dem Familienkreise und der traulichen Unterhaltung mit dem edlen M. v. Lerchenfeld, dahin uns sehr oft der Zutritt eröffnet war. Lerchenfeld hatte namentlich an den geistig lebendigen Mittheilungen von Raumer großes Wohlgefallen gefunden.

Die lieben Gäste, welche aus Iferten zu uns gekommen, hatten kaum unser Haus verlassen, da zog ein anderer, obwohl nur auf kurze Zeit in dasselbe ein, welcher soeben nach Iferten, zu dem Vater Pestalozzi gehen wollte. Ein treuer Schüler für diesen, welcher den Segen, den er in Iferten empfangen, in reichem Maaße mit in sein Vaterland genommen und hier das empfangene Pfund zu

kräftigem Ertrag gebracht hat. Es war der nachmalige Director an der nach ihm benannten, rühmlich anerkannten Erziehungsanstalt in Dresden, D. Blochmann. Er kam zu mir, durch gemeinsame Freunde, noch mehr aber durch sich selbst empfohlen, denn sein jugendlich bescheidenes, ernstes Wesen war ein Empfehlungsbrief, der ihn bei Jedem, der diese Schriftzüge zu lesen verstand, ein freundliches Willkommen zusicherte.

Die öffentliche Prüfung unserer Schule hatte diesmal einen ungleich leichteren, harmloseren Verlauf als der vorjährige durch die Kreuzgänge und in den düsteren Räumen des Augustinerklosters gewesen war. Sie wurde in einem der größeren Zimmer unseres Landauerischen Schulhauses abgehalten und unsere Schüler, sowie wir Lehrer, bestanden dabei so gut, daß Paulus mit uns zufrieden war. Ueberhaupt hatte der Mann in der letzten Zeit sich immer freundlich gegen mich benommen und ich möchte fast meinen, es that ihm leid, daß er mir früher manchmal wehe gethan. Namentlich auf der ersten Reise, die wir, um von den dortigen Vorräthen Einsicht zu nehmen, mit ihm nach Altdorf machten*), hatte er sich in zutraulicher Weise benommen, freilich über Manches von Dem, was mir das Heiligste war und geblieben ist, seine bekannten, mir ganz widersprechenden Ansichten geäußert, zu deren Kundgebung ich ihn nicht hätte führen sollen. Aber ich kam darauf, weil ich soeben des berühmten Theologen Joh. Salomo Semler, für mich höchst lehrreiche Lebensbeschreibung gelesen hatte und durch den Anblick von Altdorf, wo

*) Sie geschah einige Monate früher als die auf S. 402 erwähnte.

Semler so gern gewesen war, an ihn und sein Wirken lebhaft erinnert worden war.

Die Arbeiten der Schulprüfung und die Mühen meiner Rektoratsgeschäfte waren vorüber; ich konnte Feierabend machen, da kam mir ein lieber Gast, der wohl die friedliche Stimmung des Feierabends auch mitten in die Arbeitsstunden hineingebracht hätte: mein treuer Jugendfreund Köthe. Er hatte uns Nachricht gegeben von seinem Kommen, wir waren ihm mit den beiden Kindern, an einem wunderschönen Herbstnachmittag weit hinaus vor die Stadt entgegengegangen; so von Herzen fröhlich bin ich selten bei einem Wiedersehen gewesen, als bei diesem.

Einige mir befreundete Leser der bisher gedruckten Anfänge dieser meiner Selbstbiographie haben mir gesagt, daß ihnen Köthe unter allen meinen Jugendfreunden, nach den wenigen Zügen, die ich bisher von ihm mitgetheilt, als der liebenswürdigste erschienen sei; ich freue mich dieses Urtheiles, es ist mir ein Zeichen, daß ich das Bild des Freundes schon in diesen Umrissen treu dargestellt habe. Die gewinnende Kraft des Eindruckes, den Köthe durch sein persönliches Erscheinen auf Alle machte, die ihm näher kamen, lag nicht nur in seinem Aeußeren: Mienen, Gestalt, bescheidenem so wie edlen Benehmen, sondern sie kam vor Allem aus einer inneren Haltung seines Gemüthes. In diesem Gemüthe ist schon frühe eine Stimmung vorherrschend und bleibend gewesen, wie sie uns in der friedlichen Stille eines Vorsabbathes anwandelt. Andere Freunde hatten durch die niemals rastende innere und äußere Werkthätigkeit ihres Wesens eine aufregende, ja durch ihre zu große Lebhaftigkeit etwas Beunruhigendes für mich; in Köthe's Nähe war mir immer so zu Muthe, als wenn ich in meinem alten Nürnberg Abend um 9 Uhr von den

Thürmen der Stadt den tiefen Ton der Feierabendglocken hörte. Und diese fröhlich ernste Stille ist in dem Gemüthe meines Freundes mit den Jahren immer mehr zu dem Frieden eines Vorsabbathes geworden, von welcher man sich wohlthuend angeregt fühlt, wenn man die beiden, im Tone der Novellen erzählenden Schriften: „die Wiederkehr" und „die Woche" liest, welche er in den Ruhestunden des höheren Alters als „Einsiedler bei St. Johannes" veröffentlicht hat. Und noch über das Grab herüber spricht jener Geist des Friedens die befreundeten Seelen, in den „geistlichen Liedern", so wie in den Liedern und Sprüchen eines Kranken an, welche nach Köthe's Tode (im J. 1849) sein treuer Freund C. B. Meißner gesammelt und herausgegeben hat. In den letzteren Liedern und Sprüchen wendet sich der Verfasser als ein Kranker an Kranke und Gesunde und wer konnte das besser thun, als er. Schon als Jüngling, in Leipzig, hatte sich die erste Anwandlung von Blutsturz bei ihm gemeldet. Diese ernste Mahnung an das Ende kehrte später öfters und immer gefahrdrohender wieder, so daß ihm der ernste Sinn des uralten Liedes: Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen*) ohne Aufhören vor der Seele stand, und daß seinen Freunden die lange Erhaltung seines Lebens wie ein Wunder vorkam, das man nur der Kraft des Friedens zuschreiben konnte, der in dieser Menschenseele auf Glauben, Hoffnung und vor Allem auf Liebe begründet war. Denn die Liebe hat ein langes, ja das längste Leben (1. Cor. 13 V. 8).

*) Der alte, lateinische Grundtext dieses gewaltigen Liedes: „Media in vita" wird Notker dem Aelteren, einem gelehrten Benediktinermönch zu St. Gallen, welcher 912 starb, zugeschrieben.

Doch ich hoffe in diesem Buche noch öfter zu meinem Freunde und seinem Wirken zurückkommen und das Bild seines inneren wie äußeren Lebens weiter, in seinen einzelnen Zügen ausführen zu können. Hier begegneten wir uns in Nürnberg.

Damals, im Herbst 1810, war Köthe gesund und in seinem ganzen, stillen Wesen voll freudiger Hoffnung. Er hatte, zum Theil schon in Dresden sein erstes Buch: „Ansichten von der Gegenwart und Aussichten in die Zukunft" geschrieben, und (ohne seinen Namen) 1809 in Amsterdam drucken lassen. Er selber war später mit dieser jugendlichen Arbeit wenig zufrieden, Andere desto mehr, denn selbst der geistreiche Herzog Karl August von Weimar hatten Wohlgefallen daran gefunden, und eine unerwartete Frucht davon war seine Berufung zu einer außerordentlichen Professur nach Jena. Hier hatte er schon an Ostern seine Vorlesungen begonnen, deren Inhalt er zum Theil unter dem Titel „Ueber den Einfluß des kirchen-historischen Studiums auf die Bildung des Gemüthes und das Leben", veröffentlicht hat**). Bei mir in Nürnberg dachte er weder

---

*) Ich nenne hier sogleich auch noch die größeren und kleineren Schriften, die er in der Zeit von unserem damaligen Zusammentreffen bis zu unserem Wiedersehen in Jena (1816) herausgab: die Gedächtnißreden an Griesbach und Reinhard, seine „historischen Darstellungen" 1812, seine Beiträge zu Dippold's historischem Archive, seine historischen Taschenbücher, davon das eine die vergleichende Geschichte der Jahre 1718 und 1818, das andere der Jahre 1716 und 1816 enthält, so wie die beiden ersten Bände der „Zeitgenossen", welche wenigstens unter seiner Redaktion erschienen sind.

an Das, was er geschrieben, noch an Das, was er schreiben wollte, sondern nur an die Freude des Zusammenseins mit uns, seinen alten Freunden und an die Bekanntschaft mit anderen Freunden, welche wir ihm zuführten. Denn er besuchte mit mir den alten Rosenbäcker und gewann ihn sehr lieb, so wie jener ihn, vor Allem aber that sich sein ganzes Herz gegen meinen alten Vater Schöner auf, dem ich seit unserem ersten Zusammentreffen in der Ritterschen Angelegenheit noch viel näher befreundet worden war. Köthe und Schöner brauchten sich nicht erst lange zu sehen und zu sprechen, um sich zusammen zu finden; der Grundton des Lebens, die Liebe von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften war in Beiden derselbe, und so stimmten auch die Tonweisen, welche Beide in Gesinnung und Wort vernehmen ließen, recht harmonisch überein. Unter meinen anderen schon damaligen näher befreundeten Bekannten, zu denen ich Köthe führte, nenne ich nur noch den kindlich frommen Philipp Raw, diesen eifrigen, gesegneten Buchverbreiter und Buchhändler des Reiches, und zwar nicht nur des römisch-deutschen, sondern des göttlichen auf Erden. Bei Raw gab Köthe bald nachher seine schöne deutsche Bearbeitung des Thomas von Kempis heraus. Nun, diese Tage unseres damaligen Begegnens vergingen schnell, ihr Gewinn blieb uns Beiden.

Fast mit Köthe zugleich begaben auch wir uns auf eine Reise. Nicht nach Süden, wohin mich oft schon ein Verlangen der Sinne zog, sondern nach Norden in die Heimath, wohin mich ein Sehnen des Herzens, nach dem Wiedersehen meiner lieben, alten Mutter führte. In der Erinnerung an diese Reise ist der Freude, die sie mir machte, auch manches Wehe beigemischt. Ich sah meine Mutter

zum letzten Male in diesem Leben, denn wenig Monate nachher starb sie fröhlich und selig, aber ich sah sie an dem Krankenbette meiner Henriette, welches schon damals gar leicht zu einem Sterbebette hätte werden können. Ich hätte von dieser Reise viel zu erzählen, sie ist durch ihre Ereignisse eine der bedeutungsvollsten in meinem Leben gewesen, aber jene Ereignisse waren dennoch mehr von innerlicher als von äußerlicher Art, und so mag auch die Erinnerung an sie vorzugsweise nur eine innerliche bleiben.

Henriette hatte seit der Zeit der bänglichen Sorgen, die ihr schon im vorigen Jahre durch mich und um meinetwillen gekommen waren, viel gelitten. Ihr zarter Körper, so leicht anregbar durch jede Bewegung des Gemüthes, war der Last, die auf ihrem Herzen lag, öfters fast erlegen und nur die Kraft der Alles duldenden, Alles hoffenden Liebe, welche über die Sorgen und manches andere Wehe siegreich sich erhob, hielt das Gebäu des Wanderzeltes noch aufrecht und zusammen. In Bärenwalde, im Hause der Eltern kam der lange schon drohende Sturm, der das Zelt fast niederwarf, zum Ausbruche. Ich habe ihn beschrieben in meinem Alten und Neuen, Bd. I in C. 4, das die Ueberschrift führt: „Ihr kennt Ihn aus der Erfahrung selbst.“ Auch hier erwähne ich nur kurz, daß eine gefährlich scheinende Krankheit unseres damals vierjährigen Kindes, durch die Gemüthsbewegungen und Nachtwachen, welche sie für die zärtlich sorgende Mutter herbeiführte, die letzte Veranlassung zu einem ganz unversehens eintretenden, uns Alle tief erschütternden Leiden meiner Henriette gaben, das sich in der Form eines epileptischen Anfalles zeigte. Die Zufälle wurden bei aller heilkundigen Bemühung eines noch aus der Nachbarschaft herbeigerufenen, geschickten Arztes mit jedem Tage immer bedenklicher, und es gesellte sich

noch manches andere Leiden dazu, welches fürchten ließ, daß Henriette nicht mehr ihr Grab in der Fremde, wie sie es (nach S. 267) geahndet hatte, sondern recht bald bei dem Grabe ihres geliebten Bruders Philipp finden werde. Sie selbst, obgleich ihre für uns so erschütternde Zufälle bewußt- und gefühllos an ihr vorübergingen, schien aus unserer Traurigkeit die Gefahr zu errathen; sie trauerte mit uns.

Ich habe es damals erfahren dürfen, was das Gebet eines von Herzen betrübten Vaters und seines unmündigen Kindes: ein Gebet vermöge, das sich im festen kindlichen Vertrauen Dem nahet, der allein helfen kann, diese Erfahrung, wie ich sie getreu in meiner vorhin erwähnten Schrift berichtet habe, ist mir eine eben so sicher und feststehende geworden, wie jede, die ich mit meinen Augen gesehen, mit meinen Ohren gehört, mit all' meinen Sinnen empfunden habe. Der Anfall wich und kam nicht wieder.

Henriette lag noch schwach auf ihrem Ruhebette, da hielt ein einspänniges Fuhrwerk vor dem Hause, und meine theure liebe Mutter kam in demselben zu uns. Sie war bei meiner Schwester Christiana zum Besuche gewesen, die einige Jahre nach dem Tode ihres sanften, liebevollen ersten Mannes sich (nach S. 116) an einen Freund des Hauses, an Reichel, damals Aktuar, später Amtmann zu Lößnitz, wieder verheirathet hatte. Wer diese Mutter kannte, der wußte es, welche tröstende Kraft schon in ihrem Anblicke, in jedem ihrer wenigen Worte lag. Sie war uns zur rechten Stunde gekommen, in der wir eines solchen aufrichtenden Zuspruches am meisten bedurften. Die beiden Seelen, die der Mutter und ihrer Schwiegertochter schienen sich damals durch Blicke, Händedruck und Worte einen uns Anderen unverständlichen Abschiedsgruß, in freudiger

Hoffnung auf baldiges Wiedersehen zu sagen. Henriette, so lange sie noch auf Erden war, gedachte dieser letzten Stunden, darin sie meine Mutter gesehen, in herzlich liebender Bewegung.

Wer hätte es damals einer Mutter, deren kindlich liebliches Angesicht in ihrem siebenzigjährigen Alter noch immer, wie von der Wärme eines Spätsommertages blühete, ansehen können, wie nahe das Ende ihres Lebens sei, das eine fortwährende That der Liebe gewesen war. Als sie nach einem kurzen Verweilen wieder von uns schied, da begleitete ich sie, denn auf dem damals überaus schlechten, steinigen Wege, welcher an dem steilen Berge zum Schneeberger Forst hinanführte, war sie ausgestiegen, und ging mit mir zu Fuße. Das gähe Aufwärtsgehen kam sie sauer an; ich bemerkte es, „kommt ja", sagte sie, „auf die Mühe bald die Ruhe." Es war uns Beiden, als hätten wir uns viel zu sagen; es kam aber nur zu einzelnen Worten. Die Sprache, die wir im Erdenleben reden, reicht nicht aus, um dem inneren Ahnden zu folgen, welches über das Erdenleben hinübergeht; der Geist in uns wartet einer anderen Macht und Gabe der Rede; er vernimmt in Stunden der inneren Weihe ihre Worte, es wird ihm selbst verliehen, diese mit dem sterblichen Munde nachzusprechen, einst aber wird es die Sprache sein, darin er von Dem redet, das sein Menschenauge nicht gesehen, sein Ohr nicht gehört hatte.

Ich war bald wieder bei meiner lieben Kranken; ich selber damals kein Gesunder. Gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft im Elternhause, hatte ich mir, bei einem Besuche im Hause des Schwagers zu Schönheida, ein Uebel zugezogen, welches, so wie es durch meine Schuld gekommen war, leicht auch durch meine Schuld ein bedenk-

liches hätte werden können. Auf meine Gesundheit und auf die frühere Gewöhnung des Abhärtens (I. S. 294) trotzend, hatte ich an einem kalten Morgen, als der Thau auf dem Gebirge zum Reife geworden, in dem Muldaflusse unten im Thale bei dem Eisenhammer, ohne mich vom eiligen Laufe abzukühlen, ein kaltes Bad genommen, dann, die Folgen, welche das Bad hatte, nicht beachtend, mehrere Tage lang außen vor dem Hause der Eltern, leicht gekleidet und bei rauhem Winde, die Steine geklopft, von denen ich die tauglichsten Handstücke für die Mineraliensammlung in Nürnberg mitnehmen wollte. Ein Krampfhusten stellte sich ein, der mir bei seiner späteren Steigerung sehr beschwerlich wurde. Doch ich dachte hieran nicht, sondern nur an unsere Kranke.

Auch bei dieser nahm die Genesung einen sehr langsamen Gang. Noch öfters regte sich in ihren Füßen das eigenthümliche Gefühl, welches den früheren epileptischen Krampfanfällen vorausgegangen war. Diese zwar kehrten nicht wieder, aber ein Zustand der körperlichen Schwäche und hohen Reizbarkeit schien noch eine längere Schonung und Ruhe nöthig zu machen, so daß ich, von den Pflichten meines Berufes getrieben, allein abzureisen gedachte. Die Kranke jedoch gab dieses nicht zu; sie machte sich stärker als sie war; sie wollte durchaus mich begleiten. Unsere Heimreise, welche durch alle ihre kleineren und größeren Unglücksfälle eine sehr traurige war, fiel in eine kalte, regnige Herbstzeit. Jenseits Plauen schon wurde die Kranke durch das Niederstürzen eines unserer Pferde, an gefährlicher Stelle eines Bergabhanges, heftig erschreckt. In Hof war, in Folge einer Feuersbrunst, die in der vergangenen Nacht ein benachbartes Städtchen verheert hatte, kein anderes Fuhrwerk zu bekommen, als ein überaus altes,

gebrechliches. An diesem riß schon etwas entzwei, als wir noch kaum eine halbe Stunde über Hof hinaus waren. Der Kutscher besserte nothdürftig den Schaden aus, und mit Mühe erreichten wir ein sehr unbequemes Dorfwirthshaus. Nach schlecht zugebrachter Nacht fuhren wir im Dunkel der dichten Regenwolken weiter, da brach, noch am Vormittag, auf der Bergeshöhe zwischen Gefrees und Berneck, mitten im niederströmenden Regen, ein Rad am Wagen, welcher umschlug. Zwar hatte keines von uns eine Beschädigung erlitten, Henriette aber, schon seit dem Morgen sehr leidend, war so kraftlos, daß sie kaum zu stehen vermochte. Ich trug sie auf meinen Armen in das benachbarte Dorf hinein, das Kind, an meinem Rocke sich festhaltend, lief neben her. Wir mußten lange in der kleinen, dumpfigheißen Stube der armseligen Bauernhütte verweilen, dahin wir uns gerettet hatten. Endlich kam der Wagen, dessen gebrechliches Gebäu uns von hier aus erst nach zwei Tagen und Nächten, in denen Schrecken, Sorgen, Nässe und alle äußeren Unannehmlichkeiten mit einander abwechselten, in unser stilles, bequemes Haus, hinter der St. Aegydienkirche, brachte.

Auch in Nürnberg erwartete mich ein neues Leid. Mein edler Wohlthäter und treugesinnter Freund der Generalkommissär von Lerchenfeld war durch ein königliches Dekret vom 11. Oktober an den Posten des Generalkommissariats im Innkreise befördert worden, und reiste bald darauf nach Innsbruck ab, wo er später einen schweren Kampf des Heldenmuthes zu bestehen hatte und siegreich ihn bestand. Er sprach bei seinem Abschiede freundlich tröstend die Hoffnung aus, daß er mich vielleicht bald, an einer Professur der Universität Innsbruck wieder bei sich sehen werde. Bei meinem Zuge nach der Natur der Alpen-

gebirge war mir diese Fernsicht in die Zukunft eine sehr erfreuliche.

Um diese Zeit oder bald nachher wurde auch Dr. Paulus, der bisherige Vorstand unseres Kirchen- und Schulwesens zum Vorstand des protestantischen Consistoriums in Ansbach ernannt. Er zog dorthin, folgte jedoch schon im J. 1811 dem Rufe zu einer theologischen Lehrstelle an die Universität Heidelberg, welcher seinen Neigungen ungleich mehr zusagte, als die Arbeiten eines Geschäftsbureaus, die ihn in Nürnberg belästigt hatten.

Die Lehrstelle der Physik und Chemie an unserer Anstalt hatte man von München aus, wie es scheint, nur vorläufig, durch einen Mann besetzt, der nicht für diesen Beruf bestimmt war. Er blieb nur kurze Zeit bei uns und die Lücke, welche durch seine plötzliche Abberufung entstanden war, suchte ich auszufüllen, bis nach meinem Gesuche und Vorschlag ein hierzu tüchtiger, trefflicher Mann, der bald nachher als Oberpharmazeut die bayerische Armee auf dem Feldzuge nach Rußland begleitete: Pettenkofer, für die noch übrige Zwischenzeit das Amt mit Ehren übernahm. Den sogenannten philosophischen Unterricht in deutscher Litteratur und Moral ertheilte ich, nach dem Abgange meines Collegen Wolf und bis zur Wiederbesetzung seiner Stelle, zugleich mit dem naturgeschichtlichen, so daß ich in dem Winter von 1810 auf 11 neben meinem lästigen Krampfhusten, der mich zuweilen nöthigte, meine Schüler zu mir in mein Haus kommen zu lassen, ziemlich beschäftigt war.

35. Berichte aus der alten und neuen Heimath.

Nur um meine Mutter noch einmal zu sehen, hatte ich mich, an einem der letzten Tage vor unserer Abreise

aus Bärenwalde, aufgemacht zu einem eiligen Laufe über die Berge nach Lößnitz, wo sie bei der Schwester Reichel zu Besuch war. Ein Genosse aus meiner ersten Schulzeit, in Lichtenstein wohnhaft, der immer eine besondere Anhänglichkeit an mich bezeugte, hatte mich im Hause der Schwiegereltern besucht und begleitete mich auf meinem eiligen Tagmarsch von da nach Lößnitz und zurück. Dieser Mensch, eben so ehrenwerth und merkwürdig durch sein niemals befriedigtes Verlangen, zu wissen und zu lernen, als durch sein treues, liebendes Gemüth, hatte mehrere Jahre nur der Pflege und Versorgung seiner alten, frommen Mutter gelebt, hatte, arm wie sie Beide waren, Mägdedienst für sie versehen und nach des Tages Mühe und Arbeit, bei Nacht die Reinigung des Zimmers und der leinenen Gewande besorgt, damit die altersschwache, kranke Mutter, sich nicht über Kräfte bemühen möge. Mich hatte die That der kindlichen Liebe in der anspruchslosen Weise, in welcher Martin — so hieß der Freund meiner Kindheit — davon redete, sehr gerührt. In dem Briefe, von München aus, darin ich meiner Mutter unsere sorgenvolle Heimreise beschrieb, erzählte ich ihr auch, was Martin mir gesagt hatte und im Gefühle der verlangenden Liebe nach der Nähe der guten Mutter äußerte ich, daß ich gern auch für sie bei Nacht scheuern und waschen wolle, wenn ich nur bei ihr sein könnte. Sie, welche mehr fühlte und that, als sie sprach, während ich noch immer gerne mehr sprach als ich fühlte und that, antwortete mir darauf in ihrem Briefe vom 20. November scherzend in zärtlicher Mutterliebe, doch in dem, mir noch jetzt tröstlichen Vertrauen, daß sie mich einer solchen Aeußerung der kindlichen Liebe für fähig halte. Noch einmal schrieb sie mir, im December, nur wenige Worte von ihrem stillen, lieben Wittwensitze in Hohenstein

aus und ich dachte nicht an das Scheiden von ihr, in dem armen Diesseits, bis auf das fröhliche Wiedersehen im Jenseits, das ihr so nahe war.

Sie allein, ohne dies Jemand von den Ihrigen mit Worten zu sagen, dachte mit Freuden an ihren baldigen nahen Heimgang zu Ihm, den sie von Herzen liebte. Mitten in dem Gespräche voll überfließender Liebe und einer Heiterkeit, die nicht vom Geschlecht des gewöhnlichen Frohseins war, schwieg sie öfters stille, als ob sie über etwas ihr gar Liebes, dem Herzen Wohlthuendes dächte, sprach auch gerne, in wenigen Worten von ihren selig Vorangegangenen, ihren Eltern wie von dem Manne ihres Herzens. Was ihr einst zum Leid gewesen, das schien ihr jetzt zur Freude geworden; sie gedachte der Todestage ihrer Liebsten, wie man eines Ehrentages und Hochzeitsfestes gedenkt. Nächst ihrem täglichen Brode des Lebens, dem geoffenbarten Worte und den kirchlichen Lieblingsgesängen ihrer Jugend wie ihres Alters, hatte sie auch in der letzten Zeit mit großer Freude die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen gelesen, und war kurze Zeit vor ihrem Scheiden mit diesem ihr seit vielen Jahren lieb gewordenen Buche wieder einmal zu Ende gekommen. Meine jüngste Schwester Wirth aus Chemnitz, welche unter allen Töchtern ihrem Mutterherzen am innigsten nahe stand, hatte sie bald nach Weihnachten besucht. Sie fand das Aussehen, nicht aber die Mienen und die Blicke der Mutter verändert, denn das Herz voll Liebe wie voll Frieden war unverändert dasselbe geblieben. Der fast zudringlichen Sorglichkeit der Tochter gestand sie, daß sie schon seit etlichen Jahren ein Leiden im Unterleibe gefühlt habe, das zwar zuweilen beschwerlich, nicht aber schmerzhaft gewesen sei, so daß ihr dasselbe der Erwähnung nicht werth schien; auch

das Anschwellen der Füße habe sie schon mehrmals im Winter gespürt, es sei aber im Sommer vergangen. Und so werde es, wenn Gott wolle, auch wohl mit dem Anschwellen des Leibes ergehen, man solle sich doch ihretwegen nicht sorgen noch betrüben, denn ihr sei es sehr wohl zu Muthe, nur müde fühle sie sich, und freue sich immer auf das Schlafen. Noch hielt man die Gefahr des Todes nicht für so nahe, ja mit Hoffnung, daß die Gefahr noch einmal ganz vorübergehen könne, kehrte meine Schwester in ihr Haus zurück, um, wie sie gedachte, bald auf längere Zeit zur Pflege der Kranken zurückzukehren. Da war eines Morgens der Schlaf der Mutter zu einer tiefen Ohnmacht geworden, aus der man sie zwar wieder erweckt hatte, doch war jetzt bei Allen die Hoffnung auf längere Erhaltung ihres Lebens verschwunden, sie aber hielt freudig und heiter an der Hoffnung eines Lebens fest, das aus dem Brod des Lebens kommt. Alle ihre Kinder, außer mir fern Wohnendem, dem man auf Bitten der Mutter, nicht einmal von ihrer Krankheit Nachricht gegeben, waren am Sterbebette. Ein heiterer, stiller Wintertag (12. Januar) war der Tag ihres Todes. Was sie in der Zwischenzeit, wenn der Schlummer sie verließ, der ihr im Gefühle der tiefen Ermüdung ein süßer schien, noch sprach, das waren nur Worte der Liebe und des Segens. Da war Friede und nur Friede. Zur Verwunderung des treubesorgten Arztes blieb ihr Puls regelmäßig und ruhig, wurde nur immer schwächer. War doch ihr Herz nie durch eine Leidenschaft beunruhigt worden. Sie gedachte namentlich meiner mit sehnender Liebe. Auf alle Fragen antwortete sie mit heiterer Miene: ihr sei wohl, sehr wohl, nur möge sie immer schlafen. Und so war ihr auch der Tod zu einem Schlafe geworden: der Seele, in welcher niemals eine

Regung des Hasses Raum gefunden, weil schon in ihrem sterblichen Herzen eine Liebe Wohnung genommen hatte, die vom Wesen der Ewigkeit ist*).

Der Brief mit der Trauerbotschaft vom Tode meiner Mutter (vom 9. Februar 1811) traf, fast auf den Tag genau in derselben Zeit bei mir ein, in welcher ein Jahr nachher meine Henriette der Vorangegangenen zur Ruhe der Ewigkeit folgte. Sie schien dieses in freudiger Ruhe zu fühlen und zu ahnden, der tiefere Ernst in ihrem ganzen Wesen und Benehmen, zuweilen einzelne Worte, deuteten darauf hin. Von mir selber habe ich wenig zu sagen. Es war nicht allein der geistig erhebende Umgang und Zuspruch des vielgeprüften und im Leide bewährten Vater Schöner, den ich jetzt öfter aufsuchte, sowie seines Freundes Tobias Kießling, den ich erst damals näher kennen lernte, nicht nur die liebevolle Theilnahme meines alten Matthias Burger, welchem der Tod eines Christen, wie meine Mutter es gewesen, nur eine Anregung zum freudigen Lobe und Danke war, sondern ein anderer Quell des Trostes und des Friedens war es, der dem Trauern um die theure Mutter eine wohlthuende Milde gab; ein Quell, aus dem ich nicht mehr nur mittelbar durch meine Freunde, sondern unmittelbar mich stärkte und bekräftigte.

Ich will hier, ehe ich von den äußeren Ereignissen und Veränderungen in meinem Wirken und Leben rede, zuerst Das beschreiben, was in unserem Hause und in dem Familienleben, so wie noch mehr in und an den Herzen sich zugetragen, welche zunächst den Kreis dieses Familienlebens bildeten.

---

*) Ich habe hier den Tod meiner Mutter treu nach dem Briefe meiner Schwester W. beschrieben.

Bei der früh eingetretenen und kräftigen Wärme, wodurch das Jahr (1811) sich auszeichnete, war ich bald leiblich wieder ganz erstarkt und thatkräftig geworden; auch Henriette schien, als der Frühling kam, wie neu belebt. Sie erschien mir wie neu geschenkt; ich hatte aller Sorgen um sie vergessen. Wir hatten niemals innerlich vergnügter mit einander gelebt als in dieser Zeit. Welche Stunden eines seligen Frohseins waren uns die, welche wir zuweilen, im Gesang der Lieder, die wir am meisten liebten, auf unseren Spaziergängen durch die Felder, in der Begleitung der beiden Kinder, oder an einzelnen freien Tagen in dem alten Lustwald von Kraftshofen und auf der alten Veste, jenseits Fürth zubrachten. Sie fand nicht mehr, so wie früher, Geschmack und Genuß an den gepriesenen Schriften des Tages, sie begehrte einer anderen geistigen Nahrung, die nicht eine Frucht der letzten Tage war; Lebensbeschreibungen und Geschichten, die mir wohlgethan hatten, und vor Allem die Beschreibung eines durch Thaten der erbarmenden Liebe verherrlichten Lebens, das von Ewigkeit war, so wie die Geschichten der Väter des alten Bundes waren ihre höchste, ja fast einzige geistige Unterhaltung und Erquickung. Wir versäumten keine Gelegenheit, das Wort vom Leben aus dem Munde Schöner's zu vernehmen; Alles, was die gemeinsame Erbauung im Hause und in der Kirche uns geben konnte, das genossen wir mit dankbarer Freude.

Ich war durch Briefe in einen freundschaftlichen Verkehr getreten mit einem Bruder von Novalis, welcher mit diesem nicht nur leiblich, sondern geistig nahe verwandt war. Dieser edle, liebevolle Freiherr C. von Hardenberg hatte mich, mit meiner ganzen Familie, zu einem Besuche auf seinem schönen Gute Unterzell, am Main bei

Würzburg, eingeladen, und wir folgten dieser Einladung gern. Der Aufenthalt in diesem gesegneten, lieblich gelegenen Hause des edlen Gastfreundes, in einem solchen Herbste, wie der von 1811 war, ist wohl die äußerlich vergnügteste Zeit im Leben meiner Henriette gewesen. Ich fand dort in der Stelle eines Verwalters der Güter einen alten Bekannten und Freund von Jena her: den werthen, lieben Norweger Dr. Möller, mit seiner Frau und seinen Kindern. Inniger und näher als die Briefe das gethan, befreundete mich die persönliche Nähe und das öftere vertrauliche Gespräch mit dem mir unvergeßlichen Hardenberg und seinen Schwägern, den trefflichen Freiherren von Uttenhoven. Wäre hier der Ort und Raum dazu, ich möchte in der Weise einer Idylle die Geschichte der Tage beschreiben, die ich damals in Unterzell mit den Meinigen verlebte. Wir lernten dort noch einen anderen Mann kennen, der für unser Herz und hierdurch für unser Haus ein rechter Segenbringer gewesen ist; das war Matthias Conrads aus Münster, welcher mit den theueren Männern Oberberg, Fürstenberg, Fr. Leopold Stolberg persönlich befreundet und geistig verwandt war. Von ihm so wie von dem ganzen Kreise der hochbegabten Männer, welche namentlich um die für das Reich des Herrn unermüdet thätige Fürstin Gallitzin versammelt waren, könnte ich, aus dem Munde der damals Lebenden, Vieles berichten, wenn der Umfang meiner Aufgabe: das Selbstgesehene und Erlebte zu beschreiben, es mir erlaubte. Es war ein Kreis, dessen bewegender und belebender Mittelpunkt die herzinnige Liebe zu dem Herrn war; eine Liebe, deren Macht und Walten nicht auf den einen Kreis beschränkt blieb, sondern weit über diesen hinaus strahlte und erwärmte. Man weiß, wie wohl sich G. Hamann unter diesen

Freunden des Herrn befand. Schon in H. v. Hardenberg's Hause wurde es uns oft so, als wären wir selber leibhaftig in dem kleinen geistigen Eldorado des Münsterlandes, denn unser edler Gastfreund als Bräutigam einer Tochter des Grafen Fr. Leopold Stolberg war dort wie zu Hause, Dr. Möller hatte da längere Zeit gelebt, Conrads war in dem Kreise erwachsen und erzogen. O du gesegnete Zeit, da man ein solches Vorbild, wenn auch nur im Kleinen, von einer Kirche Christi auf Erden sehen durfte, die von jenem „Johanneischen Geiste“ der Liebe zu und aus dem Herrn durchdrungen war, der einst die ganze Kirche nach allen ihren verschiedenen Zungen und Kräften erfüllen, und in einem gemeinsamen Tempel versammeln wird.

Conrads, mit welchem uns bald eine gegenseitige, vertrauliche Liebe, wie mit einem Vater verband, begleitete uns nach Nürnberg und blieb mehrere Tage Gast in unserem Hause. Er brachte dahin einen bleibenden Segen mit sich, denn er fand da manche Gelegenheit, an Das zu erinnern und zu mahnen, woran es uns fehlte. So, ich gestehe es mit Beschämung, hatten wir uns ganz von der Sitte des Tischgebetes entwöhnt, die doch im Hause unserer Eltern eine unwandelbare gewesen war. Mit brüderlicher Treue wies er uns auf die Pflicht dieses lauten Dankens und Lobens hin, auch war er uns Eltern ein Lehrer und Vorbild, wenn er in so gar lieblich eindringenden, zu dem Herzen der Kleinen gehenden Weise mit unseren Kindern betete, und selbst dem Spiele mit ihnen eine gewisse Weihe gab, die ihm eigenthümlich war. Er theilte auch uns mancherlei lehrreiche und anmuthige Züge aus der Geschichte seines äußeren und inneren Lebens mit, davon ich namentlich einen im ersten Bande meines Alten

und Neuen in dem Cap. „ein merkwürdiges Zusammentreffen" ihm nacherzählt habe*). Er war ein Freund unseres ehrwürdigen J. M. Sailer, mit welchem auch Schöner seit Jahren persönlich bekannt und herzlich befreundet war, darum führte ich ihn zu diesem hin. Die Beiden brauchten nicht lange, um bekannt und vertraut mit einander zu werden, sie fühlten sich alsbald brüderlich verbunden. An meinen Freund Köthe, den er nur aus seiner Schrift kannte, trug mir Conrads noch herzliche Grüße und Segenswünsche auf. Es war uns, als ob ein lieber Vater von uns schiede, als er unser Haus verließ.

36. Ein schwerer Abschied.

Mir selber aber war die Stunde eines Abschiedes nahe, der mein Herz mehr als bis dahin ein anderer auf Erden zerriß. Ich habe schon oben (B. I S. 168) von einem Traumgesichte erzählt, das mir den Tod meiner Henriette ankündigte. Wohl war mir der Eindruck desselben im Herzen geblieben, als ich aber die geliebte Frau in dem letzten, schönen Sommer, den wir mit einander erlebten, so wohlauf, so heiter sah, da gab ich mich gern dem tröstenden Gedanken hin, der Traum sei nur wie die meisten anderen Träume gewesen. War es doch auch meiner Schwester Wirth so ergangen, mit ihrem schmerzlich betrübenden Traumgesicht (sie war hierzu von Natur geneigt, so wie ich), das ihr in der Neujahrsnacht, 12 Tage vor dem Tode der Mutter diesen ankündigte, denn sie hatte sich doch, wenig Tage nachher der Hoffnung: es werde nicht so kommen, wieder hingegeben. Als aber jetzt für uns der einsame stille Winter kam, da fiel mir eine Ver-

*) In der dritten Auflage v. 1851 S. 62.

änderung an Henrietten auf, deren Bedeutung ich anfangs weniger, dann mehr und erst nach ihrem Tode ganz erkannte. Sie war so still und in sich gekehrt, so feierlich ernst, als ich sie nie gesehen. Sie sprach weniger als sonst, in den wenigen Worten aber, die sie sprach, lag ein Sinn von tieferer Art als die gewöhnlichen Gespräche haben; ihr Eindruck ist mir geblieben. Sie war wie immer, in ihrem Geschäfte als Hausmutter thätig und zärtlich sorgsam, traf jedoch Vorkehrungen für die Zukunft, ordnete Alles bis in's Kleinste so an, als ob wir einen Umzug oder eine große, lange Reise vor uns hätten. Sie schien immer, wie in Gedanken des Gebetes versenkt, der innere Frieden wurde selbst durch eine Prüfung nie gestört, welche sie in diesem Winter durch das Zusammensein mit einer ganz überaus störrigen, boshaft widersetzlichen Magd zu bestehen hatte. Ich durfte es damals mit meinen Augen sehen, was das ernstliche Ringen im Gebete vermöge, was das Werk der Heiligung an einer Menschenseele sei, die sich mit ganzem Ernste dem Herrn ergeben hat. Man konnte es bemerken, wie jedes Wort, jede Handlung, jede Geberde, ja jede Regung des Gemüthes in der Zucht Dessen stand, dem sie bis bis in's Kleinste ihre heiße, innige Liebe durch die That zu bezeugen bemüht war. Mit dem Anfange des Februar entließen wir die böse Magd, welche übrigens, wie ich später erfuhr, die Kränkungen, die sie meiner Frau zufügte, recht bitter und inniglich bereut hat; es war jetzt auch äußerlich Friede in unserem Hause wie er in Henrietten's Herzen war. Aber sie sah leiblich sehr leidend aus, klagte jedoch über Nichts, äußerte immer nur zärtliche Besorgniß um mich und die Kinder. Oft schien es, als wollte sie mir Viel sagen, und sie sagte mir es wohl auch, aber ich habe es erst nach ihrem Tode ver-

standen. Ihre letzte Krankheit hatte anfangs den Anschein, als sei es nur ein gewöhnlicher Katarrh, ich aber rief sogleich meinen Freund, den einsichtsvollen Arzt Dr. Osterhausen, zu meinem Beistand und unserer Hülfe herbei. Auch er hielt das Leiden nicht für bedenklich, sie aber, die Kranke, fühlte sogleich und sprach es aus, daß dieses Krankenlager ihr letztes sei, traf auch Anordnungen und Bestellungen, die, wie ich bald sah, für die häuslichen Bedürfnisse bei einem Sterbefalle und Begräbniß bestimmt waren. Bald nahm das Uebel eine andere Gestalt an, es steigerte sich zum stärksten Fieber; heftige Schmerzen und Beängstigungen in der Brust und im Kopfe kamen hinzu; doch konnte ich ihr in den fieberfreieren Stunden aus ihrem Lieblingsbuche: dem Evangelium Johannis vorlesen. Die ärztliche Kunst ließ nichts unversucht, aber das gute, in treuer Liebe so kräftige Leben ging unaufhaltsam seinem Ende zu. Ich kann dieses selige Ende nicht besser beschreiben, als ich es in meinem Alten und Neuen (B. I S. 91) gethan, und ich erlaube mir, Das, was ich dort aus frischerer Erinnerung geschrieben, hier großentheils wörtlich zu wiederholen.

„Henriette war krank, krank zum Tode. Der zarte Körper war ohne Kraft, die Stimme matt und unsicher, der Geist durch die Schmerzen des Leibes und durch die Phantasieen des Fiebers getrübt und öfters der Besinnung beraubt. Der letzte Nachmittag (am anderen Vormittag starb sie) war gekommen, die erste Frühlingssonne schien warm und freundlich herein in das Zimmer und auf das Lager der Schmerzen, bei welchem ich still und einsam saß. Da erhob sich die Kranke, die vorhin kaum ihrer Hände, kaum ihrer Besinnung mächtig schien, von dem Lager; sie stieg in's Zimmer und sank auf ihre

Kniee. Sie betete laut und freudig den 103. Psalm: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat; der dir alle deine Sünden vergibt, und heilet alle deine Gebrechen. Sie dankte, erfüllt von einem freudigen Geiste der Gnade, dem Herrn für alle Führungen ihres Lebens, für die Freuden und alles Gute, das sie genossen; sie dankte ihm aber am wärmsten, am innigsten, am gerührtesten für die Leiden, für die Schmerzen, die ihr der ewige Erbarmer zugesendet, und wodurch er sie zu Christo geführt habe: und nachdem sie in Kraft einer ewigen, sie erfüllenden Liebe die Ihrigen gesegnet, für Freunde und Feinde gebetet hatte, ergab sie ihren Willen ganz in den Willen des Herrn. Die Schmerzen, die innere Angst, die ich leide, so betete sie, sind zwar groß; willst du aber, o lieber Herr! so will ich sie gern und willig noch Jahre lang, noch ein langes Leben, wie dein Rath es ist, ertragen; wenn du nur mein bleibest und bist."

„Ja, lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht was er dir Gutes gethan hat. Lobe den Herrn, meine Seele, für alle Leiden, alle Schmerzen, die er dir sendete aus Liebe. Mein Herr und mein Gott! Ich dein, du mein. Zeuch uns dir nach, so folgen wir!" — —

„Der letzte Morgen war nun bei den sich liebenden, nahe verbundenen Seelen, nach einer in großer Angst von beiden und in namenlosen körperlichen Schmerzen von der armen Henriette durchkämpften Nacht gekommen. Die nun bald zum Leben der Ewigkeit Vollendete schlummerte endlich noch ein wenig ein; still und sanft, wie es schien; ich stand still und trauernd am Fenster, bekümmert über das laute Pochen in der Nachbarschaft, das meiner Lieben auch nicht einmal diesen letzten erquickenden Schlummer auf der Erde ungestört ließ. Sie erwachte, das schöne, seelen-

volle Auge war getrübt, und schien ohne klares Bewußtsein; der Mund schien noch immer, wie in der vergangenen Nacht, vom Starrkampf geschlossen."

„Auch die letzten Stunden vergingen! — Da wurde, nach einem heftigen körperlichen Sturme, welcher fast an jenen erinnerte, der uns vor fast anderthalb Jahren in Bärenwalde erschreckt hatte, das schon brechende Auge noch einmal seelenvoll und heiter: es sah, wie der Mund bezeugte, zuerst die Gestalt des verstorbenen Bruders Philipp, dann Engel um sich, die ihm, in dem Bilde der letzten Phantasieen, über den großen Strom hinüber helfen wollten; liebe, schöne Engel und liebe selig Vorangegangene! Der liebe Mund lächelte; er sprach mit einer ganz neuen, aus ihm nie gehörten Stimme von jenen Engeln und ihrem seligen Anblicke. Und siehe, der Engel war vollendet, geboren aus den Stunden der Angst und der Schmerzen zur ewigen Freude!"

„Ich war allein im Zimmer; mit dem lieben Leichnam und mit meinem Schmerz allein. Ich konnte nicht weinen, konnte nicht beten. Da kam mein lieber, alter Burger, knieete mit mir neben dem Schmerzenslager des vollendeten Engels hin und betete in der Kraft des Spruches: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an; ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach."

„Und siehe, jene Worte aus der Bibel und was das Gebet des Alten sprach, waren voll Kraft; sie waren Balsam auf die brennenden Schmerzen; ich konnte nun weinen und beten."

„Als nun am Nachmittag die Frühlingssonne den lieben Leichnam mit der Miene eines betenden Engels bestrahlte, da wurden die Schmerzen des Einsamen sehr groß.

Da kam mein treuer Vater und Freund Schöner, diese stille, liebende Seele, erfüllt von der Kraft und Liebe Jesu Christi. Was er sprach, was er betete, das waren Worte des Herrn aus der Bibel. O Gotteskraft meines Herrn! offenbart und an deine Menschen mitgetheilt in deinem heiligen Worte. — Am einsamen Abend, als nun die armen, verwaisten Kinder nach Hause kamen (eine Freundin hatte seit dem frühen Morgen des Tages sie zu sich in's Haus genommen), sahen den Vater weinen, sahen den Leichnam der treuen Mutter — — in den nur von Dir durchschauten Nächten voller Thränen und Schmerzen, was hat da den Verlassenen getröstet und aufrecht erhalten? — Deine Gotteskraft allein, du liebendes Wort des Herrn." —

Ich füge diesem schon vor vierzig Jahren, aus lebendigerer Erinnerung niedergeschriebenen Berichte hier noch wenige Worte bei. Henriette war am 11. Februar 1812, gerade am Tage der beginnenden Fastenzeit (Aschermittwoch), gestorben. Diese Zeit des christlichen Kirchenjahres ist wohl schon an sich dazu geeignet, zum tiefen Ernst zu stimmen und Gedanken des Grabes zu wecken. Aber in diesen Gedanken, welche zu irdischem Leid hinabziehen, vor allen auch den, hoch über dieses Leid erhebenden, an Ihn, welcher durch seinen Tod und sein Auferstehen das Leid des Todes überwunden, und Freuden der Ewigkeit in des Grabes Dunkel hineingestrahlt hat. Der Umgang mit Burger hatte in mir mit ganz besonderer Kraft den freudigen Gedanken an das ewig selige Sein der Seelen, „die in dem Herrn sterben" geweckt und genährt, und ich erkannte erst jetzt ganz, wie wohlthätig vorbereitend auf meine jetzige Führung durch ein dunkles, einsames Thal der Thränen mir der Umgang jenes seltenen Menschen gewesen war.

Aber die Gabe, welche mir mittelbar durch Menschen gekommen, war mir zu einer bleibend inwohnenden Kraft geworden. Und so darf ich es freudig bekennen, daß mir in dieser Zeit des tiefen Ernstes jene Traurigkeit der Welt, welche den Tod wirket und durch ihre fleischliche Weichlichkeit die Kräfte, wie den freudigen Muth des Geistes lähmt, fern geblieben ist, während mir nach meinem Maaße jene göttliche Traurigkeit geschenkt ward, die, wie der Apostel sagt: „zur Seligkeit einer Reue wirket, die, niemand gereuet." Denn in dieser, sich selber ganz hingebenden Beugung liegt zugleich eine freudig machende Kraft, welche die Seele über den Gedanken an das eigene Elend und alles irdische Leid weit hinan erhebt in das Gefühl eines Friedens, welchen uns die Welt nicht geben und nicht nehmen kann.

Nächst dem täglichen Umgange mit dem Worte, das vom Wesen der Ewigkeit ist und mit jenen Gefäßen, die von der Kraft dieses Wortes erfüllt waren: mit Schöner, Burger, Dallinger (dem Aelteren) hat mich auch damals manches alte Lied unserer Kirche recht lieblich erfreut und getröstet. Was ich bei dem Genusse des Abendmahles, mit Schöner's kleiner Gemeinde empfunden und empfangen, das war mehr als ich mit Worten sagen könnte. „Es gibt Segnungen, welche wie der sterbende Jacob sie dem Nasir unter seinen Söhnen verheißet (1. Mos. 49 V. 26) „hinansteigen zu der Wonne der ewigen Hügel" und deren Wirken, über die Gränzen der Zeit hinüber wir erst dort in den Hütten des Landes der Ruhe ganz verstehen werden.

Der Acker ist wohl bestellt, sein Boden fruchtbar gemacht; aber die Erfahrung in unserem Inneren erinnert uns nur zu oft an den Spruch: „Da aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut zwischen den Wai-

zen (Matth. 13 V. 25)." Die Zeit des süßen Ausruhens von dem Arbeiten und Wachen wird erst kommen am Tage der Ernte, die Freude des Kämpfers, wenn der Sieg, auch über den letzten Feind, errungen ist.

37. Der Reiz der neuen Sterne.

Ich habe im Vorhergehenden die Geschichte meines häuslichen Lebens bis zum Frühling des Jahres 1812 erzählt; Züge aus meinem inneren, wie aus dem innersten Haushalte mitgetheilt. Es ist Zeit, auch auf Das zurück zu blicken, was während diesem, auch in dem weiteren wie in dem engeren Kreise meiner Umgebung — meiner Außenwelt — sich zugetragen.

Auch in dieser sichtbaren Außenwelt ist damals viel Neues geschehen: wie am Himmel der Sinnenwelt ein gar augenfälliges Gestirn den Bewohnern der Erde aufging, so erglänzte vor den Augen der Völker von Europa Napoleon's Macht und Herrlichkeit in ihrem höchsten Lichte und selbst uns, in dem kleinen Kreise, gingen zwei neue hülfreiche Sterne auf, an deren Erscheinen wir uns freuen durften. Schon gegen Ende des März 1811 hatten die Astronomen den großen Kometen beobachtet, der diesem Jahre seine höchste historische Bedeutung gegeben, er trat aber erst im Verlaufe des Sommers und Herbstes in seinem augenfälligsten Glanze hervor und wurde in den Nächten jenes Jahres, das durch seinen heiteren Himmel sich auszeichnete, für Alle, die ihn sahen, eine Lust der Augen. Nach der Berechnung der Astronomen hat dieser Komet eine Umlaufszeit von 3065 Jahren, es konnten ihn deshalb wohl, als er 2254 Jahre vor Christo das nächst vorhergehende Mal am Himmel erschienen war, jene urältesten Meister der Maurerzunft gesehen haben, welche, um sich

einen Namen zu machen, den Bau des Thurmes unternahmen, dessen Spitze hinanreichen sollte bis an den Himmel. Nun, wir wollten uns keinen solchen Namen machen, obwohl sich ein Gelüste solcher Art in einem anderen Haupte regte, das sich an äußerer Gewalt über alle anderen Häupter erhoben hatte.

Es hätte keine Veranlassung geben können, welche mehr geeignet gewesen wäre, eine lebendige Theilnahme an der Betrachtung des Sternenhimmels und des Weltgebäudes zu wecken, als das Erscheinen dieses Kometen war. Schon vorher, ehe er dem blosen Auge sichtbar wurde, hatte ich jede heitere Frühlingsnacht dazu benutzt, meinen Schülern den Sternenhimmel kennen zu lernen, und ich fand unter ihnen sehr lernbegierige Jünglinge und Knaben, welche bald die für das Auge ausgezeichneteren Sternbilder und Sterne kannten und zu nennen wußten, auch an den tiefer eingehenden Betrachtungen über das Weltgebäude — seinen räumlichen Größen und den Harmonieen seiner Bewegungen — eine große Freude hatten. Doch, welche Freude konnte größer sein als die meinige war, an diesem Unterrichte, dabei ich mich so ganz in meinem natürlichen, geistigen Elemente fühlte. Ich hielt mich dabei ganz an El. Bode's einfache, allgemein faßliche Weise der Darstellung, welche in damaliger Zeit, in ihrer Art, als das vollendetste Musterbild dastand. Mich selbst aber führte die Freude an dem großen Gegenstande, der mich von frühester Jugend an so mächtig in seine Höhen und Tiefen hineingezogen, über den Kreis des Unterrichtes, den ich Anderen ertheilte, in einen weiteren Kreis der eifrigen Selbstbelehrung, darin ich ein unbeschreiblich hohes Genügen fand.

Nicht der Sternenhimmel allein, auch die Naturreiche der Erde waren mir nun ein heimathliches Feld der Be-

trachtungen und Forschungen geworden; jede neue, gründlichere Erkenntniß machte mich so glücklich, als sei es eine neue Entdeckung und für mich war sie das auch; ich befand mich in dem beständigen Wohlgefühle eines Reisenden über Länder und Meere, der in jugendlicher Frische des Leibes, in reger Empfänglichkeit der Sinne, auf jeder Strecke seines Weges Das nun mit eigenen Augen sieht, mit eigenen Händen betastet, was er nur aus Reisebeschreibungen und anderen Büchern kannte. Das Auffinden einer blühenden Pflanze, die ich wenigstens in der Gegend von Nürnberg noch nicht gesehen, eines Käfers oder anderen Insektes, das der Sammlung unserer Lehranstalt noch abging (denn nur für diese, nicht für mich sammelte ich), der Empfang eines Fossils aus der Hand der entfernt wohnenden Freunde und Gönner, denen ich unseren Mangel geklagt hatte, machte mich so glücklich als den Geldgeizigen der Gewinn einer großen Summe, und dieses Glück war um so harmloser, da der Gewinn kein persönlicher war. Ich habe damals recht erfahren, wie viel man zu arbeiten vermag, wenn das Arbeiten mit Lust und Liebe geschieht. Das Ordnen der Rudimente einer Naturaliensammlung, die uns aus Altdorf zugekommen waren, das Bestimmen und namentliche Bezeichnen der Gegenstände, welche, wie die an unsere Sammlung vererbten Conchylien, ohne Pappenkästchen und Etiketten in wüster Unordnung in den Schränken herumrollten, oder der Mineralien, die öfters, eines über dem anderen liegend, unter dem Staube und Schmutze kaum erkennbar waren, gaben mir für die freie Zeit, welche mir die zum Theile freiwillig übernommenen vielen Lehrstunden und die botanischen Wanderungen mit den Schülern übrig ließen, eine volle Beschäftigung; zu meiner Erholung diente die Einrichtung des kleinen botanischen

Gartens am Landauer'schen Gebäude und die feiertägliche Ruhe bei den Meinigen, sowie den nächsten Freunden.

Wir hatten schon seit dem Herbste 1810 noch einen Pflegebefohlenen in unser Haus bekommen: den zweiten Sohn (Wilhelm) meines alten, jenaischen Freundes Wesselhöft, einen eifrig fleißigen Schüler, der nachmals als Doctor der Medizin, zuerst als Prosector an einer Universität, dann, als glücklicher praktischer Arzt, in weiter Ferne gewirkt hat.

Paulus war, wie ich schon vorhin erwähnte, zuerst nach Ansbach, dann nach Heidelberg gekommen. Es war, als hätte sich seitdem bei uns in Nürnberg ein Sturm gelegt, denn der, an Gaben und Gelehrsamkeit bedeutende Mann, in einer für ihn selber unbefriedigenden, peinlichen, amtlichen Stellung, brachte, selbst ohne dies zu wollen, seine innere Unruhe auch in den Kreis seines äußeren Wirkens hinein. Unter Paulus' Nachfolger, Stephani in Ansbach, trat eine völlige Windstille ein, denn dieser Mann hatte weder Kraft noch Lust, einen Sturm zu erregen; die Schiffe, welche da vor Anker lagen, waren ihm zu mächtig und er selbst war durch einen geistigen Schiffbruch vollkommen verarmt und hülflos geworden. Es mag ein Anderer als ich diesen Mann mit der unheimlich umwölkten Stirne und dem eben so unheimlichen Lächeln des Mundes beschreiben; sein Weg war nicht der meinige.

Unser neuer General-Commissär von Kracker war, so viel ich urtheilen kann, ein redlich wohlwollender Mann, dessen ich mit dankbarer Achtung gedenke. So blieb uns Zeit und freudige Muße genug, in unserem Kreise anzubauen und zu wirken, was uns gut und nöthig schien.

Ich sprach schon oben davon, daß im Jahre 1811, auch in diesem unseren Kreise, zwei neue, hülfreiche Sterne

aufgegangen seien. Nicht für unsere Lehranstalt allein, auch für uns, die Lehrer an derselben, vor Allem aber für mich, war dieses ein höchst erfreuliches Ereigniß. Für den Unterricht im Gebiete der Physik und Chemie wurde Dr. Joh. Salomo Schweigger aus Baireuth berufen, wo er demselben Geschäfte, als Lehrer am Gymnasium vorstand; die philosophischen Studien: Wissenschaftskunde, deutsche Litteratur, Pflichtenlehre und Logik, nebst dem Lehren der Religion, wurden dem Dr. Simon Erhardt aus Ulm übertragen. Die wohlwollende Theilnahme der Regierung an dem Gedeihen und Aufblühen unserer Lehranstalt hätte sich in nichts Anderem so kräftig erweisen können, als in der Wahl dieser beiden Männer, welche in ihren späteren wissenschaftlichen Leistungen als Schriftsteller und Universitätslehrer, Schweigger in Halle, Erhardt in Heidelberg, die geistigen Kräfte und den inneren Reichthum kund gegeben haben, die sie schon mit sich zu uns, an unsere Anstalt brachten.

Schweigger, nur wenig älter als ich, ist der einzige unter meinen Mitlehrern und nächsten Freunden in Nürnberg, welcher noch lebt. Er muß mir erlauben, daß ich hier, vor aller Welt, von Etwas rede, das er freilich niemals vor der Welt zur Schau trägt, sondern so zurückhält, daß nur er und seine Freunde darum wissen. Aber Gott weiß auch darum, deshalb kann es auch die Welt wissen. Das ist die, jeder Aufopferung und Selbstverläugnung fähige, nachsichtsvolle, treue Liebe, welcher dieser Mensch zu seinen Freunden trägt und die er wohl auch, wenn sie es bedürfen, an Solchen reichlich erweist, die nicht seine Freunde waren, wohl aber bei solcher Gelegenheit es wurden. Wir Beide, Schweigger und ich, leben nun 44 Jahre im Bunde der Freundschaft und sein treues Gemüth hat

mir, in Freud und Leid, immer nur Gutes erwiesen, darum soll dieser Bund ehrlich gehalten werden, bis an's Ende.

Die gelehrte Welt kennt den J. Salomo Schweigger als einen ihrer klassisch in der Schule des Alterthumes gebildeten Genossen, der im Gebiete der Physik und Chemie mit den vorragendsten Meistern den Wettlauf der Entdeckungen rüstig mitmachte, aus welchen die Wissenschaft der neuesten Zeit ihren Hauptgewinn gezogen hat. Wie seinem glücklicheren Mitbewerber um den Preis, wie Oerstedt, ist ihm der Gedanke an den einen, gemeinsamen Ursprung aller Bewegungen in der Elementarwelt, von dem leisen Wehen des Magnetismus und der Elektrizität an, bis zu dem Sturme, der die Weltkörper durch ihre Bahnen treibt, ein leitender Grundgedanke aller seiner Naturbetrachtungen und Forschungen gewesen *). Man kennt unter den physikalischen Apparaten der Neuzeit einen, welcher der elektromagnetische Multiplicator heißt und dessen Erfindung und weitere Vervollkommung man wohl unserem Schweigger, vorzugsweise vor Poggendorf zuschreiben kann. Er besteht aus einer Magnetnadel, um welche sich ein Metalldrath (isolirt durch Umwicklung von Seide) herumwindet. Die Magnetnadel wendet sich ohne Aufhören und treulich ihrem Pole zu, wenn aber ein elektrischer Strom durch den Drath hindurchgeht, da setzt dieser die Magnetnadel alsbald in Bewegung. Auch der

*) Schweigger's meiste wissenschaftliche Arbeiten sind zwar in der Fortsetzung von Gehler's Journal, sowie seines eigenen Jahrbuches für Chemie und Physik enthalten, zugleich aber hat er noch eine Menge kleinere, einzelne Schriften als fruchtbare Saatkörner für seine Zeit und ihre Zukunft ausgestreut.

leiseste Einfluß solcher Art verräth sich an diesem höchst empfindlichen Apparate, dessen Bewegungen mit der Stärke des Einflusses wachsen. So gleicht auch das Gemüth meines Freundes Schweigger seinem elektromagnetischen Multiplicator, erregbar für jeden leisen Anhauch zu einer geistigen Mitwirkung oder Gegenwirkung, der ihm von außen kommt und wie der Magnet unter dem Drathe des Apparates hat auch sein Gemüth nach all seinen Bewegungen die ruhende Richtung nach dem Pole des inneren Lebens immer wieder gefunden und behalten. Schweigger hat den Gedanken, welcher der Erfindung seines Multiplicators zu Grunde lag, noch in einer anderen großartigeren Weise: in Beziehung auf die Erweckung der schlummernden Kräfte der Völker zum Erkennen des einen Grundes alles Seins und Lebens in dem gemeinsamen tieferen Erfassen des Buches der Werke und der Offenbarung ausgesprochen, und wenn derselbe durch ihn auch nur noch als Keim der mitlebenden Gegenwart sich mitgetheilt hat, so liegt doch in dem Keime die Kraft einer künftigen Entwickelung.

D. Simon Erhardt, nur 4 Jahre älter als ich, befand sich alsbald unter uns, seinen Mitlehrern und den Schülern in der festen Stellung der gegenseitigen Achtung und Liebe, aus welcher er niemals auch nicht um ein Haar breit herausgetreten ist. Und nicht nur uns, sondern Allen, die ihn kennen lernten, erschien er als ein Ehrenmann von seltenem Reichthum der Kenntnisse und Gaben, so wie von gediegener Lauterkeit des Charakters. Erhardt hatte eine schwere Jugendzeit durchlebt; er nahm die Aufgabe seines Lebens und Wirkens ernst und treu. Er und seine treffliche Frau wurden mir und meinem Hause sehr nahe befreundet. Der wissenschaftlichen Welt hat er sich durch seine Schriften: „philosophische Encyklopädie“, „Vordersätze

zur Aufstellung einer systematischen Anthropologie", „Einleitung in die Studien der Philosophie" und seine „Eleutheria" rühmlich bekannt; seinen Schülern in Nürnberg, in Freiburg und Heidelberg, wo er 1829 starb, unvergeßlich werth gemacht; mir ist er durch seinen klaren Verstand, wie durch sein richtiges Urtheil oft ein hülfreicher Freund gewesen.

Seit dem Hinzutreten dieser beiden Männer waren die Lehrkräfte an unserer Anstalt in sehr erfreulicher Weise vervollständigt und vermehrt worden, sie gewann an öffentlichem Vertrauen nicht blos in ihrem nächsten, sondern auch in weiterem Kreise, wie dies die vermehrte Zahl der Schüler aus dem Inlande und ihr überhand nehmender Besuch von Ausländern bezeugte. Die Schülerzahl an dem Real-Institute wuchs schon im J. $18^{10}/_{11}$ auf das fast Doppelte, $18^{11}/_{12}$ auf das mehr denn Doppelte, $18^{13}/_{14}$ um fast das Dreifache an, zugleich war der Andrang der Schüler zu der Realschule ein so großer, daß schon im J. $18^{11}/_{12}$ außer den beiden schon bestehenden eine dritte Klasse errichtet werden mußte. Von diesen Zöglingen will ich später noch reden, und dann zugleich berichten, wie vom Jahre 1815 an dem freilich nicht in ganz bequem zugerichteten Boden wurzelnden, manchem Sturme von außen her ausgesetzten Gewächse unserer Lehranstalt der Nahrungssaft entzogen wurde, so daß es nach einem 7jährigen Bestande im Jahre 1816 in dieser seiner ersten Gestalt eingehen mußte, bis es in einer glücklicher organisirten, dem allgemeinen Bedürfnisse noch besser entsprechenden Form wieder auflebte. Nicht aus der Mangelhaftigkeit der äußeren Mittel oder der Lehrkräfte, sondern vielmehr der gegebenen Grundlage, darauf das Unterrichtswesen dieser Schule erbaut war, ging dieses Ereigniß hervor.

38. Das Leben eines Einsamen.

Der Tod meiner Henriette hatte bei Allen, die sie persönlich, oder welche sie mittelbar durch mich und meine Freunde kannten, innige Theilnahme gefunden. Schelling, mich „über den Verlust der treuen, herz-, geist- und liebevollen Gattin" beklagend, schrieb mir:

„Trost will und kann ich Ihnen nicht ertheilen; wo er nöthig wäre, faßt er nicht; wo er fassen würde, ist er unnöthig. Sie bedürfen Keines. Natur und Offenbarung haben Sie mit der innigen, gegenwärtigen Gewißheit von dem höheren Zustande erfüllt, zu dem der Tod (für solche Seelen) nur Uebergang ist, und nach dem, wenn wir ihn lebhaft ergreifen, unsere ganze Seele von Sehnsucht hingezogen ist. Wie oft war es mir schon Trost, nicht wegen der Abgeschiedenen, sondern wegen meiner selbst, wenn ich den Druck des Lebens innerlich schwer empfunden, jenes alte, deutsche Sinngedicht:

„„Ob Sterben schrecklich ist, so bild' ich mir doch ein:
„„Daß seliger nichts ist, als das Gestorbensein.""

„Auch diese Erfahrungen sind nur ein neues Band zwischen uns" *).

— — „Gott erhalte Sie gesund und froh, und verwandle allen Schmerz, wenn je noch welcher da ist, in die innere, wohlthuende Wehmuth."

Unter all' meinen Freunden hatte Köthe meinen Verlust am tiefsten und lebendigsten mit mir empfunden, denn er hatte ja mit mir und Henrietten, wie mit den Genossen einer eigenen Familie, brüderlich zusammengelebt; er

---

*) Auch Schelling hatte fast um dieselbe Zeit mit mir seine erste Gemahlin verloren.

war mit uns näher noch, als mit den Banden des leiblichen Blutes, vereint. Was er mir aber schrieb, das sprach außer der schmerzlich innigen Theilnahme an meinem, ja an unseres ganzen Kreises Verlust noch ein anderes Gefühl aus, dessen Wärme (freudig und wehmüthig zugleich) ich erst später, als ich seinen eigentlichen Quell erfuhr, ganz kennen lernte. Das Herz meines Freundes, so erfuhr ich später, war um diese Zeit von der aufgehenden Sonne der ersten Liebe erwärmt und bestrahlt.

Ich werde ohnehin die äußere wie die innere Entwickelungsgeschichte im Leben dieses brüderlichen Freundes da, wo beide sich berühren, in einer fortgehenden Beziehung zu der meinigen betrachten müssen, hier aber war es, wo sich einmal auch zwischen ihm, Schelling und mir ein solcher Berührungspunkt zeigte, an welchem die Lebenswege sich begegneten.

Nahe bei Jena, in dem wunderschön, im Saalthale gelegenen Drackendorf, mit den Ruinen einer alten, hohen Ritterburg in der Nachbarschaft, wohnte das alte, edle Geschlecht der Herren von Ziegesar, das mit dem äußeren Adel seiner Abstammung zugleich den inneren aus der hochsinnigen deutschen Ritterzeit des vielbesungenen ältesten Wartburgglanzes sich bewahrt hatte. Der damalige Stammvater des Geschlechtes, der herzoglich gothaische Minister von Ziegesar, war bei der Anstellung meines Freundes am Lehramte der Universität Jena, als Kurator von dieser vorzüglich thätig gewesen; seine beiden Söhne, davon der eine, den ich als Mitstudirenden in Jena öfters gesehen, nicht aber näher gekannt hatte, mein so wie Köthe's Altersgenosse war, hatten sich mit diesem nahe befreundet, und ihren Einladungen folgend, war Köthe öfters in die Nähe der alten Ritterburg: nach Drackendorf gekommen.

Alle Mitglieder der Ziegesar'schen Familie: der Vater und seine Söhne, sammt ihren gleichgesinnten Frauen hatten jenen stillen, wohlthuend feierabendlichen Einfluß empfunden, den Köthe (nach S. 405) schon durch seine persönliche Nähe auf Andere übte. Seine fest entschieden christgläubige Haltung im Wort wie im Wandel hatte auch seinem Urtheile über manche damals herrschende Ansichten in Dingen, die der Kirche und ihrer Außenwelt angehören, eine Kraft und einen Nachdruck gegeben, daß man dem jungen Manne, aus dem nur wohlwollende Liebe sprach, zuerst nur mit Achtung zuhörte, dann aber, der neuen Richtung sich hingebend, seinen Ansichten folgte. Benahm sich doch der Vater, der Minister Ziegesar, so freundlich theilnehmend an Allem, was Köthe that und sprach, daß er, als dieser während eines Ferien-Besuches in Drackendorf, zur Zeit der Ferien, seine Uebersetzung der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen niederschrieb, gewöhnlich am Abend Das, was der Uebersetzer am Tage geschrieben, von diesem sich deutsch vorlesen ließ, während er selber, besonders im lateinischen Original, ihm folgte.

Unter den Zuhörern bei den Gesprächen am Abend, welche durch ihren historischen Inhalt in hohem Grade unterhaltend waren, durch ihren religiösen Sinn erhebend und belebend auf das Gemüth wirkten, so wie unter den stillen Theilnehmern an dem raschen Fortgang des Werkes der Uebersetzung, war auch die jüngste Tochter des Hauses, der Liebling ihres alten Vaters, die edle Jungfrau Sylvia von Ziegesar. Auch ich hatte sie früher, wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, leicht, als ob sie der Erde weniger als halb angehörte, an mir vorüberschweben sehen. Jener innere, höhere Kern ihres Wesens, der nicht vom Geschlechte der alltäglichen Welt war,

hatte sich schon frühe nach dem Strahle einer Sonne gesehnt, die sein Leben wecken und bekräftigen konnte. Dieser wirkende Strahl war ihr aus Köthe's lehrreichen Gesprächen gekommen; sie hatte da Dinge gehört, die ihr eben so neu als achtungswerth erschienen, denn die Belehrung und Bildung, die sie in ihrer frühesten Jugend empfangen, hatte zwar alle Gaben, Kenntnisse und Fertigkeiten, die in den höheren Kreisen am meisten geachtet sind, zur vollsten Entwickelung gebracht, doch, mit all' seinem heidnisch-klassischen Glanze, den Keim des Sehnens nach dem Erkennen einer Wahrheit, die ewig ist, unberührt und unentwickelt gelassen. Aus der gegenseitigen Achtung der aufmerksamen, empfänglichen Schülerin und ihres Lehrers war eine Neigung geworden, an deren eigentliche Bedeutung wohl Beide nicht dachten; Köthe, wie in süßem Traume befangen, redete in seinen Briefen an mich eine Sprache, wie sie nur die Wärme der ersten jugendlichen Liebe dem Herzen und dieses dem Munde oder der Feder einzuhauchen vermag.

Nun, aus diesem Kreise des lieblichen Zusammenlebens in Drackendorf, zu welchem ich bald wieder zurückkehren werde, kam mir im Sommer 1812, während meines einsam verwaisten Lebens ein Gruß und eine Botschaft, von einer Seite zu, daher ich sie nicht erwartet hatte. Mein theurer Freund und Meister Schelling stand nach dem Tode seiner Frau an seinem Orte vereinsamter und als ein unbekannter, ja als ein verkannter Fremdling da, mehr als dies jemals mir dem „Getragenen" in meinem guten Nürnberg, im festgeschlossenen Kreise der liebenden Freunde geschehen konnte. Er schrieb mir bei einer anderen Gelegenheit, wo ich ihm eine, wie ich's jetzt erkenne, nur kleine

Trübsal und wohlverdiente feindselige Anfechtung von außen geklagt hatte: „Ich darf vielleicht hiervon reden, als einer, der durch manches Feuer der Trübsal gehen mußte, und der außerdem nicht gewöhnliche Feinde hatte (selbst Solche, denen ich Gutes gethan) und noch hat, und doch bin ich noch da, lebe und hoffe mit Gottes Hülfe zu wirken, wie ich bis jetzt nicht gewirkt habe." Schelling, wie ein Edler aus dem Stamme der Krieger in Indien, war zum Kampfe geboren und bestimmt: zu einem Kampfe, der als Preis seines Sieges nur den Frieden: den bleibenden Frieden des Geistes sucht. Wie die hohe Kaste der Krieger in Indien, die nächste an der Kaste der Brahminen, das Schwert zwar für das Feuer und die Weisheit der Tempel, zugleich aber auch für die Rechte und Würde des eigenen Stammes führt, so war Schelling's Kampf ein doppelter, hatte es öfter mit Solchen, als mit Feinden zu thun, welchen er in der einen wie in der anderen Richtung entgegen zu stehen schien. Er aber, der unermüdete Kämpfer, hatte das Ziel: den Frieden vor Augen, und bedurfte es, daß er nach der täglichen mühsamen Arbeit des Schwertes draußen in der Oeffentlichkeit, wenigstens daheim, in der Nähe eines treuen Freundes, den Vorschmack des Friedens fände, nach welchem sein Sehnen, wie aus weiter Ferne, gerichtet war. Dieses Glück, das er für einige Zeit verloren, sollte ihm in einem höheren Maaße wieder werden. Eine Erinnerung und Weisung aus etwas früherer Zeit wurde während seiner trüben Verlassenheit in ihm wach. Er verstand den inneren Wink; der Magnet in seinem Herzen zeigte nach Norden hin, dorther hatte er sich die auserlesene, treue Lebensgefährtin geholt, die ihn von nun an wie ein Theil von seinem eigenen Herzen für

Zeit und Ewigkeit fest verbunden blieb, und welche er mir jetzt, in Nürnberg, als seine geliebte Neuvermählte vorstellte.

Pauline Gotter aus Gotha stammte aus einem Geschlechte jener Dichter, welche nicht nur von ihren Zeitgenossen die vergängliche Krone des Lorbers, sondern eine andere Krone sich erworben hatten, die nicht aus der Zeit ist. Der Ahnherr Ludwig Andreas Gotter (geb. 1661, gest. 1735 als Hof- und Assistenzrath zu Gotha) ist der Sänger vieler gotteskräftiger und gottgeweihter Lieder gewesen, davon noch manches im Chore der Christenseelen in lieblich erhebender so wie in ernster Weise forttönt, wie z. B. das schöne Adventslied: „Das ist ein theures Wort", dann „Schaffet ernst, ihr Menschenkinder, schaffet eure Seligkeit", so wie des herrlichen Liedes „Womit soll ich dich wohl loben", aus dem ich oben (S. 28) einige Zeilen angeführt habe. Ein eigenthümlich hoher Geist, als ein Segen des Ahnherrn, hatte sich in der Familie erhalten. Wie aber soll ich die Pauline beschreiben, die jetzt an Schelling's theurer Hand mir vor Augen stand? Ich habe das Glück gehabt, und danke Gott dafür, manche auserwählte, hochbegabte Jungfrau und Frau, unter den verschiedensten Ständen auf Erden kennen zu lernen, und werde einige derselben noch später beschreiben: Pauline Gotter steht mit in der ersten Reihe derselben. Der Geist ist es, nach all' seinen Richtungen und Gaben, welcher lebendig machet, dieser war es auch, der dem jugendlich anmuthigen, fröhlich munteren, durchaus edlen Wesen seinen besonderen Reiz gab. War es etwa uur die seltene, vielseitige Bildung in all' den Kenntnissen und Fertigkeiten, die als Zierde der höher gestellten deutschen Frauen gelten, durch welche sie, ohne daß sie selber sich dessen bewußt

war, gleich bei dem ersten Sehen und Sprechen den Achtung gewinnenden Eindruck machte, den ich erfuhr? Ich hatte früher oft die Blüthe des Granatbaumes in unseren Gewächshäusern und Kunstgärten gesehen. So sehr sie auch da mit ihrer Farbe prunkt, ist sie dennoch nur das verkümmerte, krankhafte Scheinbild einer Blüthe, an welchem nichts zu sehen ist, als ein verworrenes Gehäuse der Blüthenblätter, das ohne Kraft zur Erzeugung einer Frucht verdirbt und abfällt. Als ich aber zum ersten Male in meinem Leben auf der Anhöhe des Calvarienberges in Botzen eine naturwüchsige, vollständige Granatblüthe, mit ihrer weitgeöffneten, herrlichen Krone und dem reichen, goldenen Schatze der Staubfäden darin, so wie mit dem kleinen kräftigen Ansatz des Apfels sah, da erkannte ich erst mit Entzücken, wie schön eine Granatblüthe sei. Eben so wurde mir wohl zu Muthe, als ich in der jungen Frau meines lieben Schelling's die so recht naturwüchsig gesunde, kräftige Geistesbildung der Edleren ihres Geschlechtes wahrnahm.

Man mußte übrigens, um den inneren Gehalt und Werth dieser seltenen Frau ganz zu erkennen, so wie ich dieses Glück in Erlangen und München genoß, Jahre lang mit ihr zusammengelebt, sie gesehen haben in ihrem Wirken und Wesen als Lebenshälfte ihres großen Mannes, als Mutter und als sorgsame deutsche Hausfrau. Die Orientalen haben in ihren häuslichen und ehelichen Verhältnissen eine Sitte, die ich gerade nicht für uns und unsersgleichen zur Nachahmung empfehlen möchte, die aber doch, gerade für ihren Ort manches Gute hat: das Frauenvolk lebt dort in seinem eigenen Stockwerk oder Haus so ganz abgeschieden von dem Volk der Männer, daß, wewenigstens so weit Andere es bemerken können, keine weib-

liche Zunge oder Hand in das Geschäft des Mannes hineinredet und hineingreift. Nicht um das Geschäft, desto mehr aber um die Person des Mannes, um die Erhaltung seiner Liebe und seines heiteren Wohlergehens ist das Weib, wenn es guter Art ist, bemüht und besorgt. Unsere Freundin Schelling war zwar nicht leiblicher Weise in eigener Etage oder besonderem Wohnhaus von ihrem Manne abgesperrt, aber sie selber, so geistvoll sie war, so tief sie ihn und das Geheimniß seiner innersten Gedanken verstand, hielt sich in demüthiger Ehrfurcht gegen ihn und das große Werk seines Lebens in den Schranken ihrer Weiblichkeit. Sie hat niemals, wie manche andere Frauen verdienstvoller Männer, eine Abgötterei mit dem ihrigen getrieben, er war ihr herzinnig, treu Geliebter, nicht aber ihr Abgott; sie pflegte nie gegen Andere mit den hohen Verdiensten ihres Mannes zu prunken; er bedurfte nicht des mündlichen Ausdruckes ihres Lobes, das ihm freilich jeder ihrer Blicke gab, sondern nur ihrer sorgsamen Liebe, die jede seiner Mienen, jedes andeutende Wort von ihm verstand, und immer bereit war, ihm Aufheiterung, friedliche Stimmung und Trost zu bringen. Mit einer seltenen Beherrschung ihrer selbst dachte sie stets weniger an sich, als nur an Ihn, und die Kinder, die sie ihm geboren; sie hat ihre Tage der geistigen wie leiblichen Pflege und liebenden Begleitung treulich, bis an sein Ende an ihm erfüllt und da es vollendet war, ist sie bald ihm nachgeeilt in seine ewige Ruhe.

Nun, der Besuch dieses Freundespaares in Nürnberg war mir recht zur Freude. Die Neuvermählte war mit der Familie Ziegesar sehr wohl bekannt, war Sylvien's innige Freundin, sie brachte mir aus Drackendorf und namentlich auch von Köthe freundliche Kunde und Grüße.

Als sie schieden, da konnte ich im Geist meinem edlen Meister Schelling immer nur nachrufen: wohl dir, daß du gefunden hast, was du fandest.

In die Zeit meines einsamen und verwaisten häuslichen Lebens in Nürnberg fällt noch manch' anderer mir wichtige Zuspruch durch vorüberwandernde Menschen und Ereignisse. Unter anderen besuchte mich auch mein lieber, alter Lehrer Werner aus Freiberg damals zum ersten Mal, und ich machte ihm im darauf folgenden Frühling einen Gegenbesuch in Freiberg. Ich werde jedoch diesen theuren, ehrwürdigen Gast in dem Kreise der Nürnberger Bekannten und Freunde noch einmal, bei seinem zweiten Besuche begegnen, und dann mehr von seinem Auftreten unter uns erwähnen. Er fand mich während dieses ersten Besuches ganz überaus beschäftigt mit dem Ordnen, nicht nur des äußeren Materiales, das ich für meinen Unterricht an unserer Anstalt mühsam zusammengetragen, sondern eben so sehr mit jenem inneren, das ich in Freiberg aus seinen Belehrungen empfangen hatte. Es mag wohl sein, daß mir dieser sein erster Besuch in Nürnberg die Anregung gab zur Ausarbeitung meines Lehrbuches für Geognosie und Bergbaukunde, das ich zur aufheiternden Unterhaltung in meiner Einsamkeit während des Winters von 1812 auf 13 schrieb und im Verlag von L. Schrag zu Nürnberg herausgab. Ich hatte mich in dem Inhalt dieses Buches vielleicht allzugläubig nur an die Grundzüge gehalten, mit welchen Werner ein Bild des Baues der Erdveste und der Anordnung ihrer Gebirgsmassen entwarf. Es mag wohl einer der letzten Versuche gewesen sein, dieses Bild noch einmal öffentlich in seinen Gesammtumrissen hinzustellen und mein an sich unbedeutendes Buch fand bei manchem treuen Anhänger der Werner'schen Theorie, selbst

in Schweden und England beifällige Theilnahme. Doch ward dasselbe bald zu einer nicht mehr zeitgemäßen Erscheinung.

Die Geschichte eines anderen Besuches, der in dieser Zeit mir zukam, habe ich, mit ihren merkwürdigen Folgen, in meinem Alten und Neuen, Bd. III, unter der Ueberschrift „Der ungebetene Gast" etwas ausführlicher erzählt. Darum erwähne ich denselben hier nur ganz kurz. Ich hatte eines Abends meine nächsten brüderlichen Freunde in Nürnberg: den Pfarrer Schöner, Burger, Dallinger und Fiedler zu einer sehr einfachen Mahlzeit eingeladen; ich wünschte vor Allem, denn ich sehnte mich nach einer vertraulichen, geistig kräftigen Unterhaltung, daß wir, von keinem anderen Besuche gestört, allein beisammen sein möchten. Da kam aber dennoch ein unerwarteter Besuch aus der Ferne her: der junge, gelehrte Dr. Scheu aus Wittenberg, ein beliebter Lehrer der Theologie an der dortigen Universität. Ich hatte Scheu in Leipzig gekannt, wo er noch einige Zeit mit mir studirte, und sogar nachbarlich mit mir und Köthe zusammenwohnte. Er schien damals einer anderen Richtung in der wissenschaftlichen Theologie zugethan, als die gläubige meines Freundes Köthe war, hatte auch in seinem Benehmen, wie uns schien, etwas Abschließendes und Zurückhaltendes, so daß wir an ihm zwar den Ernst, den Fleiß und die Kenntnisse, so wie das Ansehen, das ihm die reiferen Jahre gaben, achteten, sonst aber nicht in näheren Verkehr mit ihm traten. Schöner war gerade in einem Gespräche begriffen, bei dessen Inhalt das Herz, wie dort den Wanderern nach Emmaus, brannte, denn was er sagte, das kam so ganz aus den Erfahrungen seines eigenen treuen Herzens. Ich erschrack über den Besuch, der mir zu jeder anderen Zeit und Stunde sehr

lieb und angenehm gewesen, ich fürchtete, die ganze Unterhaltung würde eine andere, für meine übrigen Gäste fremdartige, störende Wendung nehmen. Aber der Fremde setzte sich zu Schöner hin, und dieser redete ihn mit so eindringlicher, väterlicher Freundlichkeit an, daß Jener gar bald mit gespannter Aufmerksamkeit bei der Sache war. Als ich dieses bemerkte, wäre es mir nicht unerwünscht gewesen, wenn das Gespräch einige jener Halbheiten und Bedenklichkeiten der damaligen gelehrten Theologie gegen die göttliche Wahrheit des Christenthums berührt, und Schöner diesen, in seiner, wie mir schien, unwiderstehlich siegreichen Weise begegnet wäre. Denn dieses hätte ich zum Wohle des ehrenwerthen fremden Gastes, als eine Mitgabe zur weiteren Beherzigung ihm gewünscht. „Aber der alte Lehrer schien heute nicht fertig werden zu können, dem jungen Lehrer der Theologie aufrichtig treu, als ob er ein alter Bekannter sei, Erfahrungen zu erzählen, die er an seinem eigenen Herzen und an den Herzen seiner Zuhörer gemacht hatte. — An seinem eigenen Herzen, denn er habe innig und ernst gesucht und gerungen nach der Wahrheit, und vor Allem nach innerem Frieden und nach der Kraft zum Guten. Er habe in den Schriften der tiefesten Denker und der berühmtesten Theologen Rath und Befriedigung gesucht, mit seinem Herzen selber dies und jenes angefangen, nirgends aber Das gefunden und erlangt, was er suchte, bis er zuletzt zu dem Worte Gottes und dem einfältig festen Kinderglauben an dasselbe gekommen. Eben so habe er es auch anfangs als verordneter Prediger des Wortes auf all' jenen eigenen Wegen versucht, um etwas an ihrem Herzen auszurichten, es sei aber immer etwa eine gemalte Blume oder eine Scheinfrucht aus dem Boden hervorgekommen, bis er endlich angefangen, sich an die ein-

fältige Predigt vom Kreuze zu begeben, und an dieser eine wahrhaft göttliche Macht erprobt habe, die Menschenherzen umzuwandeln und mit dem Leben aus Gott zu erfüllen."

Dem alten vielgeprüften Erzähler waren an diesem Abend Herz und Mund in ganz besonders kräftiger Weise aufgethan; er sprach immer zu dem jungen Theologen hingewendet, als habe er es allein nur mit diesem zu thun, von den freudigen Erfahrungen, die er an seinem und anderen Herzen gemacht habe, und als dieser, obwohl, wie es schien, tief gerührt, dennoch nach einiger Zeit aufstand, und ohne auf unsere Bitte zu achten, noch länger zu bleiben, Abschied nahm, da faßte der Greis mit seinen zitternden Händen*) die Hände des edlen, guten Fremden und sprach zu diesem, den er tiefer durchschaut und besser erkannt hatte, als wir anderen Alle, ein liebend segnendes Wort.

Und dieses Wort ist denn auch in Erfüllung gegangen. Professor Scheu, nach einem Besuche in seiner Vaterstadt Rothenburg an der Tauber, war auf der Rückreise noch einmal nach Nürnberg gekommen. Ich war auf kurze Zeit in meine Heimath verreist, er besuchte jedoch den Vater Schöner und hörte ihn predigen. Seitdem war er ganz für den einfältig festen, treuen Christenglauben gewonnen, und bezeugte dieses durch Wort und That der Lehre bis an sein leider nicht fernes Ende. Noch von seinem Todtenbette aus ließ er dem alten Pfarrer Schöner danken für Das, was er mit Gott an seinem Herzen gethan.

Wer den Pfarrer Schöner in der letzten Hälfte seines Lebens und in der vollen Reife seines inneren Lebens ge-

---

*) Schöner war, in seinen letzten Lebensjahren, in Folge eines heftigen Schreckens von einem beständigen Zittern der Glieder befallen worden.

kannt und gehört hat, den wird diese seine denkwürdige Einwirkung auf ein junges, treu und redlich nach Wahrheit suchendes Gemüth nicht verwundern. Ich habe in meinem Alten und Neuen (B. II) in der Erzählung von J. T. Kießling's Leben, so wie an anderen Stellen Züge aus Schöner's äußerem wie innerem Leben mitgetheilt, welche, wie ich dafür halte, ein treues Bild des Mannes geben *). Ich entnehme jenen vollständigeren Berichten hier nur Einiges, das zuerst aus Schöner's eigenem Munde kommt.

Schöner, geb. 1769 zu Rügheim in Franken, unweit Schweinfurt, hatte sich schon als Studirender an der Universität Leipzig seines Berufes zur Theologie würdig gezeigt (m. v. S. 386 f.). Crusius und Gellert hatten unter allen damaligen Lehrern am tiefsten auf ihn gewirkt. Schon in seinem 21. Jahre (er war sehr jung zur Universität gekommen) hatte er seine Studienzeit vollendet. Jenes leibliche Leiden, das den seligen Gellert oft so tief beugte: die Hypochondrie war auch über ihn gekommen, er fühlte seinen Druck in hohem Maaße, während er in Erlangen und in Baiersdorf als Hauslehrer lebte. „Ich beobachtete damals, so berichtet er in seinem schriftlichen Nachlaß, die Rathschläge der Aerzte mehr als die Rathschläge des Evangeliums; manche Uebung der Gottseligkeit unterblieb, ich wurde schläfriger und verließ jene beiden Orte, zwar mit dem Ruhme eines stillen, frommen Jünglings, aber mit einem bereits vom Guten wieder abkommenden Herzen."

---

*) In meinem Alten und Neuen, im 2. so wie im 9. Bande. Ein sehr gutes vollständiges Bild des Lebens jenes theueren Mannes hat Ledderhose gegeben.

Im Jahre 1772, als 23jähriger Jüngling kam Schöner als Hauslehrer bei einer trefflichen adelichen Familie nach Nürnberg, hatte sich aber durch seine gelehrten Kenntnisse und seltenen Gaben so allgemeine Anerkennung erworben, daß man ihn schon im nächsten Jahre unter die Pfarramtskandidaten der Reichsstadt aufnahm, und bald nachher an ein Predigtamt bei der Margarethen-Kapelle oben auf der Veste beförderte. Einen solchen hochbegabten Prediger, dies war das Urtheil der vornehmen, gebildeten Welt, dem die größere Menge der übrigen Welt sich anschloß, hatte man in Nürnberg lange nicht, ja vielleicht niemals noch gehört. Es gehörte zum guten Ton, die Predigten von Schöner in der Margarethen-Kapelle oder nach seiner baldigen Beförderung in der Marienkirche zu hören, welche die Herzen, wie man sagte, in einer so wohlthuenden Weise rührten, und durch ihren hohen Schwung so zur Andacht erhöben, wie keine anderen. Er selbst aber, Schöner, sagte, wenn er später von dieser Blüthezeit seines öffentlichen Beifalles in Nürnberg sprach, daß, „obgleich Das, was er auf der Kanzel sprach, den Worten nach, christlichen Inhaltes gewesen sei, er dennoch damals von Herzen eigentlich nicht Christum, sondern sich, den Johann Gottfried Schöner gepredigt habe, weil er dabei nicht einig und unverrückt auf den Beifall Gottes, als auf den, seinem Munde gar süß schmeckenden Beifall der Welt gesehen. In dieser Zeit besuchte ihn manchmal der Kaufmann J. Tob. Kießling, dieser Besitzer der „köstlichen Perle“ brachte ihm Bücher, alt wohl zum Theil an Jahren, dennoch aber neu und belebend an Kraft. Schöner sah sie kaum an, sie enthielten für ihn ja nur Bekanntes und dies zum Theil in einer so altmodisch abgeschmackten Sprache, daß sie ein gebildeter Theolog der jetzigen Zeit kaum lesen möge. Einst als

Kießling wieder solche Bücher brachte, erklärte ihm Schöner, nachdem er ein wenig darin geblättert, geradezu, daß er zum Lesen von dergleichen Sachen weder Zeit noch Lust habe, und wollte sie gleich wieder zurückgeben. Kießling aber meinte, der Herr Diaconus habe ja Raum genug im Zimmer, solle den Büchern nur ein Plätzchen gönnen. Bald nachher, am 2. Weihnachtstage 1776, hielt Schöner über den Glauben an Christum, eine, wie er nach ihrer Ausarbeitung meinte, gewaltig herrliche Predigt, die er ohngefähr mit den Worten schloß: „wer diesen lebendigen Glauben nicht hat, der hat keinen Theil an Gott — — — ihm bleibt in diesem Zustande der Himmel auf immer verschlossen und die ganze dunkle Nacht der Ewigkeit hindurch ruhen auf ihm die Wetterwolken des Zornes Gottes." Als er dieses sprach, wurde ihm so zu Muthe, als ob ihn selbst ein Strahl aus diesen dunklen Wolken getroffen hätte. Er konnte das Kirchengebet nicht lesen, ihm vergingen Hören und Sehen, man mußte ihn nach seinem Hause führen. Und als ihm 14 Tage nachher auf der Kanzel etwas Aehnliches begegnete, als dem seligen Taulerus, indem er, statt der Worte in Thränen ausbrechend, stumm und halb ohnmächtig die Kanzel verlassen mußte, als er darauf drei Vierteljahre lang ganz untüchtig zum öffentlichen Reden wurde und zugleich mit Kießling „dem Pietisten," so wie mit seinen Büchern in vertrauten Verkehr trat, da war es mit dem allgemeinen Beifalle, namentlich der gebildeten Welt, zu Ende; in der ganzen Stadt sagte man (großentheils mit Bedauern): Schöner, von dessen Gaben als Prediger man so viel erwarten konnte, ist verwirrt im Haupte — schwachsinnig geworden, hält sich zu den Pietisten. Aber erst seit dieser Zeit einer Prüfung war der Vater Schöner Das für die kleine, treue Gemeinde, die sich bald

wieder um ihn versammelte, geworden, was er auch mir nach meinem Maaße gewesen ist. Aber, wie ich schon vorhin sagte, sein, so wie Kießling's ausgeführteres Bild gebe ich nicht hier, weil ich es schon anderswo gegeben. Diese beiden Männer so wie der geistige Sohn derselben, Kießling's Neffe: Tobias Nauman, auf der anderen Seite Burger und Dallinger (der Vater) waren in dieser Zeit mein liebster und nächster Umgang, an welchem ich mich sonnte und erwärmte. Für mein inneres Leben war dieses Erwärmt- und Besonntwerden, obgleich die Wärme nicht nur von außen, sondern auch von innen kam, zwar wohlthuend, nicht aber ohne Gefahr. Ich hielt die fremden Kräfte, die doch durch manche mühsame Arbeit und Kämpfe erworben waren, für meine eigenen, ich gab mich in meinem Herzen schon dem Freudegenuß der vollendeten Ernte hin, und hatte doch eben noch mit dem Bestellen des Feldes und mit der Aussaat zu thun; ich wollte mit den Armen eines Kindes Thaten der Männer thun und bildete mir dabei ein, ich sei schon ein Mann; dünkte mich groß wie ein Mann.

Es lag übrigens eine beachtenswerthe Doppelseitigkeit in dem Einflusse, den der Umgang mit den Männern auf mich hatte, von denen ich so eben einige nannte. Burger, wie ich ihn vorhin beschrieben, war durchaus nicht Das, was man damals und auch noch jetzt einen Pietisten nennt. An ihm war der bekräftigende, bildende Einfluß der würtembergischen theologischen so wie theosophischen Schule eines Bengel und Oettinger, so wie der werkthätige Sinn eines Pfarrer Hahn (S. 358 u. f.) zu einem seiner Natur angemessenen, feststehenden Gepräge geworden; er wollte nicht nur fühlen, sondern auch, nach seinem Maaße, sehen und wissen. Ich aus meiner früheren ästhetischen Feinschmeckerei

neigte mich jetzt zu einem anderen Extreme hin; es ging mir wie Einem, der aus der Kälte, darin er lange verweilt hat, plötzlich hereintritt in einen gestern geheizten Vorsaal, die Temperatur desselben kommt ihm ganz anmuthig und warm vor, während ein Anderer, der aus dem gehörig geheizten Zimmer in den Saal heraustritt, nur mit Mißbehagen darin verweilen mag. Ich fand Wohlgefallen an Büchern und Liedern, die nicht nur der gelehrte, gebildete Schöner vor seiner schweren Heimsuchung (nach S. 449) als geschmacklos für ihn würde zurückgewiesen haben, sondern die auch nicht nach Burger's Sinne zu sein schienen, noch weniger aber, wie er mir dies über eine Zusendung solcher Art aus Philipp Raw's Verlag offen erklärte, Schelling's Geschmack zusagten, obgleich dieser mit unbeschreiblicher Milde und mit einer sich immer gleich bleibenden treuen Freundschaft mir auf meinen damaligen, wie auf den früheren Wegen nachging.

Um diese Zeit hatte ich aber in meiner unmittelbaren Nähe einen kräftigen Begleiter auf meinem Wege an meinem Kollegen J. A. Kanne gefunden. Er hatte sich vorher von uns Allen zurückgezogen, nur in seinem Hause und mit seinen Büchern gelebt. Denn er war bei der Ausarbeitung eines großen, mühsamen Werkes, welches ihm später so wenig genügte, daß er die ganze, mühsame Arbeit als werthlos bei Seite warf. Nach dem Tode meiner Henriette hatte er mich mehrere Male besucht; wir hatten uns in diesen Stunden inniger, tiefer befreundet, denn jemals früher. Bald nachher begann in ihm jene ernste Veränderung, die er in seiner kurzen Selbstbiographie (in dem Werke: „Leben und aus dem Leben") beschreibt und zu deren Grund und Richtung er sich nachmals bis an sein Ende treu bekannt hat. Es war in diesem selte-

nen Menschen nichts von der Natur eines schwankenden Rohres; stark wie die Wurzel seines inneren Lebens und fest wie der Boden, auf dem dieselbe stand, war auch der geradwüchsige Stamm seiner Gesinnung und äußeren Haltung, gegen die anstürmenden Elemente seiner Zeit.

Schon vor der Zeit, in welcher meiner Henriette starb, erhielt ich gleichwie aus einer anderen Welt herüber, einen letzten, mittelbar mir zukommenden Gruß von meinem lieben Jugendfreunde Hans Karl Dippold. Dieser war schon im Jahre 1810 von seiner früheren Stelle als Privatdozent zu Leipzig zu jener Professur der Geschichte nach Danzig berufen worden, wozu wohl namentlich seine Skizzen der allgemeinen Geschichte Berlin 1811 (2. Aufl. 1835) und sein historisches Archiv ihm den Weg gebahnt, hatten*). Er genoß nur kurze Zeit die ihm so ganz angemessene Wirksamkeit seiner Stelle und das Glück einer Ehe, auf welcher der Segen jener Liebe ruhete, welche das Menschenherz nicht aus seinem Fleische allein, sondern mehr noch aus dem Geiste empfangen muß, der zur rechten Liebe erwacht ist. Schon im Jahre 1811, erst 29 Jahre alt, war er zu seiner Ruhe eingegangen, der schon auf Erden selige Mensch. Ich weiß nicht mehr, war es Köthe oder war es Hartmann, welcher mir die Nachricht mittheilte, daß unser Dippold, der uns in so vielen Dingen voraus war, uns auch für diesmal vorausgegangen sei. Ich meinte nach Henriettens Tode, ich würde dem Freunde wohl bald nachreisen. Dennoch hielt mich eine, mir später oft selbst räthselhafte, Hoffnung am Leben und selbst an meiner damaligen Wirksamkeit und Stellung fest. Denn als schon im

*) Seine Uebersetzung von Coxe's Geschichte des Hauses Oesterreich war schon im Jahre 1810 erschienen.

J. 1811 ein Mann, den ich innig verehrte: der berühmte Dr. Joh. Chr. Reil, der als tiefdenkender Arzt über die damaligen Gränzen seiner Wissenschaft weit hinausblickte, als einer der obersten Stimmführer an der neuerrichteten Universität zu Berlin mich in einem Briefe fragte, ob ich wohl geneigt sei, einem Rufe als öffentlicher Lehrer dahin zu folgen und ich wohl merkte, daß man mich als Das, wofür ich galt: als (Natur-) Philosophen dort neben den mächtig überlegenen Fichte hinstellen wollte, da hielt ich so treu an meinem mir lieben Berufe als Lehrer der Naturgeschichte, daß ich meine Unfähigkeit und Ungeneigtheit, etwas Anderes zu lehren, aufrichtig bekannte, und hiermit die ehrenvolle Anfrage zurückwies. Auch hatte Schelling, der meine Kräfte besser kannte, als Reil, in seinem Briefe vom 4. April 1811 zwar die mir eröffnete Aussicht mit freudiger Theilnahme aufgenommen, zugleich aber, ich möchte sagen, in prophetischem Geiste, mir gewünscht, ich möchte, was mir näher läge, statt nach Berlin lieber an die kleinere Universität Erlangen kommen: ein Ziel, das ich erst nach manchem Umwege erreichte. Eben so fühlte ich mich innerlich auf dem Grund und Boden gehalten, darauf ich so eben stand, als mich im J. 1812 mein Freund Hartmann in Wien in höherem Auftrage nach dieser schönen, großen Kaiserstadt hinlocken wollte. Der geistvolle, wohlmeinende Erzherzog Maximilian hatte dort den Plan zur Errichtung einer Bildungs- und Erziehungsanstalt für Knaben- und Jünglinge vom Adel entworfen und mit weiser Ueberlegung und Kraft die Hand an die Ausführung des Werkes gelegt. Mich wollte man, so schrieb mir Hartmann, der zur vorläufigen Unterhandlung mit mir ermächtigt war, als Lehrer und hausväterlichen Führer, unter höchst ehren- wie vortheilhaften Bedingungen für die neue Anstalt ge-

winnen, ich aber, so anziehend in vieler Hinsicht das Anerbieten mir erschien, ging nicht, so wie man wollte, auf dasselbe ein, sondern hielt vor der Hand an meinem alten Nürnberg fest.

Und dennoch war meine damalige öffentliche wie häusliche Lage keineswegs eine sehr befriedigende. Von der Beschaffenheit der ersteren will ich nachher, hier aber nur von dem Zustande des inneren wie innersten Haushaltes reden.

So lange Henriette lebte, hatte diese die ökonomische Sorge für den Hausstand allein getragen; alle unsere kleinen Einkünfte gingen in und durch ihre Hände; ich ließ mich unbekümmert, wie ein großes Kind neben den beiden kleineren, versorgen und erhalten. Bei meiner natürlichen Geringachtung des Geldes war ich eher zur Verschwendung als zum Sparen geeignet gewesen. Als aber jetzt auf einmal die sorgsame Wirthin und Ordnerin im Haushalt von mir genommen war, da mußte ich mein ungeschicktes Wesen in seiner ganzen Hülflosigkeit fühlen und erkennen lernen. Zwar fand sich, daß Henriette in einer rührenden Weise die Zeit der ersten Noth bedacht und für ihre Abhülfe Sorge getragen hatte; gerade so viel als ihre Begräbnißkosten betrugen (sie mußte sich darum genau erkundigt haben) fand sich in einer von ihr besonders hinterlegten Summe, neben dieser noch so viel oder selbst mehr, als zur Bestreitung der Ausgaben in dem Monate, darin sie starb, ausreichte, auch hatte sie mannigfache Vorräthe für eine längere Zeit herbeigeschafft und in bewundernswürdiger Ordnung aufgespeichert: Dennoch erging mir es, wie es einem Schreiber ergehen würde, den man aus irgend einem Bureau der Stadt als „Clerk“ in ein Schiff aufgenommen, wenn dieser nach dem plötz-

lichen Tode des Schiffskapitäns, des Ober= wie Unter=steuermannes, die Leitung des Schiffes übernehmen sollte. Er hat sich in seiner Schreiberkajüte niemals um das Meer, um Wind und Wetter, noch um den Kompaß bekümmert, und jetzt soll er auf einmal das ganze Schiff steuern und lenken, von welchem er außer dem Verdeck und seiner Schreibstube gar nichts kennt. Mag ein solcher Clerk ängstlich von Gemüth oder leichtsinnig sein, mit seinem Kapitäns= und Steuermannsgeschäft wird es ihm schwer genug ergehen. Ich war beides, leichtsinnig und ängstlich zugleich, abwechselnd bald in einer meiner Natur ganz fremden und darum auffallend verkehrten Weise geizig und knickrich, dann wieder so, als trüge ich das Geld in einer durchlöcherten Tasche, und bemerkte nicht, daß es da herausfiele. Dazu kam, daß gleich in den ersten Tagen nach Henriettens Heimgang, ehe die treue, sorgfältige Haushälterin diesem Wesen Einhalt that, eine treulose Magd, die auf kurze Zeit in meinen Dienst getreten war, sich diebisch an werthvollen Dingen aus dem Nachlasse meiner Frau vergriffen, von denen sie, als sie sich entdeckt sah, Einiges wieder beibrachte. Das Mißtrauen, das mich bei dieser Gelegenheit ergriff, wurde zwar beseitigt, als die Tochter eines trefflichen christlich gesinnten Pfarrers, eine Jungfrau schon von reiferem Alter, für einige Monate, später aber meine liebe älteste Nichte, der Liebling meiner seligen Mutter, wenigstens die Geschäfte eines weisen Steuermannes für mich übernahmen, doch machte ich Beiden, als unverständiger Kapitän ihr Amt sehr schwer und mir selber nicht minder; bei aller Sparsamkeit der beiden lieben, treumeinenden Gehülfinnen gerieth ich durch allerhand unvernünftige Ausgaben, von denen jene nichts wußten, in Schulden, die mich als eine ungewohnte Last drückten. Ich war

fast den ganzen Tag im Schulhause, arbeitete, außer den Lehrstunden, nur für die Herstellung einer zum Unterricht nöthigen Sammlung, wenn ich aber nach Hause kam, da war es mir immer, als fragten mich die Blicke der beiden lieben Kinder: wo ist die Mutter? Um diese Zeit, darin die Schaaren der fremden Truppen auf Napoleon's Geheiß, zum Feldzuge nach Rußland aus Süden kamen, blieben auch wir nicht von Einquartirung verschont, was dem Haushalte manche Unruhe brachte; Henriette fehlte eben täglich und überall. Ein Schwager von dieser, aus Schönheida, war auf meine Bitten gekommen, er verzeichnete und schätzte den Nachlaß der Verstorbenen, sah mich so niedergedrückt und verändert als ich damals war, ermahnte mich, mir eine neue Lebensgefährtin, den Kindern eine Mutter zu suchen. Ich wies diese wohlgemeinte Erinnerung als eine sehr ungehörige von mir, ja gegen die Schwester eines meiner lieben Freunde, die in Oederan verheirathet war, und welche ich im darauf folgenden Sommer auf meiner Durchreise nach Freiberg besuchte, äußerte ich mich mit einer fast beleidigenden Empfindlichkeit über ihren wohlmeinenden Wunsch, daß ich doch nicht Wittwer bleiben möchte. Der Gedanke an den Tod lag mir näher als der an eine neue Hochzeit; mich, so wie meine Kinder, wußte ich ja in Gottes Hand und diese, die Kinder, wenn ich stürbe, in den Händen meiner treuen Schwester. In Beziehung auf meine damalige Stimmung schrieb mir unter Anderem mein geliebter Jugendfreund Chr. Schlosser aus Mailand v. 24. Juni 1812 in seiner freilich zu sehr zur Ueberschätzung des Freundes geneigten Demuth und Liebe: „Was von deinem Verluste, mein edler Freund, dein Brief dunkel berührt, ahndet und theilt auch so mein ganzes Herz mit dir. Wenn die Herrlichkeit des Lebens

an dir vorübergegangen, so ruft dich nun Gott ganz. Bleibe bei uns und fahre fort, dem Vaterlande Stab und Stütze zu sein. Die reine Liebe stärkt, auch wo sie scheidet. Du, dessen jugendlicher Geist schon nur Gedanken der Menschheit denken konnte, bist nun ernster, eifriger, lauter als jemals zu dem Werke der Versöhnung berufen. Gehe uns noch lange voran, wir wollen dir gerne folgen und laß Freundes- und Bruderliebe in diesen großen Schmerz dir ein kleines (Labsal*) sein." Der Gedanke jetzt, die, wie ich meinte, noch kurze Zeit meines Lebens ganz Gott zu leben und, damit ich dieses besser könne, allein zu bleiben, lag auch mir inniglich an, und dennoch war ich weder zu dem Einen noch zu dem Anderen kräftig und befähigt.

39. Die unerwartete Wendung.

Noch im Verlaufe meines einsamen Jahres kam ich in das Haus der Eltern und zu den treuen Geschwistern in Bärenwalde. Man fand mich sehr verändert, krank aussehend und traurig. Die gute, treue Mutter Martin, mitten in den Thränen um ihre liebste Tochter, sprach dennoch einen Wunsch gegen mich aus, den, wie sie wußte, die selig Vorangegangene in der Ahndung ihres baldigen Todes im Herzen getragen hatte, und den sie auch der Mutter vertraut hatte. Es war derselbe, den ich, wäre er aus dem Munde Anderer gekommen, mit Unmuth von mir gewiesen hätte. Der lieben Mutter mußte ich kindlich schweigend zuhören, denn was sie sagte, das erinnerte mich an einige Worte, die meine Henriette an einem ihrer letzten Tage zu mir gesprochen, und die ich fast nur als Phan-

*) Das Wort, das im Briefe fehlt, habe ich zur Ergänzung des Sinnes hinzugefügt.

tasieen des Fiebers betrachtet hatte. Die älteste Schwester meiner Henriette, in zweiter Ehe an Kaufmann Mühlmann verheirathet, war eine durch äußere wie innere Leiden vielgeprüfte und geläuterte Seele; wir verstanden uns ganz; wir suchten Beide den Frieden, welcher höher ist, denn alle Güter des Lebens; sie war mir eine innig vertraute Freundin. Sie hatte aus erster Ehe drei Töchter, deren älteste, Julie, wie ich oben (S. 13) erzählte, mir unter allen späteren Verwandten, als ich nach Bärenwalde kam, zuerst begegnet war. Sie war damals ein liebliches Kind, jetzt aber zu einer Jungfrau gereift, die Gott mit allen Reizen der leiblichen Anmuth geziert, vor Allem aber in ihrem Innern mit dem Drange der Liebe zu Ihm erfüllt hatte, welche unter allen Gaben des Menschenherzens die höchste und bleibende ist. Auch als Jungfrau war ihr jenes unbefangene, aufrichtige Vertrauen zu mir geblieben, das mir schon, da sie noch Kind war, so wohl an ihr gefallen. In eine Brieftasche hatte sie mir einst zum Andenken das schöne Lieblingslied meines alten Burger (von Deßler verfaßt) geschrieben: „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh'" und ich bewahre das liebe Geschenk noch jetzt treulich auf, denn der Inhalt und die Worte des Liedes waren die Sprache ihres Herzens gewesen. Auf diesem Grunde eines tiefen inneren Ernstes, welchen sie niemals zur Schau trug, ruhete bei ihr in seltenem Maaße die Gabe einer immer frischen kindlichen Heiterkeit und eines glücklichen Humors. Und so möchte ich von dem lieblichen Kinde im Mühlmann'schen Hause, das nun zur Jungfrau geworden war, in wenig Worten es sagen, daß bei ihm eine fromme, aufrichtig treumeinende Seele, an welcher Gott ein Wohlgefallen hatte, in einer jugendlich schön blühenden, gazellenartig leicht beweglichen

sichtbaren Hülle wohnte, auf welcher das Auge der Menschen mit Wohlgefallen ruhete. Ein Lebensalter von mehr denn 66 Jahren und manche überstandene Beschwerde hat zwar die vergängliche Blüthe der äußeren Gestalt abgestreift; die vormals leichte Gazelle hüpft schon längst nicht mehr auf den Scheiteln der Felsen und pflückt da, wie sonst, am Saume eines Abgrundes das Edelweis der Alpen oder die Fritillarien des Col de Tenda und die Gewürzkräuter der Sinaitischen Berge, sondern geht bedächtigen Schrittes zwischen den zur Ernte reifen Feldern hin. Das Gemüth aber: das von Liebe erfüllte, vor Gott und Menschen treubewährte Herz ist an Fülle seiner Schönheit noch dasselbe geblieben; die Kraft seiner Beweglichkeit ist gewachsen, denn es hat Flügel bekommen, auf denen es sich täglich, ja stündlich, nicht wie auf Füßen der Gazelle, auf die Felsenhöhen erhebt, da die Stürme brausen, die aus dem Thal der Wiesen und von dem Eise der Gletscher sich begegnen, sondern zu einer Höhe über all' der wandelbaren Welt der Thäler und Berge, da der Frieden aus Gott wohnt.

Nun, so lieblich auch die Jungfrau war, ich hatte sie, Gott weiß es, niemals mit besonderer Theilnahme beachtet, auch als ich diesmal in das Haus ihrer Eltern kam, fühlte ich mich zu ihr nur in demselben, fernstehenden, anverwandtlichem Verhältnisse wie zu ihren beiden jüngeren Schwestern. Den Mägdlein allen dreien war ich ein ernster, Achtung gebietender Oheim, um den sie gern sich versammelten, damit sie von ihm hören möchten, was ihnen wohlgefiel; sie aber waren für mich nur die Töchter meiner Freundin, ihrer Mutter. Zwischen mir und Henriettens Lebensalter fand sich nur ein Unterschied von vier Wochen, denn ich war in den zwanziger Tagen des Aprils, sie, vier

Wochen nachher im Mai von 1780, geboren. Zwischen meinem und Juliens Lebensalter fand sich ein hundert und eilfmal größerer Unterschied. Henriette, schon von Natur, dann durch ihre so oft wiederkehrende Kränklichkeit und durch die mancherlei Sorgen unserer Ehe war sehr zum Ernst gestimmt, und auch in mir war diese Stimmung, besonders in den letzten Jahren, die vorherrschende geworden; in Juliens Wesen dagegen war eine fröhliche Beweglichkeit, wie in einem munter spielenden Kinde. Darum hätte wohl Jeder an der Möglichkeit zweifeln mögen, daß der ernste, schwermüthige und fast grämliche Mensch, der ich damals war, mit der fröhlichen Jungfrau ein passendes Gespann bilden könnte, und wenn anders unsere Verwandten, nach all' meinen abwehrenden Aeußerungen, an eine ähnliche Verbindung gedacht hätten, dann würden sie vielmehr erwartet haben, daß meine Wahl auf Juliens zweite Schwester, die ernste, stille Caroline als auf jene selber fallen werde.

Aber der Entschluß, der unwiderstehliche Drang zu dieser Wahl kam mir, in seltsamer Weise über Nacht. Hätte ich nicht Ursache, mich meiner nächtlichen wie täglichen Träumereien so oft von Herzen zu schämen, dann würde ich erzählen, was ich hier andeute: daß ich im Traume dieser Nacht nicht in der Nähe der Lebenden, sondern der Todten gewesen war: an der stillen Kammer, darin mein Vater, meine Mutter den müden Leib zur Ruhe legten. Und dennoch erwachte ich aus der dunklen, nächtlichen Erinnerung an die theuren, verstorbenen Eltern wie mit Kräften einer neuen Jugend; ein unwiderstehliches Verlangen, Julien, gegen die ich noch gestern gleichgültig gewesen war, zu sehen, die Hand ihr zu drücken, erwärmte mich durch und durch; gleich nach dem Frühstück und Morgengebet mit den

lieben Eltern Martin, bei denen ich wohnte, eilte ich hinauf in das Mühlmannische Haus am Hügel der Kirche, und meine erste Frage war nach Julien. Die Weise, in welcher ich mit dieser sprach, und die Mienen meines Angesichtes waren gegen sie ganz anders als gestern und ehegestern; mochte es eine Wirkung des schönen, heiteren Morgens oder sonst einer mich anwandelnden Stimmung sein; ich war auf einmal so frisch, so heiter, so aufgeweckt, daß die liebe Schwester Mühlmann mich mit Verwunderung anblickte, denn was konnte mich, im Vergleich noch mit meinem Benehmen in den letzt vorhergegangenen Tagen so plötzlich verändert haben? So wie heute hatte sie mich seit Jahren, ja vielleicht noch nie gesehen.

Was konnte der Neigung einer armen sterblichen Natur solche verjüngende, neubelebende Kraft geben? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß es noch eine andere Liebe gibt, durch welche selbst die Alten wieder jung werden, daß sie in neuer Kraft auffahren mit Flügeln wie die Adler.

Auch die anderen Freunde und Verwandte in Bärenwalde, so wie auf der Heimreise die in Plauen, konnten leicht die fröhlich machende Veränderung bemerken, die mit meinem ganzen Wesen vorgegangen war. Ein Freund und College, mein treuer, lieber Schweigger, hatte mit mir einen Theil der Reise von Nürnberg nach Sachsen gemacht, war aber von Hof aus einen anderen Weg gezogen. Dieser besuchte uns jetzt auf der Heimreise in Bärenwalde. Er freute sich meiner Freude mit eben so herzlicher Theilnahme als er, bei dem Tode meiner Henriette mit mir das Leid und den Schmerz getheilt hatte.

Wie soll ich aber die neue, veränderte Stimmung meines Wesens im Vergleich mit der früheren, ernsten, von der geselligen Welt so abgeschiedenen beschreiben?

Welche von beiden war wohl für mein Wesen die eigentlich naturgemäße und heimathliche? Ich will durch ein Bild, das mir sehr lebendig in der Erinnerung geblieben ist, andeuten, was ich hierüber meine.

Auf meiner späteren orientalischen Reise führte mich mein Weg sechs Wochen lang, von Bessatin aus bis an das Gebirge von Hebron, durch eine Wüste, in der weder Säen noch Ernten war. Jenseits Suez, auf dem abgelegenen Wege nach Tor, und von da weiter bis Akaba, begegnete uns oft in mehreren Tagen kein Mensch, wir waren mit uns und mit den Gedanken an die Geschichte der großen Thaten Gottes, die einst hier geschahen, allein. War dies nicht eine Zeit voll hehrer, lieblicher, mächtig anregender Gefühle und Gedanken? Dort der Sonntagmorgen an dem Brunnen Mosis, da die Heere Israels und Moses das Triumphlied ihrer Errettung sangen; der Abend am Saume des Meeres, das von einem in der Ferne vorübergehenden Sturme bewegt war und die Aussicht über den Meeresarm hinüber nach den felsigen Höhen der Thebais, dem Wohnsitz der Einsamen; die Ankunft im blühenden Garten des Klosters im Horeb-Thale und die Sabbatsfreuden des Aufenthaltes am Fuße wie auf den Höhen des Sinai-Horeb; der Blick in die Naturfülle der palmenreichen Nuäbe und in Jethro's Land. Der Abend des Palmsonntags am Eingange des Engthales, das hinauf zu den mit Wetterwolken bedeckten Bergfesten Edom's führt; die Aussicht bei Aaron's Grab auf dem Gipfel des Hor hinüber in Hiob's Heimath; die Stunden in Petra — all' diese Denksäulen in der Erinnerung sind mir ein Erwerb aus meinem vergangenen Leben, den ich um kein Gut der Erde dahin geben möchte. Und dennoch kann ich nicht beschreiben, wie heimathlich wohl mir zu Muthe

wurde, als wir am Charfreitag Abend in eine Gegend kamen voller Ackerfelder, die zum Säen und Ernten zubereitet waren; als uns da der türkisch gekleidete Landmann vom Felde heimkehrend begegnete, und bald nachher die Ruhestätte bei einem Wohnorte vieler das Land bauenden Menschen, neben ihren Gärten und Weinpflanzungen erreicht war. Fragte ich mich selber: wo möchte ich lieber für immer leben und wohnen? Meine Natur sagte mir: der Ernst der einsamen Stunden dort bei der Eliasgrotte auf dem Horeb und auf dem Gipfel des Hor ist mir nach meinem Maaße, wie jenem Gesegneten des Herrn im Hain vom Mamre, ein besuchender Gast aus der Welt der Seligen gewesen, dahin nur mein sehnend Herz, nicht aber mein zur Erde gekehrter Fuß wandeln gehen kann. Der Pilgrim der Erde soll aber zugleich Bürger derselben sein, als ein solcher arbeiten zum Dienst der Mitbürger in Freud und Leid; ein Bürgerrecht der höheren Art ist seiner Treue verheißen.

Ich fühlte doch recht, daß meine ganze Natur nicht zum Verbleiben in einer Stimmung gemacht sei, wie die des einsamen Jahres, und selbst die einer zunächst vorhergegangenen Zeit für mich gewesen war. Wie viel Erzwungenes, Selbstgemachtes und darum Unlauteres hatte sich in meine innere wie äußere Haltung eingemischt! Ich hatte mich an ein Seil gebunden und gehalten, das mich mehr fortzog als führte. Das Seil ist nicht zerrissen, es ist bei meiner Hand geblieben und wird mir bleiben bis an's Ende, aber ich sollte nur, meiner alltäglich natürlichen Richtung überlassen, es lernen, was die Kraft der eigenen gehenden Füße vermöge, wenn die Hand das Seil erfaßt, oder wenn sie es fahren läßt.

Ich theilte, bei meiner Zurückkehr nach Nürnberg nur

wenig vertrauteren Freunden die innere Bewegung mit, die mich so fröhlich stimmte. Burger freute sich recht von Herzen über Das, was mir geschehen war; er sagte, ich hätte wohl und recht gethan, und ich solle das Glück, das mir beschieden worden, mit Dank gegen Gott hinnehmen und genießen. Den Abend lang währe das Weinen, des Morgens aber kehre die Freude wieder und mit ihr auch der Aufruf zum Arbeiten im Weinberg. „Ich stünde", so sagte er, „ja auch noch nicht am Abend und seiner Ruhezeit, sondern in den Stunden des Arbeitens, dazu eine freudige Kraft gehöre. Wenn man die gar vielen Stellen der heiligen Schrift lese, die den Menschen zur Freude, zum Fröhlichsein aufmuntern, so könne man wohl sagen, daß der Geist des Menschen zur Freude gemacht, und daß diese sein rechtes Lebenselement sei. Freilich aber, recht verstanden, der Geist, nicht der Leib, der übrigens auch seinen großen Antheil an der Freude des Geistes bekomme, obgleich er für sich allein nichts von der rechten, wahren Freude wisse."

Wohl darf ich sagen, daß ich das Glück, welches ich in Juliens Liebe gefunden, nur wie aus der Hand Gottes genommen habe. In diese Hand habe ich die Gabe, so theuer sie mir war, mehr denn einmal, ganz auf meinen Wunsch verzichtend, zurückgestellt, und durch meine Bedenklichkeit und Sorge, ob auch der Schritt, den ich thun wollte, nach Gottes Willen und vor Ihm recht sei, die Neigung meiner Geliebten, selbst noch in den letzten Monaten vor unserer Verheirathung, oft auf harte, schwere Proben gestellt. Aber das Band zwischen uns war nicht durch Menschenhände geknüpft; es hat fest gehalten unverrückt.

40. Stunden des Friedens mitten in den Tagen der blutigen Kämpfe.

Unsere Väter pflegten die Zeit, darin irgend ein wichtiges Ereigniß ihres Lebens eintrat, nicht nach Tagen des Kalenders, sondern nach dem Zusammentreffen mit den großen Gedenktagen der christlichen Kirche zu bezeichnen. Sie datirten deshalb einen Brief oder eine Urkunde, die am 24. März verfaßt waren, nicht von diesem Kalendertage, sondern vom Vorabende vor Mariä Verkündigung; der 25. April hieß ihnen der St. Markustag, der 28. Juli der Vorabend von St. Peter und Paul. Wenn auch nicht nach großen Gedenktagen der Kirche, könnte dennoch ein Mensch, der, wie ich, die sieben letzten, an wechselnden Ereignissen reichen Jahrzehende und noch etwas darüber durchlebt hat, den Anfang oder das Ende mancher Begebenheiten seines Lebens von den Vorabenden oder den Tagen datiren, da sich in der Geschichte seines Volkes etwas sehr Bedeutendes zutrug. Eben in jener Zeit, darin ich meiner Henriette die Hand zum Bunde des Friedens reichte, im Juni 1803, hatte Napoleon zuerst den Fuß seiner Gewaltherrschaft herüber in das deutsche Vaterland durch die Besitznahme von Hannover gesetzt. Bei unserem Umzug nach Dresden begegneten wir den Waffenrüstungen der Preußen und Sachsen gegen den Feind der alten Ordnung und Ruhe (S. 177), unser Einzug in Nürnberg traf mit der Erhebung Oesterreichs und dem höchsten kühnen Aufschwung der französischen Adler über das Reich der Deutschen zusammen: Der Verheirathung mit meiner Julie im April 1813 und dem Einzuge mit der Neuvermählten in ihre neue bayerische Heimath in den ersten Tagen des Mais jenes Jahres steht als Gedenkstein die Er-

innerung an den Vorabend der großen Völkerschlachten zur Seite, durch welche Napoleon's Uebergewalt über das vieltheilige Deutschland für immer gebrochen wurde.

Während mein geliebter Freund C. von Raumer in edler Begeisterung für die Sache des Vaterlandes sein stilles, schönes Familienleben in Breslau verließ, um zuerst in den Reihen der schlesischen Landwehr, dann im Kreise des Blücher'schen Generalstabes, zuletzt als Adjutant von Gneisenau in das Feld der Schlachten zu ziehen, war mir in dem vom Sturme des Krieges noch unberührten Bayern und Sachsen ein Loos des tiefen Friedens beschieden. Denn ich traf am Montag nach Palmarum (12. April 1813) im Elternhause zu Bärenwalde ein, feierte dort das liebe Osterfest, und 8 Tage darauf das Hochzeitfest mit meiner Julie. Kräftig und schnell beweglich wie diese war, durchwanderte sie mit mir in der Charwoche zu Fuße die im Gebirge verstreuten Wohnstätten meiner Geschwister zu Lößnitz, Chemnitz, Hohenstein, wo wir den Charfreitag in der Kirche feierten, da mein seliger Vater mich getauft und durch die Weihe des heiligen Mahles in die Gemeinschaft mit dem Haupte der Kirche aufgenommen hatte. Ich besuchte das Grab meiner theuren Eltern, deren Segen ich mit mir nahm, ahndete aber nicht, daß man kurze Zeit nachher ein neues Grab neben der Gruft der Eltern eröffnen würde, um ein werthes, nahes Glied der Familie, meinen Schwager Fröhnel, den Arzt, dort einzusenken. Denn diesen, der seit dem Tode seines geliebten Kindes, der kleinen Johanne (B. I S. 159), fast immer in sehr ernster, in sich gekehrter Stimmung war, sah ich bei diesem Besuche in der Vaterstadt zum letzten Male; er trug, so schien es mir, schon damals die ersten Regungen seiner letzten tödtlichen Krankheit in sich, deren Anwand-

lung ihm, wie ich oben erwähnte, auf dem Wege seiner treuen Pflichterfüllung in dem benachbarten Lazarethe für die aus dem russischen Feldzuge krank zurückgekehrten Soldaten gekommen war.

Der Charsamstag, am 17. April, an welchem ich, an Juliens Seite die Fußreise von Hohenstein zum Hause der Eltern in Bärenwalde machte, wird mir, so lange ich lebe, ein Gedenktag lieblicher Erinnerungen sein und bleiben. Der belebende Hauch des Frühlings, der im Walde wie auf der Flur Blüthen und Knospen weckte; das Lied, das die Vögel der neu verjüngten Erde sangen; das Geläute der Glocken bald aus diesem, bald aus jenem Kirchdorfe, an dem wir vorüberkamen, verkündend das nahende Fest der Auferstehung, hätten wohl auch zu anderer Zeit das Herz bewegt und erwärmt, wie viel kräftiger wirkten sie an diesem Tage, wo das Herz schon von seinem inneren Feuer durchglüht und von den Lebenswogen der eigenen Natur bewegt war. Julie hatte mir erzählt, wie schwer ihr öfters der Gedanke an eine so weite Trennung von dem Elternhause geworden sei, da sie ja schon bei einem kurzen Aufenthalte in dem nur 2 Stunden entfernten Schneeberg oder in Plauen an schmerzlichem Heimweh gelitten habe. Dennoch wollte sie mit mir gerne ziehen, denn es sei Gottes Wille.

Wir feierten unseren Ehebund am Tage vor meinem Geburtsfeste, den 25. April, der auf den ersten Sonntag nach Ostern fiel, in häuslicher Stille; erst am folgenden Tage nahm ein Kreis der nächsten Verwandten an unserer festlichen Freude Theil. Ehe wir zum Altar traten, wurde nach dem Wunsche meiner lieben Braut das schöne Gellert'sche Lied gesungen: „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath, will ich mein Glücke bauen", und als die Trauung

vorüber und unser Bund von dem Priester gesegnet worden war, da sang man noch den Schlußvers aus dem Liede meines lieben Landsmannes Paul Fleming, dessen ich oben (S. 65) erwähnt habe. Als wir aus der Kirche nach Hause gingen, da drückte mir Julie die Hand und sah mich so freudig an, als sie mich noch niemals angesehen hatte. „Dort am Altar", sagte sie, „habe ich erst recht gefühlt, wie lieb ich dich habe, und was du mir sein sollst und ich dir." Sie war auch den ganzen Tag überaus freudig, aber still.

Und so freudigen Muthes und Sinnes hat sie auch ihren neuen Lebensweg mit mir angetreten, in einer Fassung, darüber alle Die sich wunderten, die sie von Kindheit an gekannt hatten. Denn mit so gar großer, ich möchte sagen, ängstlicher Liebe, hatte kein anderes Kind im Kreise der ganzen Familie und ihrer Bekannten an den Eltern, so wie an Heimath und Haus gehangen, als Julie; ein Wort, das man einmal zu ihr gesprochen, daß sie vielleicht noch über viele Wasser kommen werde, hatte sie betrübt und entsetzt, denn sie meinte, es könne kein größeres Leid für sie geben, als das Scheiden von dem Elternhause. So ist sie denn auch in ihrem Leben von der Hand Gottes einen Weg geführt worden, der freilich ihren natürlichen Neigungen ganz entgegengesetzt, aber für ihr „auf Gottes Rath" vertrauendes Herz doch der rechte war. Denn während ihr an der Grenze ihrer Kinderjahre schon der Weg von Bärenwalde nach Altenburg (8 Stunden weit), als ein grauenhaft weiter vorgekommen war, zog sie jetzt schon ohne Grauen und getrost mit mir in ein „fremdes Land" nach Nürnberg, folgte mir bald nachher, freilich nur mit großer Selbstüberwindung an die Küsten der Ostsee; begleitete mich mit Lust als die treue, in meinen Reisebe-

schreibungen so oft erwähnte Hausfrau auf dem Wege, dessen Freuden so wie kleine Verlegenheiten ich in meinem „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten“ geschildert habe, dann nach Südfrankreich und Italien, hierauf nach Holland, und alle anderen Umzüge und Wanderungen ungerechnet auf der Reise in das Morgenland: nach Konstantinopel, Kleinasien, Aegypten, durch die Wüste nach dem Sinai und in das liebe heilige Land so wie nach Griechenland. Dabei ist sie allerdings, wie man ihr einmal zu ihrem Entsetzen gesagt hatte, „über viele Wasser gekommen“, und zwar über ganz andere, größere als der Bach an ihrem Elternhause war, dessen Anschwellen durch Regen und thauenden Schnee sie niemals ohne Furcht gesehen hatte, und dennoch hat sich an ihrer Gott vertrauenden Liebe der Spruch bewährt, „daß auch viele Wasser nicht mochten sie auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen“ (Cantic. C. 8 V. 7): „Ja, es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.“ Eine große Gabe war schon das redlich treue, in Wort wie in That zuverlässige und wahre Gemüth, das Julie gleichwie von Natur und in der christlichen Zucht ihrer Eltern empfangen hatte. Ein solches festes, ruhiges Herz ist auch für den Lebensgefährten in den Stunden der Unruhe ein gar guter Anhalt; Gott sei Dank dafür!

Als wir am 4. Mai an einem heiteren Frühlingsmorgen von dem Elternhause schieden, da hatten wir in unserem, von der Verbindung mit dem Postenlaufe abgeschiedenen Gebirgsdorfe noch keine Kunde von der Schlacht bei Lützen am 2. Mai empfangen. Wie unbekümmerte Kinder zogen wir fröhlich (denn auch Julie war dieses bald nach dem Abschiede geworden) unseres Weges, im Vorgenusse des Friedens, um dessen Preis die edelsten Helden unseres

Volkes für uns Alle dort auf dem Blutacker vieler Völkerschlachten gegen die gewaltige Uebermacht des allgemeinen Feindes gekämpft hatten. Wie Kinder freuten wir uns, als wir am 6. Mai in die Nähe von Nürnberg kamen, außen auf dem Judenbühl an den schon aufgeschlossenen Blüthen der Roßkastanien und in der Stadt an dem Empfange in dem alten, guten Wohnhause, das von der Hand meiner lieben Nichte und der anderen Freunde sehr anmuthig ausgeschmückt und geziert war.

So gehen auf dem bewegten Rund der Erde hier Tag, dort Nacht, hier warmer blühender Frühling, dort der kalte, entblätternde Herbst, und in der Geschichte der auf Erden wohnenden Menschen Frohlocken und Klage der Trauer neben einander her, ohne daß der Lauf des Einen von dem Laufe des Anderen berührt und gehemmt wird. Aber aus Abend und Morgen wird jeder neue Tag; aus ihrem Wechsel zuletzt der Tag der Vollendung.

41. Der glückliche Anfang.

Es haben wohl gar viele Andere, nicht ich allein, die Erfahrung gemacht, daß man in der Regel weniger Aufhebens von einem länger fortwährenden Glücke und Wohlbefinden macht als von einem, wenn auch nur kurz währenden äußerlichen Unglück und Uebelbefinden. „Mein lieber Sohn, ich bemerke, daß du, wenn du in Noth bist, gar oft und ausführliche Briefe an mich schreiben kannst, wenn dir es aber wohlgeht, da lässest du mich lange auf eine Nachricht von dir warten.“ Solche Worte hat wohl nicht mein und dein Vater, sondern auch mancher andere Vater an seinen studirenden Sohn geschrieben. Das mag wohl seinen Grund in derselben Beschaffenheit unseres inneren Saitenspieles haben, aus welchem es kommt, daß wir verhältnißmäßig

ungleich mehr Kreuz- und Trost- als Lob- und Danklieder in unseren Gesangbüchern haben. Und man könnte dabei allerdings auch an die allbekannte Wahrnehmung erinnern, daß die Tonweisen, in welchen die Vögel draußen im Freien, so wie die noch naturwüchsigen Völker ihre Lieder singen, aus Moll, nicht aus Dur lauten. Die Sache ließe sich freilich auch noch von einer anderen Seite betrachten. Man sagt, daß die Kinder während des Verharrens auf dem Krankenlager oft am augenfälligsten im Wachsthum zunehmen. Unserem inneren Menschen wenigstens scheint es so zu ergehen; für diesen, wenn eine Kraft des Wachsthums in ihm ist, sind die Tage des Leides und der Noth, die uns, so kurz sie auch sein mögen, doch recht lang vorkommen, eine rechte Förderung des Wachsens und Gedeihens und deshalb allerdings für unsere innere Entwicklungsgeschichte einer aufmerksameren Beachtung werth als die sogenannt guten Tage, in denen es uns ergeht wie ganz gesunden Leuten, die weder von ihrem Herzschlage und ruhigem Blutumlaufe noch von der Tagesarbeit ihres Magens etwas fühlen und merken.

Wenn ich aus den Briefen an meine liebe, treue Schwester, welche von dieser mit unverdienter Sorgfalt aufgehoben worden sind, etwa so wie dieses aus den vorhergehenden Jahren möglich gewesen wäre, Auskunft über Das haben wollte, was mir in einigen der nächstfolgenden Jahre geschehen, dann würde ich vergeblich darnach suchen, denn ich habe in dieser Zeit wenige und fast keine Briefe an sie geschrieben. Doch ist mein Gedächtniß nicht so undankbar, wie damals, in seinem äußeren Glück und Wohlsein das Herz war; ich will in einigen wenigen Zügen den im Ganzen ziemlich einförmigen Verlauf meiner weiteren Entwicklungsgeschichte schildern.

Die guten, lieben Nürnberger, Alt und Jung, wie haben sie mich und meine Neuvermählte mit ihrer herzlichen Theilnahme erfreut und meinen Hausstand mit so mannigfachen Gaben beschenkt! Und wie hat sich das muntere, heitere Wesen meiner Julie mit dem Kreise meiner nächsten, liebsten Umgebung in kurzer Zeit so befreundet, daß ihr wie mir so wohlbehaglich darinnen zu Muthe wurde, wie bei den Eltern und Geschwistern. Sie griff alsbald mit so genügsamem Sinne und praktischem Verstande in den kurz vorher noch bestandenen Haushalt eines unverständigen Einsamen ein, daß ich diese ihre Gabe wie eine geistige Erbschaft meines seligen Vaters betrachtete, mit dessen Wesen und Charakter, wie man dies aus der Geschichte seiner Jugend wußte, das Wesen und der Charakter dieser seiner jüngsten Schwiegertochter gar manche Aehnlichkeit hatte. Mir war für die freie Wohnung, die ich bisher inne hatte, eine Entschädigung in Geld zugesagt worden, für welche ich bei damaligem wohlfeilem Preise der Miethen irgend eine andere Wohnung von ungleich neuerer, dem Auge wohlgefälligerer Einrichtung hätte haben können; die junge Frau, mit ihrem praktischen Blicke zog alsbald die Nützlichkeit und Tauglichkeit zur Führung des Haushaltes aller äußeren Eleganz und Schönheit der Lage vor; wir blieben in unserem alten guten Pfarrhause. Zur Unterstützung und Hülfe auch in den Geschäften meines Berufes hatte sie eine Gabe und eine Freudigkeit, die mich ganz in Bewunderung setzte. Allerdings gehörte ein so gesunder, leicht beweglicher Körper als der ihrige war, ein so heiterer, genügsamer Sinn, ein so scharfes Auge dazu als sie besaß, um den Mann auf seinen eiligen Wanderungen in's Freie, stundenlang beim Aufsuchen der Pflanzen und Fangen der Insekten nicht nur zu begleiten, sondern mehr für ihn aufzufinden und zu sammeln

als er selber that. Oder aus den Massen der Hyazinthsteinchen aus den Chrysolithen u. a., die sich damals noch in den uralten Droguistenhandlungen und in den Apotheken vorfanden, die, bei dem Hyazinth sehr kleinen Achtflach-Krystalle heraus zu finden. Ich hatte auf einmal statt meiner eigenen Hände und Augen nicht nur der Zahl nach ein zweites Paar, sondern der Brauchbarkeit nach ein verdoppelt, ja verdreifachtes Zweigespann erhalten.

Juliens jüngere Schwester hatte uns nach Nürnberg begleitet; dieser und auch Julien so wie um Beider willen auch mir selber zum Wohlgefallen, gaben wir uns manchem geselligen Vergnügen hin, zu dem ich früher so wie auch später niemals Neigung gefühlt hatte. So harmlos dieses auch sein mochte, muß dennoch der aus der Wüste, da kein Säen und Ernten war, kommende Pilgrim und Wanderer Gott danken, daß nach langer, ihm durch die Noth gebotenen Enthaltsamkeit der Genuß der reichen Naturgaben, der sich in Hebron darbot, ihm nicht zum bleibenden Schaden wurde.

Ein Genuß höherer, besserer Art fand sich für uns im täglichen Verkehre mit einigen Freunden, welche mir und meiner Julie in jener Zeit mit recht theilnehmender, warmer Liebe entgegenkamen. In meines Freundes Schweigger's Hause, oben auf der Anhöhe des Panierplatzes, welche nachbarlich neben der alten Kaiserveste liegt, hatte ein Geist des heiteren Ernstes sein Panier aufgeschlagen, zu dem man sich gern versammelte. Denn auch der Himmel an einem Frühlingstage kann heiter sein, während der Ostwind frisch und kräftig kühlend weht. Der tägliche Gast, den man bei Schweigger finden konnte, war unser gemeinsamer Freund und College Pfaff. Man hatte von Schweigger's hochgelegener Wohnung aus eine weite Aussicht über die

Stadt und ihre Umgegend; der Ausflug aber, den unsere deutschen Herzen in dem gewöhnlichen Verlaufe unserer Gespräche nahmen, ging weit über die Gränzen der sichtbaren Aussicht hinüber. Dort auf dem Tische lagen die neuesten Zeitungen. Pfaff, wenn er am Nachmittag, gleich nach Beendigung der Lehrstunden hinaufkam zu der „deutschen Warte" auf dem Paniersberge, grüßte, nur mit wenig Worten und leisem Hinwegrücken seiner russisch-deutschen Mütze, die er nur selten vom Haupte nahm, und ging, auch wenn Schweigger noch nicht aus seiner physikalischen Sammlung nach Hause gekommen war, alsbald an seinen Platz zu den Zeitungen hin. Man hatte nicht nöthig, in die gedruckten Blätter hinein zu schauen, davon er das eine in der rechten Hand hielt, die anderen unter der darauf liegenden linken Hand vor jedem fremden Eingriffe schützte, man konnte ihren Inhalt aus den Mienen des eifrigen Lesers abnehmen, dessen ganzes Wesen vom Haupte bis zu den Füßen von einem lebendigen Geiste durchdrungen war. Erst wenn alles Neue gelesen, auch wohl zu manchen Stellen die Berichte der älteren Blätter, die beständig daliegen mußten, verglichen waren, that unser Freund mit der russisch-deutschen Mütze den Mund zum Rauchen seiner Cigarre und zum Sprechen auf, das durch den Ausdruck seiner Geberden, die er öfters an die Stelle der Worte treten ließ, noch eine besondere Kraft erhielt. Mit dem Blicke eines Generals und Feldmarschalls führte er uns auf das Feld des zweitägigen Heldenkampfes der Unsrigen bei Bautzen (am 20. und 21. Mai) der überlegenen Macht des großen Gewaltthäters entgegen; legte auf Duroc's Fall (am 22.) ein großes Gewicht, als ernstes Vorzeichen; nahm uns in den darauffolgenden Tagen mit sich auf den meisterhaften Rückzug des verbündeten Heeres nach Ober-

schlesien. Von einer anderen Seite, gleich einem feinen Diplomaten, der aber hierbei seine oft zweideutigen Geberden mehr als die Worte sprechen ließ, zeigte er sich uns in seinen Bemerkungen über den in Schlesien zwischen den kämpfenden Heeren geschlossenen Waffenstillstand (im Juni und Juli) und über die darauf begonnenen Friedensunterhandlungen; zuckte kopfschüttelnd die Achseln und erhob unmuthig den rechten Arm, als die Nachricht kam, daß Hamburg, die mächtige Stadt, einem großsprecherischen Haufen der Feinde unter Davoust sich ergeben (schon am 30. Mai). Mit freudig triumphirender Miene stand er von seinem Stuhle auf, hob die Mütze ein wenig ab und trat an's Fenster, als er die Nachricht gelesen hatte, daß Oesterreich am 12. August zum Bunde der Kämpfer für Deutschlands Rettung getreten sei. Freudig hatte er auch die Nachricht von Moreau's Ankunft bei dem Heere der Verbündeten vernommen; er vor allen aber auch unter den anderen theilnehmenden Freunden verlor den Muth nicht, als dieser Held, auf den Deutschland als auf seinen Retter blickte, in der unglücklichen Schlacht bei Dresden an der Seite des Kaisers Alexander (am 27. August) seine Todeswunden empfing. Die deutschen Herzen wurden von Neuem freudig und stark durch die Kunde von den gewonnenen Schlachten bei Großbeeren (23. Aug.), an der Katzbach (26. Aug.) und von dem Siege bei Culm (30. Aug.), wo der russische General Ostermann, der General Kleist und der König der Preußen selber durch persönliche Tapferkeit die Helden des Tages waren. Der alte Blücher war übrigens der Liebling der beiden Freunde Pfaff und Schweigger; war die Lust ihrer Augen und der Stern, dessen Bewegungen Pfaff mit berechnender Theilnahme folgte, wie vorher dem Kometen von 1811.

Nur Der, welcher mit einem deutschen Herzen die damalige Zeit der langen Erwartungen und der freudigen Hoffnungen so wie wir durchlebt hat, würde mich übrigens ganz verstehen und mit Theilnahme mich begleiten, wenn ich weiter es berichten wollte, welche Bewegungen der Geister oben auf dem Paniersberge auf und nieder wogten, als die Kunde von dem Siege der verbündeten Deutschen bei Leipzig (18. October) kam, und im allmähligen Verlaufe der Tage die Nachrichten eintrafen von dem wechselnden Kriegsglücke der verbündeten Heere bei deren Vordringen in Frankreich bis zur Einnahme von Paris (31. März 1814). Ich läugne nicht, daß mich Alten noch jetzt bei der Erinnerung an diese Vorgänge eine tiefe Rührung, als sei Alles erst gestern geschehen, ergreift. Hatten doch selbst wir drei, Pfaff, Schweigger und ich, als von einem Aufrufe der Freiwilligen in Bayern zum Kampfe gegen den gemeinsamen Feind die Rede war, uns zum Anschlusse an diese Freiwilligen gemeldet, und ich bin damals von dem wackeren, gewesenen Feldwebel Thurn gemessen, so wie unter das künftige Grenadierkorps eingerückt worden; es ist aber bei uns Allen niemals zum Ausrücken gekommen.

Das aber, was ich hier von unserem lebhaften geistigen Verkehre auf dem Paniersberge berichtete, hat nur einen Theil dieses Verkehres berührt, nicht den ganzen Umfang desselben, den ich hier nur im Vorübergehen anzudeuten vermag. Die Reize der Wissenschaft, wie die des gesunden, ächten Humors gleichen in ihrer Art jenen unvergänglichen Zügen der Wohlgestalt, mit denen ein Praxiteles oder Skopas ihre Werke aus Marmor zierten, die uns zum Theil noch jetzt lehren, wie mächtig selbst in der Kunst des Menschen die Ahndung sich rege, daß seine Aufgabe es sei, den Leib zu einem Tempel Gottes zu weihen. Wie an den

Granitpfeilern der Alpengipfel die Nebelgewölke ohne Spur vorübergehen, welche das niedere Thal mit Schneemassen bedecken oder mit Regen überfluthen, so werden jene beiden über der Gemeinheit des alltäglichen Lebens schwebenden Gaben: die des Wohlgefallens am Lichte des Erkennens und die Freudigkeit des ächten Humors von den Begebenheiten der großen und kleinen Geschichte des Tages und ihren Veränderungen nicht angegriffen. In unserem Freunde Pfaff waren beide Gaben vereint und er vor Allem war es, der ihren Reichthum freigebig mit uns theilte. Seebeck, der geistreiche Physiker, war um jene Zeit nach Nürnberg gekommen, Schweigger's verwandter Geist nahm die neuen Entdeckungen auf, und verarbeitete sie mit selbstständiger Kraft. Diese Beiden mit Pfaff zogen in den Kreis unseres geistigen Verkehres die Beachtung aller jener Entdeckungen herein, welche den Weg bahnten zu einer noch nie betretenen, von Schelling aber schon frühe im Geiste geschauten Höhe der physikalischen Naturkenntniß: zu der Lehre vom Elektromagnetismus*). Wie sich zum Schlag oder Stoß an den kieslichen Stein der Funke gesellt, so blitzte aus unserem Pfaff, mitten in diese oft fast ermüdenden Beschäftigungen, sein guter unverlöschlicher Humor herein. Ich war ein theilnehmender Mitgenosse an diesem geistigen Leben; Pfaff's humoristische Grundtöne begleitete öfters, wie ein gleich gestimmtes Instrument einer der jüngeren Freunde: der nachmalige Pfarrer Michel durch seine erheiternden Mittheilungen. Nicht selten lasen wir auch in dem Hause des alten Meistersängers Hans Sachs, welches damals das Schild der Mausefalle führte, in einem

---

*) M. v. Schelling über Faraday's neue Entdeckung, eine Rede zur öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften, am 28. März 1832.

stillen Oberstübchen die Gedichte dieses alten Nürnberger Bürgers, wozu, außer Heller, selbst unser ernster Kanne sich einfand.

Auch die Bekanntschaft mit einem jungen, trefflichen Botaniker aus Würtenberg, dem jetzigen Professor Hochstetter in Eßlingen, der eine Zeit lang mit Schweigger nachbarlich zusammenwohnte, gewährte mir eine lehrreiche, dankenswerthe Unterhaltung.

Eben in jener Zeit, da die große Welt in Folge des Waffenstillstandes und der scheinbaren Friedensunterhandlungen einer äußeren Ruhe genoß (im Juli 1813), gab es auch für unsere Schulen durch das Geburtstagsfest der Königin Karoline und den nahe daran gränzenden Sonntag einige Ruhetage. Ich benutzte diese in Gesellschaft meiner Frau und ihrer Schwester zu einer Reise nach Bamberg, deren ich übrigens nicht erwähnen würde, wenn sie nicht durch ihre unvorhergesehenen Folgen für mich von besonderer Bedeutung geworden wäre. Durch die heitere, muntere Stimmung, die in unserer inneren, wie in der äußeren Natur herrschte, war diese kleine Reise zu einer wahrhaft wunderschönen und anmuthigen geworden. Wir hatten sie schon auf dem Hinwege bis Forchheim, in der Kühle der Morgenstunden zu Fuße, dann zu unserer großen Belustigung, in einem volksthümlich buntbesetzten Marktschiffe gemacht; auf den Rückweg wollten meine Begleiterinnen eine Probe ihrer Rüstigkeit bestehen, er wurde, an einem sehr heißen Tage, ganz zu Fuße gemacht, ohne daß eine von Beiden, am wenigsten die kräftige Julie, über Beschwerden klagte. Wir hatten uns, freilich nur im eiligen Ueberblicke, an den Herrlichkeiten von Bamberg und seiner nächsten Umgebung erfreut, da lud uns ein Freund von Wetzel, der Besitzer einer litterarischen Anstalt, C. F. Kunz,

ein gemüthlicher Mann von Bildung und Einsicht, an dem milden Sommerabend, zu sich in seinen schön gelegenen Garten ein. Ich fand da meinen alten Freund Pfeufer und mit ihm eine Gesellschaft, in der es uns bald heimathlich wohl zu Muthe wurde; eine liebliche Musik entzückte unser Ohr, es fehlte nicht an dem Getränke, welches des Menschen Herz erfreut; ich war in einer Stimmung, darin man auch gern Anderen von der Freude etwas mittheilt, von welcher man selbst erfüllt ist. In dieser Stimmung ersuchte mich der Geber der Freuden dieses Abends, Hr. Kunz, welcher soeben im Begriffe stand, eine Buchhandlung mit seinem Geschäfte zu vereinen, ich sollte ihm eine Schrift in Verlag geben. Was sollte ich schreiben, antwortete ich ihm scherzend, etwa ein Traumbuch? — Ganz recht, antwortete unser freundlicher Wirth, geben Sie mir nur ein Traumbuch aus Ihrer Feder, ich werde es mit Vergnügen verlegen.

Ich bedachte nicht, was ich im Muthwillen gesprochen, denn in meinem Leben hatte ich noch kein Traumbuch gesehen, noch weniger gelesen; Kunz aber in einem Briefe, den ich bald nach meiner Heimkehr von ihm erhielt, erinnerte mich freundlich mahnend an meine Worte. Aus dieser seltsamen Anregung ist, ich gedenke daran mit Beschämung, meine Symbolik des Traumes entstanden, deren erste Auflage ich im Winter von 1813 auf 14 schrieb.

Ich habe nur wenig über dieses Buch und seine erste Gestalt zu sagen, welche in den drei späteren Auflagen manche Veränderung erlitten hat. Das, was die Vorrede (vom 17. April 1814) andeutet, ist wohl auch in der Durchführung des Gedankens zu erkennen, welcher dem Inhalte zu Grunde liegt: das Bestreben, den Kampf zwischen Geist und Fleisch anschaulich zu machen, welcher

durch die ganze Geschichte unseres Erdenlebens hindurchgeht. Den Grundgedanken, mit dessen Entwicklung ich in meiner Symbolik umging; gleich wie Einer, welcher im Halbdunkel der Dämmerung eine Arbeit unternimmt, zu der das helle Tageslicht nöthig ist, habe ich in meiner Geschichte der Seele, in dem §. von dem Gemeingefühle und Gewissen besser und deutlicher auszuführen gesucht *), habe auch bei anderer Gelegenheit von dem Menschen der Ewigkeit gesprochen, der mit all' den Keimen zu seiner künftigen Entwicklung, wie ein Ungeborenes im Schooße der Mutter, in unserer jetzigen, sterblichen Leiblichkeit verschlossen und verborgen liegt. Bei der Ausarbeitung meiner Symbolik war ich aber in mehr als einer Hinsicht nicht zu der rechten Thüre in das Gebiet dieser ernsten Forschung hineingegangen, sondern durch eine Hinterthüre hereingestiegen. Denn so wahr es ist, daß, wie der Spruch sagt, auch „im Traume dem inneren Menschen: dem Gewissen zuweilen das Ohr geöffnet und dieser in seiner Sicherheit geschreckt und gezüchtigt wird", so ist dennoch schon die Zusammenstellung einer solchen Erscheinung von niederem Rang und zweideutigem Herkommen, wie der Traum an sich es ist, mit dem Geiste, der zu dem Menschen durch die Werke seiner Schöpfungen und seiner Offenbarung redet, auf's Gelindeste gesagt, eine höchst unziemliche **). Auch habe

---

*) In der 4ten Auflage dieses Werkes der §. 36; (Bd. II S. 260—283.)

**) Ich erlaube mir hier in der Weise meines alten Rosenbäcker Burger eine Gleichnißrede über den Aberglauben an die Bedeutung der Träume und der Traumbücher anzubringen. „In meinem Dorfe lebte ein Bauer, der ziemlich viel Geld, dabei aber blutwenig Verstand hatte, denn er war ein völli-

ich mich namentlich im 6. Kap. (mit der Ueberschrift „die Echo") bei der Betrachtung des Nervensystems der vegetativen Region unseres Leibes, in ein physiologisches Gespinnste hineinbegeben, ohne die verschlungenen Fäden desselben zu lösen. Und doch muß ich es mir zugestehen, daß ich bei dem Schreiben meiner Symbolik den guten Willen hatte, mich zu der Wahrheit, welche lebendig macht, zu bekennen; ich führte meine Leser allerdings auf einen Berg, auf dem sich ihnen eine weite, reiche Aussicht eröffnet haben würde, wenn diese Aussicht nicht großentheils durch das Gebüsch, in welches ich sie stellte, wäre verdunkelt worden. Der Form meines Buches merkt man gar wohl meinen damaligen Verkehr mit St. Martin's Schriften und ihrer im Dunklen gehaltenen Ausdrucksweise an. Denkt

---

ger Simpel. Die Geschäfte seines Hauses und Feldes besorgte ein alter Knecht, er aber that nichts, als daß er mit schlotternden Knieen und hängenden Armen im Dorfe herumschlenderte, oder daheim das Geld zählte, das er von seinem Vater ererbt hatte. Einmal erfuhr er, daß ein durchreisender Kesselflicker einen holländer Dukaten bei dem Dorfkrämer gegen Silbergeld umgewechselt habe. Der Simpel hätte auch gerne für sein Silbergeld holländer Dukaten haben mögen. Da schlenderte er jeden Morgen vor das Dorf hinaus und wenn einer kam, der aussah wie ein Kesselflicker, fragte er ihn, ob er keine holländer Dukaten habe? Es fand sich aber Keiner, der solche Waare bei sich führte. So mag es allen Denen gehen, welche in allen ihren Träumen verborgene Weisheit suchen, obwohl nicht geläugnet werden soll, daß wirklich ein und das andere Mal, eben so gut wie, Gott weiß woher? in der Tasche des Kesselflickers der Dukaten, auch in den Träumen etwas Höheres stecken kann, als ihre an sich lumpige Natur für gewöhnlich erwarten läßt.

man an die Zeit und ihre erwachenden Regungen zurück, darunter das Buch hervorging, dann wird man selbst in der gerade nicht sehr schönen grünen Nieswurz (Helleborus viridis), die noch unter dem Winterschnee ihre Blüthe entfaltet, dennoch schon ein Vorzeichen des nahenden Frühlings erkennen.

Das an sich unbedeutende Buch ist in seiner Zeit nicht unbeachtet geblieben, hat da und dort eine Regung für und wider die Sache erweckt. Unter mehreren anderen Männern, deren Urtheil mir von hohem Werthe sein mußte, war Franz Baader nicht nur mit dem Zwecke des Inhaltes, sondern auch mit der Tonweise des Buches einverstanden, er hatte dasselbe eines tiefer eingehenden Bedenkens nicht unwerth gefunden *). Mein treuer Meister Schelling dagegen, der bekanntlich kein Freund von der Tonweise der St. Martin'schen Schriften war, so nachsichtsvoll freundlich er auch alle meine früheren Schriften nach Form und Inhalt aufgenommen, tadelte an dieser die Form sehr lebhaft. Nur um einen Beweis, zuerst der nachsichtsvollen Freundlichkeit zu geben, mit welcher jener theure Mann in der Regel meine schriftstellerischen Arbeiten aufnahm, theile ich hier ausnahmsweise aus einem Briefe Schelling's Das mit, was er mir auf die Zusendung der ersten Auflage meiner Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft schrieb. Um so mehr, da der Inhalt dieser Mittheilung zugleich nach anderen Seiten hin einer Beachtung werth erscheint.

„München, 30. Dez. 1808. Ich danke Ihnen, herz-

*) Wie dieses selbst die geistreichen Randglossen zur 2. Aufl. meiner Symbolik in seinen sämmtlichen Werken, B. XIV S. 351 bis 358 bezeugen.

lich geliebter Freund, von Grund der Seele für Ihre Sendung vom 9. Dez., die eben recht kam, mir die Feiertage recht feiern zu helfen und Herz und Geist vielfach zu erbauen. Mit dem größesten Interesse habe ich zuvörderst Ihre Vorlesungen gelesen. Was Sie an diesem Buche irrt *), ist vielleicht, daß es allerdings nicht gleichförmig gearbeitet ist, dagegen ist der Grundgedanke, der Zusammenhang dieser Erscheinungen trefflich, die Aneinanderreihung der Thatsachen zwar hie und da loser, als man es von Ihnen gewohnt ist, aber doch gehalten durch Ihre tiefen Blicke in das Leben des Ganzen und durch Ihr liebevolles Gemüth, das wie ein warmer Hauch milder Frühlingslüfte Alles anregt. — Mit dem Gedanken der Verbindung dieser Thatsachen sind Sie mir gewissermaßen zuvorgekommen, ob ich gleich diesen Zweck nur in der bestimmten Beziehung auf Medizin vor Augen hatte. Ich habe aus den Alten viel zusammengebracht; aber auch tief in die neuere Geschichte herein reicht das Wunder. Durch einen Franzosen wurde ich unter andern darauf gebracht, die Jeanne d'Arc als Clairvoyante zu betrachten; Sie glauben nicht, wie bei dem genaueren Studium ihrer (aktenmäßigen) Geschichte alles zusammenstimmt, sie in diesem Lichte zu zeigen. Aber was ist alle unmittelbare Erfahrung — was sind alle wunderbaren Heilungen u. s. w. als Phänomene, die in diesen Kreis gehören, der freilich wieder so viele Abstufungen in sich schließt, als die Welt überhaupt, die von dem Einfluß des Teufels so gut als von der Allmacht Gottes zeugt. Am wenigsten (ich bekenne es) bin ich mit

*) Ich hatte in meinem, das Buch begleitenden Briefe, mit jenem Gefühle über dasselbe gesprochen, das ich oben, S. 244 beschrieb.

den letzten Vorlesungen zufrieden. Sie scheinen mir da, fast etwas über Gebühr zurückhaltend, so wie die Erklärungen, die Sie von einigen Phänomenen geben, mir zu natürlich sind. Reduktion aller Sinne auf das Gemeingefühl scheint mir ein zu geringer Ausdruck für das Hellsehen. Ich denke es mir am liebsten als einen Vorschmack unseres künftigen Daseins, oder vielmehr suche ich mir dieses durch jenes deutlich zu machen und sehe es als den Weg an, wie uns auch dort alles erhalten wird, was wir geliebt: unser Leben, vom Anfang bis zum sogenannten Ende, ohne Bedarf der Organe und Medien, die wir zu unserer Individualität zu rechnen gewohnt sind."

Auch mit meiner kleineren, für Viele anstößigen Schrift, „Hemme Hayen", die sich längst aus dem Buchhandel verloren hat und durch Kanne's Mittheilung im ersten Bande seiner Schrift „Leben und aus dem Leben", auch ganz entbehrlich geworden ist, war Schelling (nach seinem Briefe vom 24. April 1824) ganz zufrieden und machte mich bei dieser Gelegenheit auf den Erfurtischen Bauern Martin Wölker aufmerksam, bei welchem, wie er dies aus mündlichen Mittheilungen wisse, „die magische Anschauung in's Unglaubliche gegangen sein müsse.

Desto mehr fiel mir der Ton des väterlich zurechtweisenden Ernstes auf, in welchem er mir über meine Symbolik des Traumes schrieb. Nicht die Sache und die Gedanken, sondern die Art der Behandlung des Inhaltes tadelte er, welche er, „wenn sie allgemeiner werden sollte, für einen Verderb unserer eigenthümlich deutschen, ernsten und strengen Wissenschaftlichkeit halten müsse." — Dem Bedenken, welches vielleicht in mir entstehen könne, als ob mit meiner (gewählten) Form das Wesen verloren gehen werde, begegnet er mit der Versicherung, daß dieses

Wesen „erst in gesetzlich strenger Entfaltung seine ganze Herrlichkeit offenbaren kann.“

Wie wohlthätig ist mir, wie Alles, was von ihm kam, dieses väterlich wohlmeinende Urtheil meines theuren Lehrers und Freundes gewesen.

Man wolle mir dieses Verweilen bei einem längst vergessenen Buche zu Gute halten, weil dasselbe nicht allein auf meine eigene geistige Entwicklungsgeschichte, sondern in gewisser Hinsicht selbst auf die erwachenden Regungen der damaligen Zeit ein beiläufiges Licht fallen läßt.

42. Ein thalabwärts führender Weg.

Ich will hier nicht an die bekannte Aeußerung eines altberühmten Wanderers erinnern, über das Vorgefühl der Beschwerde des Bergansteigens, das ihn schon während des leichten Bergabgehens anwandelte; etwas Aehnliches geschah aber auch mir während der letzten Jahre meines häuslichen Lebens in Nürnberg. Der Weg war so anmuthig und leicht, als ob er über einen schönen, grünenden Hügel bergabwärts ginge, an der anderen Seite des Thales aber, in welches er führte, zeigte sich ein Berg, welcher, man wußte nicht, an welchem Punkte, überstiegen werden mußte, was dann zu manchem besorglichen Bedenken Veranlassung gab. Wie man sich aber, wenn die Fahrt so schnell bergab geht, nur kurze Zeit zum Genusse der wechselnden Aussichten lassen kann, so darf auch ich mir hier nur wenige Zeit zur Beschreibung der einzelnen Ereignisse jener Zeit lassen, denn wir haben noch immer ein Stück Weges, bis zu dem diesmaligen Orte des Ausruhens vor uns.

Das gesellige Leben in Nürnberg wurde für uns immer angenehmer und reicher; in den täglichen, bekannten

Kreis der Freunde traten, wenn auch nur als vorübergehende Erscheinungen, besuchende Gäste ein, von denen ich hier nur einige erwähnen will. Mein alter, lieber Lehrer, G. A. Werner brachte einige Wochen mit uns in Nürnberg zu, wo es ihm sehr wohl gefiel. In dem heiteren, gesellschaftlichen Kreise, der sich ihm in dem gastfreien, edlen Hause des Marktvorsteher Merkel, sowie bei Seebeck und bei mir eröffnete, vergaß der treffliche Mann während der Nachmittage und Abende jener Sorge, die jeden Morgen und Vormittag auf ihm lastete. Er hielt es nämlich für seine Pflicht, einen Brief an einen der Herren Minister in Dresden zu schreiben; seine bekannte Abneigung vor dem Briefschreiben ließ ihn jedoch, so gut auch der Wille war, mit welchem er jeden Morgen Feder, Tinte und Papier vor sich hinstellte, nicht zu einem Anfang, noch weniger zum Ende dieses sauren Werkes kommen; die Betrachtung der schönen alten Münzen, die er in Nürnberg um höchst billigen Preis eingekauft hatte, zog seine Augen und Hände mehr an, als die des Postpapieres und der Feder und so hat er es auch zuletzt vorgezogen, lieber wieder einen rückgängigen Abstecher nach Dresden zu machen, um das Briefschreiben durch mündliche Besprechung zu ersparen, als, wie seine Absicht war, länger im Süden zu bleiben und zu reisen. Denn diese seltsame Antipathie gegen das Briefschreiben, dadurch mich mein verehrungswürdiger Lehrer einigermaßen an einen meiner im B. I S. 356 erwähnten Studiengenossen in Jena erinnert, ist wohl allgemein bekannt genug. Man wußte es in Freiberg, wie Werner einst einen expressen Boten, den seine Schwester ihm, schriftliche Antwort sehnlich verlangend, zusendete, mehrere Wochen lang bei sich aufhielt und verpflegte, ehe er sich zu jener schriftlichen Antwort entschließen

konnte. Ja nicht nur in Freiberg und Sachsen, sondern selbst in Paris und weiter, wurde diese Schwäche des großen Mannes kund, als Cuvier am Schluß der warmen, wohlverdienten Lobrede, die er bei einer Versammlung des National-Institutes den Verdiensten des verstorbenen Werner hielt, die Worte hinzufügte: „Und nicht nur bei gewöhnlichen Briefen zeigte jener seltene Mann seine Scheu vor dieser Art des Schreibens, auch bei solchen that er es, wo man dies am wenigsten zu erwarten pflegt; auf die Uebersendung des ehrenden Diplomes, das ihn zum Mitglied unseres Institutes ernannte, hat derselbe auch mit keiner Zeile des Dankes geantwortet."

Nun, Dasselbe, was in Paris Cuvier, zur allgemeinen Erheiterung seiner Zuhörer, denn man lacht so gern über die Schwächen anderer Menschen, erzählte, das hatten auch andere Akademieen, gelehrte Gesellschaften und selbst Regierungsbehörden ausländischer Staaten in Erwiderung auf ihre Ehrendiplome, Ehrenbezeugungen und selbst Berufungen erfahren. Wir aber, in unserem Freundeskreise zu Nürnberg, begehrten keinen Brief, auch nicht einmal die Unterschreibung einer Quittung, was ihm, wie man sagt, auch oft fast so schwer als das Briefschreiben angekommen, von dem lieben Papa Werner, sondern nur seine freundliche, belehrende Zusprache. Und diese habe ich zu jener Zeit, — es war zum letzten Male in seinem Leben — so reich und lieblich genossen, als niemals zuvor.

Schon im April 1814 traten auf einmal in das kleine Häuschen oben auf dem damals sogenannten Müllers-Zwinger, darin ich mit Burger und einigen anderen gleichgesinnten Freunden des milden Frühlingstages genoß, zwei Fremde ein, welche sich schweigend, als ob sie zu uns gehörten, in unsere Nähe setzten. Und sie gehörten auch

zu uns, nicht allein weil sie meine Frau herauf in unsere einsame Zwingerwarte gewiesen, sondern weil die Gedanken, welche wir so eben aussprachen, nicht erst seit gestern und ehegestern, auch ihre Gedanken, unsere Gefühle auch ihre Gefühle waren. Der Eine, mit einem Angesicht und Blick der dunklen Augen, wie man nicht alle Tage sieht, der zu uns hieher in den Zwinger kam, war der in dem Festhalten an Dem, was ihm Ernst und Wahrheit ist, unbezwingbare, in seinen vielbestrittenen Ansichten unbestreitbar tiefblickende und hellsehende D. J. N. Ringseis. Ein Mann, der mir im Verlaufe der späteren Jahre bis auf den heutigen Tag Beweise einer aufopfernd treuen Liebe und Freundschaft gegeben, die sich mit ihren Folgen, selbst für mein äußeres Leben, mit Steinschrift in meine dankbare Erinnerung eingegraben haben. Der Andere war der geistig sehr empfängliche Auditor Vanino, ein Mensch von vielleicht zu reizbar weichem Gemüthe, der wenig Jahre nachher aus dem Leben schied. Wir werden dem einen der Beiden im späteren Verlaufe dieser Lebensgeschichte öfter wieder begegnen.

Eine alte, werthe Bekanntschaft, die des Jean Paul Richter, erneute ich auch um diese Zeit zu meiner großen, herzlichen Freude, in Erlangen, dahin ich von Freunden, um ihn dort zu treffen, eingeladen war. Es war uns, als wir uns wiedersahen, als hätten wir nur das zuletzt bei Herder abgebrochene Gespräch über den unsichtbaren Werkmeister fortzusetzen, der zu gleicher Zeit unter den Völkern des Nordens und Südens, Ostens und Westens, davon keines des anderen Zunge redet, keines von dem anderen weiß, einzelne Geister zu dem Werke eines gemeinsamen, großen Gedankens der Zeit anregt. Wir reichten uns, als treue Mitschüler unseres großen Herder, in herzlicher Liebe

die Hand und sind von da an, in ununterbrochenem, nahem Verkehre geblieben. Als ich später, nach einem dreijährigen Aufenthalte in Norden, nach Bayern zurückkam, war Jean Paul unter allen da lebenden Freunden der erste, den ich in Bayreuth begrüßte.

Aber auch in Nürnberg selber hatte sich unser Freundeskreis sehr erweitert. Die nahe Bekanntschaft mit dem alten, ehrwürdigen Herrn von Scheurl, der als Aeltester seines edlen Geschlechtes das Stammhaus in Erlenstegen bewohnte und welcher sich gern zu unserer kleinen Gesellschaft hielt, ist mir durch ihren belehrenden, geistig bekräftigenden Einfluß für immer von hohem Werthe geblieben. Das Haus der Buirette von Oehlefeld, aus welchem die ältesten Söhne meine mir sehr theuren, lieben Schüler waren, hatte aus dem fernen Vaterlande Frankreich, woher es stammte, nicht blos den Ruhm der ritterlich altadeligen Thaten, sondern auch den adeligen Geist der Gesinnung mit sich gebracht. In dem Kreise dieser Familie war die ächte französische Chevalerie mit der gemüthlichen deutschen Sitte zu schönem Einklang vereint; wir sind in der letzten Zeit unseres Aufenthaltes in Nürnberg die fast täglichen Theilnehmer und Empfänger der Freundschaftsbeweise dieses edlen Hauses gewesen.

Mit dem Vater Schöner, mit Kießling und mit ihren Freunden, sowie vor Allem mit Burger und seinen Geistesgenossen, blieben wir, durch öfteres freundschaftliches Zusammensein, inniglich verbunden, das Verhältniß mit meinen Collegen wurde ein immer innigeres und zutraulicheres; meine Schüler ließen es mich täglich mehr erfahren, daß eine recht herzliche, väterliche Liebe des Aelteren zu den Jüngeren nicht blos Gegenliebe und Zutrauen

weckt, sondern auch mit der aufrichtigen Achtung bestehen könne, die das jüngere Geschlecht einem älteren väterlichen Freunde schuldig ist.

Unter den äußeren Genüssen und Freuden, die der letzten Zeit des Aufenthaltes in Nürnberg ihren besonderen Reiz gaben, möchte ich gerne auch der freundlich belehrenden Stunden, die ich mit dem einsichtsvollen, gefälligen Architecten Keim, bei den alten Bau- und Kunstwerken der Stadt zubrachte, sowie der öfteren kleineren Wanderungen in die Umgegend, der Fußreisen in die Gegend von Muggendorf, in Gesellschaft meiner Schüler gedenken, wiewohl zur näheren Schilderung solcher Ruhepunkte, auf der Strecke des damaligen, so eilig zurückgelegten Lebensweges, hier nicht der Ort sein kann.

Wenn es mir aber auch nicht möglich ist, bei mancher genußreichen Erinnerung zu verweilen, die, wie eine schöne Aussicht mir neben meinem damaligen Wege liegt, will ich dennoch hier noch ein wenig am Scheidwege stehen bleiben, um auf das Gesammtwirken unseres Realinstitutes noch einmal zurückzublicken.

43. Ein Rückblick vom Ende des Weges.

Ein Freund, ja selbst ein guter Nachbar, mit dem wir längere Zeit zusammengewohnt und gelebt haben, wird uns öfters erst dann, wenn wir von ihm scheiden müssen, oder von ihm geschieden sind, recht theuer und werth; jetzt fühlen und erkennen wir erst vollkommen, wie sehr wir ihm, durch all' sein Wohlthun und Gutmeinen, darüber verpflichtet und befreundet sind, verstehen Das ganz, was er uns war und was wir an ihm hatten. Wie sollte es mir anders ergehen, wenn ich zurückdenke an das siebenjährige innige Verbundensein meines Lebens und Wirkens

mit dem Bestehen und Gedeihen unserer Realstudienanstalt in Nürnberg. Ich muß hier zuerst über die engeren Gränzen Dessen, was in der Schule selber geschah, hinübersehen auf Das, was von außenher für dieselbe gethan worden. Ich darf es wohl sagen, daß unser Realinstitut, was die Absicht und den Grundgedanken betrifft, aus dem seine Errichtung hervorging, ein Werk war, das dem werthen Manne, der so viel Löbliches für das Studienwesen in Bayern gethan: dem wohlwollenden, einsichtsvollen damaligen Oberstudienrathe, späteren Oberkonsistorialrath und Geheimerath von Niethammer, zur bleibenden Ehre gereicht. Seiner Sorgfalt allein verdankte die neuentstehende Anstalt die Wahl und die Zusammenberufung der Lehrer (m. v. S. 432 f.), die, wie der Erfolg zeigte, eine sehr wohlgelungene, glückliche war. Das Nürnberger Realinstitut war und blieb ihm ein Gegenstand seiner vorzüglichen theilnehmenden Beachtung, er vertrat dasselbe so manchen äußeren Bedenklichkeiten und Nöthen gegenüber durch Wort und That; versorgte dasselbe, so weit seine Kräfte reichten, mit allen Mitteln des äußeren Bestehens und Gedeihens; erwies sich an uns Lehrern als ein hülfreicher Freund, erkannte in uns den guten Willen und jedes Gelingen unserer Leistungen an.

Wie sich der Grundgedanke, welchen der treffliche Niethammer als fruchtbaren Keim in sie hineingelegt hatte, bei dem Fortbestehen unserer Anstalt allmählig entwickelte, das ist aus jenen Berichten zu ersehen, welche jedesmal am Ende des Studienjahres, als „Jahresgeschichte der Anstalt" veröffentlicht wurden. Sie sind vom J. 1809 bis 1815 sämmtlich von meiner Hand und soweit meine Einsicht und Kraft reichte, mit Sorgfalt und Treue gearbeitet. Gesammelt würden sie einen ansehnlichen Band bilden,

dessen Inhalt hin und wieder für die pädagogischen Bestrebungen der damaligen Zeit vielleicht nicht ganz ohne Interesse wäre. Nur selten hat sich übrigens der Verfasser Erklärungen abdringen lassen über die Stellung, zu welcher die Realinstitute den gewöhnlichen Gelehrtenschulen gegenüber als höhere Bildungsanstalten berechtigt wären. Und daß diese Erklärungen von jenem polemischen Sinne fern waren, der sich an Denen kund gab, welche sie hervorriefen, das mag hier eine Stelle aus dem geschichtlichen Berichte des zweiten Studienjahres beweisen.

„Einige haben gefragt: ob wohl überhaupt eine allgemeine höhere Geistesbildung ohne das Studium der alten Sprachen möglich sei? Allerdings hat der Strom einer höheren, geistigen Menschenbildung, aus welchem auch unsere geistige Natur von Jugend an Gedeihen schöpfte und Leben, seinen Ursprung in der fernsten Vergangenheit; aber sein Weg geht nicht allein durch das klassische Alterthum, welches eben so wenig der Ort seines Ursprunges ist als die neuere Zeit, sondern durch Religion und Ueberlieferung, Völkergeist und = Streben, dringen seine mächtigen Arme von allen Seiten zu uns ein, allbefruchtend und belebend. Alsdann — was ist Bildung? — Gebildet nennen wir das Gefühl, welches dem Guten wie dem Schönen eröffnet ist; den Geist, welcher in allem das Eine, Nothwendige, Bleibende anzuerkennen, und von dem Richtigen und Falschen klar zu unterscheiden weiß; den Willen, welcher aus aller Kraft und unablässig nach dem rein Menschlichsten, Höchsten und Besten strebt. In diesem allen hat uns zwar jenes klassische Alterthum schöne und große Muster gezeigt, doch nicht minder zeigt sie uns die Geschichte auch anderer Völker und Zeiten, nicht minder lehrt uns die Betrachtung des Lebens, der Welt und des Men-

schen unmittelbar, noch immer, wie sie es einst den Alten gelehrt hat, was das eine Nothwendige und Bleibende, was das Schöne und Gute sei? Wie einst Vanini an dem Strohhalme das Dasein Gottes, vermag der Geist an jedem in sich vollendeten Ganzen, in der sichtbaren Natur wie im Gebiete des Geistigen, in der Kunst wie in der Wissenschaft, das Eine zu finden, was er sucht und bedarf: Uebung und Erweckung seiner eigenen höchsten Kräfte, Erkenntniß seiner selbst und seiner Bestimmung."

Statt eines vergeblichen Bemühens, den ihr angewiesenen Wirkungskreis polemischen Angriffen gegenüber durch Worte in das ihm gebührende Licht zu stellen, suchten wir, deren Aufgabe zunächst war, dieses vielmehr durch die That zu erreichen. Ein würdiger Mann, welchen seine Stellung im Dienste des Staates, seine vielseitigen Erfahrungen und seine Kenntnisse des früheren wie des jetzigen Zustandes der vaterländischen Schulen zu einem Urtheile über diesen Gegenstand berechtigt, schrieb mir noch vor Kurzem:

„Der Gedanke, welcher die Regierung bei Errichtung der Realinstitute geleitet hatte, gereicht Bayern noch heute zur Ehre. Sie hatte eine löbliche Ansicht und eilte mit dieser Einrichtung vielen anderen Ländern voraus. Sehen wir doch in den Realgymnasien, Bürgergymnasien und anderen Lehranstalten unserer Tage den Lehrplan des Realinstitutes erneuert: woraus wir Anlaß nehmen dürfen, die Einsicht und das Wohlwollen der bayerischen Regierung zu rühmen. — — Etwas vermisse ich an den Lehrplanen der neueren Zeit schmerzlich, nämlich die gebührende Betonung des ethischen Elementes, welchem in den Jahresberichten des Realinstitutes so sehr das Wort gesprochen war. Wenn man dieses Element unbeachtet läßt, so wird die bürgerliche Gesellschaft aus allen, noch so wichtigen Disziplinen kein Heil ziehen."

Auf meine Forschung nach dem eigentlichen Grunde der Auflösung der Realinstitute ward mir von durchaus sachkundiger Seite der Bescheid:

„Zu dem Beschluß, die Realinstitute aufzulösen, kann die Anstalt in Nürnberg keinen Anlaß gegeben haben. Denn diese war, selbst nach dem Abgange der Vorarlberger (1814) immer noch so stark besucht, daß sie den Gymnasien jener Zeit an Schülerzahl gleich stand. Ueber ihren Ruf sind vollgiltige Zeugnisse vorhanden. Dagegen führte die Anstalt in Augsburg seit 1813 ein so kümmerliches Dasein, daß die Oberbehörden wohl nicht umhin konnten, das gesammte Realschulwesen einer Revision zu unterstellen. Wie nun auch sonst oft zu geschehen pflegt, so scheint auch damals Das, was an Einer Anstalt wahrgenommen wurde, eine allgemeine Maßregel hervorgerufen zu haben. Man gab den Gymnasien einen geregelten, mathematischen Unterricht mit etwas Physik, und damit schien dem Bedürfnisse Aller genügt."

Von der Schulanstalt selber, deren Geschichte mit der Entwickelungsgeschichte meines eigenen Lebens in so naher Beziehung steht, wende ich auch noch einen dankbar, liebenden Blick auf die Schüler, die uns Lehrern mehr als es wohl für gewöhnlich vorkommen mag, nahe befreundet gewesen und geblieben sind.

Von den mehreren Hunderten der Schüler, zunächst unseres Realinstitutes, sind es nur gegen siebenzig, deren weitere Entwickelungsgeschichte und Stellung im bürgerlichen Leben mir näher bekannt ist. Denn mehrere von ihnen waren Ausländer oder sind dieses nach dem Abtreten von Tirol und dem Vorarlbergischen geworden, von denen ich nur etliche, z. B. v. Gugger als Landrichter in Tirol, v. Schnitzer als Gesandtschaftssekretär in Florenz, Frölich

in Wien in ehrenhafter Stellung wieder auffand. Einige sogar hat der kosmopolitische Trieb weit über Meer und Land hinüber in andere Welttheile geführt, namentlich den ältesten Sohn des oben (S. 342) erwähnten geistreichen Kaufmannes Leuchs, den Johann Wilhelm, der mit seinem Bruder, dem rühmlich bekannten Schriftsteller Joh. Carl, einer unser ersten Schüler war, schon im J. 1809 zuerst nach Amerika, dann nach Australien. Sehr verschieden ist auch bei der im Lande gebliebenen, größeren Anzahl der Schüler die Wahl der Laufbahn gewesen, die sie nach Vollendung der Schuljahre betraten. Zu dieser Wahl gab nicht selten schon der Stand der Eltern den bestimmenden Anlaß. Denn die Söhne aus adeligen Familien oder der ansehnlicheren Güterbesitzer betraten entweder im Militärstande den Weg der Ehre, oder sie wendeten sich zum Theil unmittelbar, zum Theil aber nach dem Besuche der Universität zu der Besitznahme und Verwaltung ihrer Güter und zum Staatsdienste, den sie beim Forstwesen und anderen Zweigen der Verwaltung des Gemeinwesens fanden. Der alte, gewesene Rektor in Nürnberg freut sich, daß er solche Ehrenhalter und Ehrensäulen der alten Nürnberger Patriziergeschlechter, wie die edlen, werthen Stammhalter und Senioren ihres Hauses, den Siegmund Carl v. Tucher und den geistreichen Johann Siegmund von Haller, den Heermeister von Mittelfranken und Meister unter den Kennern seiner vaterländischen Kunst, unter seinen ältesten Schülern nennen darf. Die Jugendgenossen dieser beiden, Wilhelm von Peller und Hans Wilh. von Imhof, haben schon im J. 1812 den Friedhof der irdischen Kämpfe, auf dem Feldzuge gegen Rußland gefunden.

Die Zöglinge unserer Anstalt aus bürgerlichem Stande

sind auch zum großen Theil auf den Wegen der verschiedensten Berufsarten zu Brod und Ehren gekommen. Ohngefähr ein Zehntel aus der mir näher bekannten Zahl hat sich für die Arzneikunde entschieden und die Kranken der Vaterstadt danken es namentlich dem allgemein geachteten Dr. Johann Jacob Reuter, so wie dem Dr. Steinmetz, daß sie diese Wahl getroffen, während der talentvolle, geistig gewandte Dr. Heinrich Rose als belebendes, ordnendes Haupt des neuerwachten Realschulwesens und Gewerbvereines seiner Vaterstadt sich einen wohlverdienten Ruhm erworben hat. Dr. A. Wagner so wie Dr. Fr. Ch. Hessel wirken seit einer Reihe von Jahren als ehrenwerthe Lehrer der Universität; Dr. J. Fr. Engelhardt, der als Freund der Chemie aus unserer Schule in die des großen schwedischen Meisters, des J. Berzelius, ging, hat als Lehrer in Nürnberg die ruhmvolle Laufbahn seines Lebens, durch vielversprechende Forschungen und Entdeckungen ausgezeichnet, schon nach wenig Jahren vollendet, und auch an mehreren anderen Schülern, wie an dem trefflichen, zu frühe verstorbenen Metallurgen Aug. Phil. Bezolt (von welchem ich später noch reden werde) und dem wackeren Pharmazeuten F. Jac. Krämer hat der Unterricht unserer Anstalt gute Früchte getragen. Vielen anderen unserer Zöglinge, die für Handel und Gewerbe sich bestimmten, ist die Belehrung, die sie in der Schule empfingen, eine Grundlage vielseitiger Bildung geworden, wie bei J. C. Leuchs, J. Fr. Popp, dem Vorstande des Gemeindekollegiums, J. W. Kirchdörfer, dem hochachtbaren J. J. Herzogenrath, bei Frölich in Wien u. a. m. J. Jac. Heller hat sich den Ruhm eines ausgezeichneten Mechanikers weit über seine Vaterstadt hinaus erworben, H. Wilder steht als Kupferstecher,

Löhner als Instrumentenmacher, mehrere andere stehen als glückliche Fabrikanten in hoher Achtung, der P. W. v. Ebner verdient als Kenner der Geschichte und der Künste seiner Vaterstadt allgemeine Anerkennung. Viele unserer Zöglinge sind wohlverdiente Schulmänner geworden, unter ihnen waren mir R. J. König und J. H. Reizmann näher bekannt. Und selbst nachmalige wackere Juristen, wie namentlich den Rechtsrath Turckowitz, wie den H. von Künsberg, und wie den von Allen, welche das Gute und Ehrenhafte lieben, geliebten und hochgeachteten Landrichter Fr. v. Buirette, zählte unsere Anstalt unter ihre Schüler, ja in ihr hat ein Theolog von seltenen Gaben des Geistes und Herzens, Pfarrer Omeis seine erste Anregung wissenschaftlicher Bildung empfangen, und auch in Pfarrer Kündinger erwachte in unserem Realinstitute die Lust und Freude an jenem Wissen, das allein zur Weisheit führen kann. Es gab bei dem Unterrichte in unserer Anstalt vielfache Gelegenheit zum Hervorrufen und zur Ausbildung von künstlerischer Geschicklichkeit der Hände, und daß diese Gelegenheit nicht unbenutzt geblieben, das bezeugen die technischen und künstlerischen Leistungen mehrerer unserer gewesenen Schüler, unter denen ich hier nur den wackeren Kupferstecher Wilder als rühmliches Beispiel erwähnen will. Alle Erwartungen jedoch der Lehrer und alle Kunstgeschicklichkeiten seiner Mitschüler überflügelte weit Joseph Ernst Bandel, der nachmalige Bildhauer, dessen Namen das deutsche Vaterland kennt und ehrt. Die anmuthige äußere Gestaltung, die er später dem Marmor und dem gegossenen Erze gab, war seinem harmonisch wohlgeordnetem Gemüthe schon frühe aufgeprägt und hatte sich seinem ganzen Wesen mitgetheilt. Er trat erst in der letzten Zeit des Bestehens unserer Anstalt in diese ein, wurde aber durch

seine lebhafte Empfänglichkeit für Alles, was des geistigen Erwerbes am würdigsten ist, sehr bald der Liebling aller Lehrer, wurde in allen Unterrichtsgegenständen der ausgezeichnetst erste unter den Schülern seiner Klasse. Er, in seiner Begeisterung für den Ruhm des deutschen Volkes, hat mit kühnem Muthe ein Werk ergriffen und begonnen, das auch einem künftigen Geschlechte als ein würdiges Denk- und Erinnerungszeichen von dem altedlen deutschen Heldensinne zeugen wird, dessen Saamenkorn seine Keimkraft nicht verloren hat. Ich werde von diesem meinem edlen jungen Freunde, der jetzt in Hannover lebt, noch bei einer späteren Gelegenheit sprechen.

Und wie vielen anderen meiner mir in Liebe verbundenen gewesenen Schüler in Nürnberg möchte ich noch ein Wort der freundlichen Erinnerung sagen. Manche von ihnen sind schon zu ihrer Ruhe eingegangen. Wir Alle aber, die Alten mit den Jungen, wollen mit Ernst uns bemühen, daß wir schon hienieden zu jener Ruhe gelangen, die aus dem Frieden mit Gott und unserem Gewissen durch den kindlichen Glauben an Christum, und aus der recht treuen, aufrichtigen Liebe zu ihm hervorgeht.

44. Ein Seitenweg, der dennoch zum Ziele führte.

Im Jahre 1815 war von einer Auflösung oder Umgestaltung der beiden Realinstitute in Bayern ernstlich die Rede, weil, wie man sagte, von der Regierung das Bedürfniß erkannt worden sei, den beiden großen Handels- und Gewerbstädten von Bayern: Augsburg und Nürnberg, statt der Realgymnasien, deren wissenschaftliche Tendenz für die Anfoderungen der bürgerlichen Bildung eine zu hochgehende sei, Schulen zu geben, welche dem Zwecke dieser Bildung auf einfacherem Wege und mit geringerem Kosten-

aufwande entsprächen. Was bei dieser Enthebung aus dem bisherigen Wirkungskreise aus uns fünf Hauptlehrern am Realinstitute zu Nürnberg: Pfaff, Schweigger, Kanne, Erhardt und mir werden sollte, das war zwar nicht ausgesprochen, indeß hätten wir darüber ruhig sein dürfen, denn wir kannten aus Erfahrung die ehrenhafte, wohlwollende Gesinnung der Regierung gegen uns. Dennoch ergriff uns Alle ein Gefühl der Unsicherheit, wie beim Stehen auf einem schwankenden Boden. In diesem unheimlichen Gefühle hatte ich gegen Anfang des J. 1815 an meinen treuen Freund und Lehrer Schelling geschrieben und ihm zugleich auch jenes Irrewerden an der bisherigen Richtung meines wissenschaftlichen Berufes ausgesprochen, von welchem ich nachher reden will; ein Irrewerden, das mir selbst den früher so lebhaft gefühlten Wunsch benahm, als Lehrer an eine Universität zu kommen. Schelling schrieb mir darauf im Februar 1815 unter Anderem: „Das Stündlein Ihrer Erlösung wird gewiß kommen, greifen Sie aber der Vorsehung nicht vor." — Das Lehramt an einer Universität erschien diesem weisen Freunde, der mein Bedürfniß ganz kannte, als mein eigentlicher Beruf; doch fand er es nicht rathsam für mich, wenn ich an die Universität Würzburg ginge, an welche Lerchenfeld, damals General-Commissär in Würzburg, nach seiner wohlwollenden Gesinnung mich gern gezogen hätte. Erlangen, vielleicht schon wegen seiner Nähe und inneren Beziehung auf meinen bisherigen Wirkungskreis, erschien Schelling als der angemessenste Ort für mich und dahin war ja auch mir, wie meinen Collegen, bei einer Auflösung unserer jetzigen Dienstverhältnisse der Weg schon gebahnt. Und allerdings sollte ich auch bald nachher an diesen, mir so lieb gewordenen Heimathsort kommen, vorher mußte ich

aber, mir sehr zum Glück und Heil, einen anderen Weg gehen, an den ich nicht gedacht hatte, damit ich dort inne würde, daß ich den Reisepaß, der mir von meiner Kindheit an auf meinen Lebensweg gegeben war, aus der Hand verloren habe und zu einem Suchen nach diesem und Wiederfinden desselben mich ernstlich wieder aufmachte. Wie dieses geschehen sei, darüber will ich mich etwas ausführlicher erklären.

Auch ich habe, nach dem Maaß meiner Kräfte, so gering dieses auch mag anzuschlagen sein, einen Drang zum wissenschaftlichen Erkennen und Wirken und zwar zunächst im Gebiete der Naturwissenschaft empfangen. Ich möchte sagen, dieser Drang, dessen erste Regungen ich in meiner vorstehenden Jugendgeschichte, dessen kräftige Aeußerungen ich in der Geschichte meines angehenden, männlichen Alters beschrieben, hatte mich bis dahin, gleich einem Reisepaß, in welchem der Weg zum Ziele nach seiner ganzen Richtung verzeichnet stand, auf meinem Lebenswege treulich begleitet und geleitet. Namentlich erzählte ich noch oben (S. 454), mit welcher freudigen Genügsamkeit ich an meinem Lehramte der Naturgeschichte in Nürnberg festhielt, so daß ich mich durch keine andere, vielversprechende Aussicht von dieser mir werthen Aufgabe hinwegziehen ließ. Wie kam es aber nun, daß ich auf einmal, an diesem meinem Berufe, ja an jedem wissenschaftlichen Streben überhaupt, irre wurde und daß ich den mir so gebahnt vor Augen liegenden Weg meiner äußeren Bestimmung verließ, um mir einen anderen zu suchen? Es war, wenn man will, eine Verirrung, die mir, als sie geschehen, manche Sorge machte und dennoch hat auch sie zur Ausführung, nicht meines äußeren allein, sondern auch des inneren, mir von höherer Hand verzeichneten Lebensplanes (m. v. I. S. 20, 21) gehört.

Von meinem Freunde und Collegen, dem gelehrten Johann Arnold Kanne, habe ich schon oben S. 287 u. a. gesprochen und werde später noch mehr von ihm sagen. Sein Wesen wie sein äußeres Benehmen in dem ersten Jahre unseres Zusammenseins waren nicht mir allein, sondern uns Allen, die wir ihn kannten und öfter sahen, ein Gegenstand ebensowohl der Bewunderung als der Verwunderung. Oefters zwar ging er, wenn wir uns in dem Schulgebäude begegneten, an uns vorüber, schweigend und kaum uns begrüßend; wenn er jedoch andere Male zum Sprechen geneigt war, da gab er uns durch seinen Witz, seinen Scharfsinn, durch seine gelegentlichen, von tiefer Gelehrsamkeit zeugenden Bemerkungen, einen reichen Ersatz für sein langes Schweigen. Ich hatte, schon vermöge meiner amtlichen Stellung, am öftesten mit ihm zu verkehren und ich möchte wohl sagen, auch Manches von ihm zu leiden. Er selber hat uns in dem Anhang zum ersten Theile seines Buches „Leben und aus dem Leben" unter den Zügen, darin er seinen eigenen Lebensgang schildert, auch solche mitgetheilt, die uns ein treues Bild von ihm aus den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Nürnberg vor Augen stellen. Er beschreibt es unter Anderem (S. 289 des Anhanges), wie sich nach der Vollendung eines seiner mit mühsamem Fleiße geschriebenen Werke, das er jedoch, nach seiner späteren Erkenntniß, als ein durchaus antichristliches bezeichnet, eine Unruhe über sein Gemüth verbreitet habe, die immer mehr zu wahrem Unfrieden und zu gänzlicher Entzweiung mit ihm selber und mit der Welt sich steigerte. „Ich verdarb es, so sagt er, mit Jedermann und selbst mit meinen wahrhaft gutherzigen Collegen: Schubert, Pfaff, und Schweigger lebte ich in keiner Harmonie, war jedoch weit entfernt, mir allein alle Schuld beizumessen." In

seinem rastlosen, glühenden Eifer für das wissenschaftliche Forschen wendete er sich jetzt an die Ausarbeitung eines Hauptwerkes seines Lebens: eines Panglossums oder Systemes aller Sprachen, dessen Aufgabe es sein sollte, daß, und wie alle Sprachen von einer gemeinsamen Ursprache ausgegangen seien. „Indeß nahmen meine Unruhe und mein Trübsinn immer mehr zu, und manchmal hatte ich eine ordentliche Scheu vor Menschen, und konnte Keinen ansehen. Ein nagender Wurm, Ehrgeiz und ein sich in den äußeren Winkel der Seele versteckender, schnöder und verächtlicher Egoismus fraßen an meinem Herzen und hier fühlte ich's manchmal wie Höllenflamme brennen."

Außerordentlich waren die Kämpfe, durch welche die mächtige Natur des merkwürdigen Mannes sich hindurcharbeiten mußte, bis sie Das erlangte, was sie von Herzensgrund begehrte. Sie fand Das, was sie suchte, auf dem einzigen Wege, auf welchem es sich von dem Menschenherzen finden läßt; sie fand es nicht in allmähligem Uebergang und stückweise, sondern ganz und in einem Augenblicke (m. v. den angeführten Bericht auf S. 291). „Ein Strom sanfter Freude", so erzählt Kanne weiter, „goß sich über mein Herz aus, und ein süßer Friede kam in meine Seele. Von Stund' an ward ich ein ganz anderer Mensch und das so auffallend, daß es jeder bemerkte, dem ich zu Gesicht kam. Mein heiteres Gesicht sagte nun zu Allen: sei gegrüßt und willkommen! Es war nichts wie Eintracht mit mir und der Welt in meiner Seele und Alles kam mir wunderleicht vor."

Wir Alle, die wir damals mit Kanne lebten, können die Wahrheit Dessen bezeugen, was er über die auffallend plötzliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen, sagt. Er kam nun (1813) öfter zu meinem Freunde, dem Rosen-

bäcker Burger, den er durch mich kennen gelernt hatte und ich sah ihn fast täglich, denn wir hatten nun Beide einen Weg. Und was ist mir dieser treue Gefährte auf dem Wege meines Lebens gewesen. Ein Vorbild des Ernstes und der Treue, das mich kräftig anregte und im Laufe stärkte, denn von diesem Menschen, der alles Andere dahingab, um das Eine, das Noth thut, zu gewinnen und das gewonnene Kleinod festzuhalten, ging auch auf andere, für solches Thun empfängliche Seelen, eine Kraft aus, welche ich im Umgang anderer Menschen nur selten empfunden.

Wie ganz anders lernte ich jetzt Kanne kennen, als in jenem humoristischen Schattenbilde, das er mir früher in einer Stimmung heiterer Laune, ausgeschmückt hin und wieder mit mancher dichterischen Zierrath, von sich und seinem Leben gegeben hatte. Erst jetzt erfuhr ich von ihm seine wahre innere Entwicklungsgeschichte, wie er dieselbe in den Berichten aus seinem Leben (a. a. O.) erzählt hat. Damals hatte er sich geschämt, mir das köstlichste Geheimniß seines Herzens: die Geschichte seiner frommen Kindheit, die außerordentlichen und merkwürdigen Erfahrungen seines inneren Lebens, die er als Jüngling und noch in der letzten Zeit gemacht, kund zu geben. Jetzt erfuhr ich dieses Alles und konnte mich mit eigenen Augen, durch die Frucht, die zuletzt aus jenen lange verborgenen Keimen hervorgegangen, von der Kraft des Lebens überzeugen, die in ihnen war. Mein alter Burger verglich den Kanne, in dem plötzlichen Erwachen seiner inneren Kraft, mit Paulus dem Apostel, der vorhin ein Lästerer und Feind der Gemeinde und nun plötzlich aus Gottes Gnaden ein auserwähltes Rüstzeug geworden sei.

Daß Kanne's Einfluß auf mich ein ganz gewaltiger sein mußte, das wird wohl Jeder, dessen Natur der mei-

nen verwandt ist, leicht verstehen. Ich gab mich diesem Freunde mit einer solchen Liebe hin, daß ich mich selber in ihm ganz vergaß und verlor und nur in ihm mich wiederfand; diese Hingebung zu ihm war nahe einer Abgötterei.

Wenn zwei Fußgänger auf dem Wege nach dem gemeinsamen Ziele zusammentreffen, da geschieht es wohl, daß der Eine, schwächere, durch das rüstige Voranschreiten seines Gefährten so angeregt wird zum Wettlauf mit diesem, daß er Alles aufbietet, mit dem geliebten Mitwanderer gleichen Schritt zu halten. Es treffen aber zwei solche Läufer nach dem Ziele zusammen, denen Beiden es ein redlicher Ernst ist, den Ort des Friedens zu erreichen. Der Eine, ein Wohlbegüteter, trägt bei sich alle die Schätze und Geräthe eines großen Hauses: goldene und silberne Gefäße, auch hölzerne und irdene, und etliche zu Ehren, etliche selbst zu Unehren (2 Timoth. 2 V. 20), der Andere aber, ein Mensch von gar geringem Vermögen, hat für die Wanderschaft auf der weiten Reise nichts bei sich als das Brod, das er zu seiner täglichen Nahrung bedarf, den Krug zum Schöpfen des Wassers am reinen Quell und einige wenige Kleider. Wenn nun der reiche Jüngling es fühlt, daß das schwere Gepäck, welches er mit sich trägt, in seinem Laufe ihn hemmt und hindert, und wenn er, nur des Zieles seiner Reise gedenkend, ohne mit Fleisch und Blut sich zu berathen, die Bürde, die ihn belastet, hinwegwirft: mit den Gefäßen zu Unehren zugleich auch die zur Zierde und zu Ehren des Hauses dienenden, dann läßt sich darüber nichts sagen; wir können den heldenmüthigen Entschluß, Alles dahinzugeben, um das Kleinod des Berufes zu gewinnen, nicht tadeln, sondern nur loben. Wenn aber der arme Bursche, der mit ihm wandert, und welcher in seinem kleinen Reisebündel nichts bei sich trägt,

als den mäßigen Bedarf für Nahrung und Kleidung auf dem Wege, das Beispiel des anderen nachahmt, und Das, was auf seinem Laufe ihn nicht zur Hemmung, sondern zur nothwendigen Bekräftigung und Erleichterung gegeben ist, von sich wirft, dann handelt er nicht klüglich. Ich bin durch die allzuhingebende Nacheiferung meines lieben Kanne in einen ähnlichen Fall gerathen, dessen Irrungen so wie dessen unerwartet heilsame Folgen ich treu berichten will.

Kanne, bei der außerordentlichen Führung und Gestaltung seines inneren Lebens konnte wohl sagen (a. a. O. S. 272): „Dreimal in meinem Leben habe ich es ganz bestimmt erfahren, daß Christi Nachfolger sein und den Wissenschaften leben, bei mir heißt: zween Herren dienen.“ Und S. 274, wo er von einem Wiedererwachen der Liebe zu dem Herrn auf den Irrwegen seines jugendlichen Ehrgeizes redet, sagt er: „Wie ich vorher Ihn vergessen hatte über dem Wissen, so wurde mir jetzt durch das Leben in Ihm das Wissen gleichgültiger: denn, wie ich gesagt, in mir will sich beides nicht vertragen.“ Darum, als ihm die Zeit der großen, inneren Veränderung kam, davon ich vorhin sprach, geschah ihm, was er S. 292 sagt: „als mir mein „Panglossum“ einfiel, fühlte ich in mir ein Verbot, dies Buch zu schreiben, — es wurde mir auf's Strengste untersagt, und ich durfte an alles litterarische Treiben nicht mehr denken. Sogleich darauf stellte sich auch ein Widerwille dagegen ein, der immer mehr zunahm, und da ich darüber zum Nachdenken kam, wurde mir die Ueberzeugung, daß es mit allem menschlichen Wissen nichts sei. Diese wurde mir dann, je weiter ich kam, immer mehr zur unumstößlichen Wahrheit. Den größten Theil meiner Papiere warf ich sogleich in's Feuer; auf's Ernsteste entschlossen, Alles, Alles hinzugeben, um Christo anzugehören.“ — —

So dachte mein Freund Kanne, welchem in Wahrheit sein vieles, großes Wissen und Forschen als Nahrungsmittel seines unersättlichen Ehrgeizes und der Ueberschätzung der eigenen Kraft zu einer Todesgefahr für das innere Leben geworden war. Hatte aber ich die gleiche Ursache, so zu denken? Der „Schatz" meines Wissens und meiner Gelehrsamkeit war bald beisammen und lag in einem kleinen Winkel meines Reisebündels, ohne diesen sonderlich zu belasten; die Wissenschaft, in deren Gebiet mein innerer und äußerer Beruf mich gestellt hatte, führte mich gerade nicht zur Bewunderung meiner eigenen Größe und Hoheit, sondern zu der einer anderen Größe, vor welcher das menschliche Wissen dasteht, wie einer, der die wundervollen Gestalten der Wolken des Himmels genau abzeichnen und allerhand Gesetze dieser Gestaltungen finden will, da sie doch in jedem Augenblicke, morgen ganz andere als heute werden. Die närrische Eitelkeit meines Wesens war dennoch von friedfertiger Natur, wie ein kleines Hündchen, das an der Kette liegt, und wohl eben so laut bellt wie ein großer Kettenhund, das aber Keinen beißt, wie dieser, sondern, seiner Ohnmacht sich bewußt, wenn ein Starker vorbeigeht, in seine Hütte schlüpft.

Ich war durch das Beispiel von Kanne zu einem größeren Ernste erwacht: zu einem Verlangen nach dem treuen, offenen Bekenntniß der Wahrheit vor aller Welt, und diesen Gewinn möchte ich um keinen, den die Erde bietet, dahingeben. Mir war es, wenn ich mich mit diesem Freunde verglich, als hätte ich das eigentliche, rechte Tagwerk des inneren Lebens noch gar nicht angefangen. Von der Art der Gedanken über mich selber, die mich damals ergriffen, mögen wohl die sein, die ich auf einem Blatt Papier, obwohl aus anderer Zeit und Veranlassung geschrieben

finde: „Du armes, fleischliches Ich, das in dem Leibe des Todes wohnt, mit all' seinem trotzigen Muthwillen und seiner Verzagtheit; dahingegeben, bald der partheiischen Affenliebe, bald der gehässigen Abneigung; bald dem thörichten Selbstvertrauen, bald dem ungerechten Mißtrauen gegen Andere; du unergründliches Nichts mit seinem unersättlichen Gelüste nach einem Nichts, wie du selber es bist, wie oft hast du mir den Frieden gestört, mir das Kleinod, das mir geschenkt war, entreißen wollen. Und es wäre dir gelungen, hätte nicht ein Stärkerer, der mit mir den Bund des Friedens geschlossen, dich gebunden und besiegt."

Am treuesten wird sich wohl mein damaliger innerer Zustand und der Grundton meiner Gesinnung in einem Buche erkennen lassen, das ich großentheils während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Nürnberg schrieb, obgleich erst in Mecklenburg vollendete. Es ist dies der erste Band meines „Altes und Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde" von welchem ich später reden werde. Man wird in diesem Buche bei alle Dem, was man etwa daran aussetzen mag, den redlichen Ernst nicht verkennen, mit all' meinen Kräften von der Wahrheit zu zeugen, die mich selber in meinem Inneren so froh und frei gemacht hatte. Mußte es doch damals im J. 1815, wo so eben durch den siegreich beendigten Freiheitskampf in dem deutschen Volke mit dem äußeren menschlichen Ernste des Lebens auch ein innerer, göttlicher Ernst zu erwachen schien, nicht nur Kanne und mir, sondern Allen, denen das Gedeihen dieses neuen inneren Lebens am Herzen lag, als die rechte Zeit und Stunde erscheinen, an dem Werke der Wiederbelebung der christlichen Gesinnung Theil zu nehmen. Wir dürfen dabei, so dachten wir beide, auf die Gelehrten und Hochgebildeten, so wie auf ihr Urtheil keine Rücksicht neh-

men. An das Volk, an die für das einfältige Bekenntniß der Wahrheit noch empfängliche Jugend, müssen wir uns durch Schrift und Lehre wenden, nicht mit Kunst der Rede, sondern in der Kraft des Glaubens. Ich dachte und sprach es aus: Könnte ich doch, statt Professor an einer Universität, lieber ein Lehrer der künftigen Dorf- oder deutschen Stadtschulmeister werden, und diese in aller Einfalt zu Dem hinführen, das besser ist, denn alles Wissen. Nun, zu einer solchen Stellung für mich hatte ich in meiner Nähe keine Aussicht, aber in einer für mich sehr merkwürdigen Weise eröffnete sich mir, freilich nicht ohne mein Zuthun, eine solche von einer Seite her, an die ich nicht gedacht hatte.

Schon gegen Ende des Sommers von 1815 war ein für Kanne und mich sehr interessanter Fremder nach Nürnberg gekommen: „ein Hauptmann von Mecklenburg" aus Mecklenburg. Ein Mann von schon reiferen Jahren, welcher erst an der Gränze zwischen dem Mannes- und Greisenalter von jener ernsteren Seite des Lebens erfaßt worden war, an welcher er früher, ohne sie recht zu beachten, leichten Schrittes vorübergegangen. Er hatte auf dieser seiner letzten Reise überall, wo sich ihm die Gelegenheit dazu darbot, die Bekanntschaft und den vertrauteren Umgang solcher Menschen aufgesucht, welche nach einem oben (S. 369) erwähnten Vergleich meines alten Rosenbäcker Burger gern und oft aus dem Obdache der Hütte oder dem Gewölbe der kerzenhellen Halle hinaustraten unter den freien Himmel, um da an dem Anblicke der Tageshelle, die aus der Sonne, auch wenn sie von Wolken bedeckt ist, sich zu erfreuen und in ihrem Lichte zu wandeln. Der Hauptmann kam so eben von Carlsruhe her, wo er oft und viel mit Jung Stilling zusammengekommen war. Dieser hatte

ihn in Würtemberg an mehrere gleichgesinnte Freunde, in Nürnberg aber zunächst an Kanne und mich gewiesen, und wir führten ihn weiter in den Kreis unserer dortigen Freunde ein. Es gefiel ihm unter uns sehr wohl; er erzählte uns mit großer Freude von Dem, was er auf seiner Reise, durch manche Gegenden von Deutschland und der Schweiz, erfahren habe: von dem Leben des Geistes, das er noch kräftig fortbestehend in manchen Männern der älteren Generation und als ein wieder erwachendes bei vielen Seelen des jüngeren Geschlechtes gefunden habe. Das Volksschulwesen, so meinte er in voller Uebereinstimmung mit uns, müsse vor Allem mit einem christlichen Ernste und Geiste erfaßt und von diesem durchdrungen werden, um dem Verderben des hochmüthigen Unglaubens zu steuern, das auch in die Massen des Volkes eingedrungen sei. Bei solchen Gesprächen gingen mir Herz und Mund gar freudig auf, ich sprach das Verlangen aus, daß doch auch ich Gelegenheit finden möchte, an dieses Werk der wahren Volksbildung meine Hand anzulegen. Hierzu, so sagte der Hauptmann, werde sich wohl in Mecklenburg für mich der beste Boden finden, denn namentlich die geistvolle für alles wahrhaft Gute inniglich empfängliche Frau Erbgroßherzogin Caroline Louise, würde durch ihren vielvermögenden Einfluß das Werk der ächten, guten Volksbildung mächtig fördern helfen. Diese hochsinnige Fürstin, eine Auserwählte ihres Geschlechtes und Standes, war eine geborene Prinzessin von Weimar, eine Tochter des ruhmwürdigen Carl August; sie war eine Schülerin Herder's, dessen Andenken sie mit kindlich dankbarem Herzen ehrte. Der Hauptmann, dessen Gesinnung sie achtete, hatte ihr in seinen Briefen viel von den Bekanntschaften und Erfahrungen geschrieben, die ihm auf seiner Reise geworden

wareu, namentlich auch meiner erwähnt, als eines treuen Verehrers und Schülers von Herder. Ich war wohl auch der hohen Frau durch meine Schriften nicht unbekannt geblieben, und da der Hauptmann von dem angelegentlichen Wunsche meines Herzens, und von der nahe bevorstehenden Auflösung der amtlichen Stellung wußte, an die ich bis dahin gebunden war, ließ er es sich recht angelegen sein, zwischen mir und seinem ihm sehr lieben Vaterlande ein Band anzuknüpfen, das mich ganz dorthin ziehen sollte. Ich war nicht abgeneigt, auf seine Wünsche einzugehen, sobald ich erst ganz und fest in meinem Innern überzeugt sein könne, daß diese Führung Gottes Rath und Wille sei. In dieser Ueberzeugung war ich aber noch immer sehr schwankend und ungewiß, blieb dieses auch noch als ich nach der Rückkehr des Hauptmannes in sein Vaterland schon in einen lebhaften Verkehr durch Briefe mit Mecklenburg getreten war, von wo aus man mir sehr wohlwollend entgegen kam. Da brachte mich der letzte Wunsch einer mir theuren Sterbenden zur Entscheidung.

Es war mitten in einer Nacht der zwanziger Tage des Januar 1816, da weckte uns ein starkes Geläute an der Glocke unserer Hausthür aus dem Schlafe. Ich rief von dem geöffneten Fenster hinunter auf die Straße: wer da sei und was man begehre? ein Mann, mit einer Laterne in der Hand, antwortete bloß: „Stafette.“ Ich eilte hinunter, öffnete die Thür, bescheinigte den Empfang des schwarzgesiegelten Briefes und las denselben. Er war von dem Herrn Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg geschrieben und weil dieser Brief zu den wesentlichen Aktenstücken aus der Geschichte meiner Lebensführungen gehört, theile ich ausnahmsweise die zunächst hieher gehörige Stelle aus demselben öffentlich mit.

— — „Ich stehe am Sarge des edelsten und besten Wesens, was je aus Gottes Vaterhand hervorging; am Sarge der geliebtesten und verehrtesten Gattin; verwaiset mit 5 Kindern, welche in ihr die sorgsamste und beste der Mütter verloren. Der Frieden meines Lebens ist dahin, schenke mir Gott den meiner Seele wieder."

„Meine Frau wünschte so herzlich Ihre Ankunft hieselbst; versprach sich so viel Segen und Nutzen davon für unsere Kinder; noch am Tage vor ihrem Ende erfüllte dieser Gedanke sie mit Trost und Freude. Desto lebhafter und dringender ist also auch der Wunsch meines Herzens, den ihrigen erfüllt zu sehen*). Ich wünsche und hoffe, daß der Brief, welchen Ihnen heute der Hauptmann von Mecklenburg schreibt, alle etwaigen Bedenklichkeiten heben, und Sie bestimmen wird, auf Ostern dieses Jahres Mecklenburg zu Ihrem neuen Vaterlande zu machen." — —

Mir war es, als ich den Brief las, als ob eine Stimme aus der anderen Welt zu mir spräche. Du darfst jetzt nicht länger widerstehen, dachte ich, dieser Ruf kommt aus Gottes Hand. Gleich am Morgen schrieb ich aus tief bewegtem und zugleich freudigem Gemüthe meine Zusage nach Mecklenburg, so wie mein Bittgesuch um Entlassung aus dem königlich bayerischen Staatsdienste nach München, worin ich meine innige Dankbarkeit aussprach für so viele

*) Wie ich später erfuhr, hatte der tiefbewegte, liebevolle Gemahl die vertrauteste Freundin der Verstorbenen, die damalige Fräulein von der Tann, nachmalige Generalin von Voth, welche das Sterbebette nie verließ, befragt, ob wohl seine Gemahlin noch einen letzten Wunsch ihres Herzens gegen sie ausgesprochen habe. Und diese nannte den Wunsch, dessen die obige Stelle des Briefes gedenkt.

mir in dem lieben Bayerland erwiesene Huld und Gnade und die Beweggründe andeutete, die mich zum Austritte aus meinen bisherigen Dienstverhältnissen veranlaßten. Darauf, nachdem ich beide Schreiben auf die Post gegeben, ging ich ruhig an mein Lehrergeschäft in der Schule.

Ich war in der That bei diesem schnellen Schritte nicht mit Fleisch und Blute zu Rathe gegangen. Denn da der Brief des H. Erbgroßherzogs, wie ich vermuthe, mit dem Courier, der die Trauerbotschaft von dem Tode seiner Gemahlin an den königlichen Hof nach München brachte, gekommen, der Brief aber des Hauptmanns von Mecklenburg, auf den sich jener Herr in seinem Schreiben bezog, mit der Post gesendet war, erhielt ich ihn erst um mehrere Tage später. Ich wußte also durchaus nicht, unter welchen äußeren Bedingungen man mich in die fremde Heimath berief, hatte aber auch, wie sich nachher zeigte, keine Ursache, darüber bedenklich zu sein, denn man stellte mich in äußerlich so unerwartet günstige Verhältnisse, daß diese im Vergleiche mit den Bedingungen, die ich vielleicht, wenn man mir dies freigestellt, gemacht hätte, über all' mein Bitten und Verstehen gingen. In der fürstlichen Zusicherung, welche ich empfing, war auf meinen, gegen den Hauptmann von Mecklenburg geäußerten Wunsch Rücksicht genommen: es war mir nach einigen Jahren nicht nur die Stelle eines Lehrers, sondern eines Direktors an einem Schullehrerseminar versprochen. Zunächst aber wurde ich für den Unterricht der ältesten Prinzessin des Herrn Erbgroßherzogs verpflichtet, wozu später die Leitung des Unterrichtes auch für die beiden jüngeren Kinder des großherzoglichen Hauses kommen sollte. Für mich und die Meinigen war, so lange wir lebten, mit fürstlicher Freigebigkeit gesorgt.

Zunächst also, so dachte ich, nicht Lehrer künftiger Schullehrer, mit denen ich mich wohl fertig zu werden getraute, sondern von Prinzessinnen und Prinzen? — Das machte mich wohl ein wenig bedenklich. Ich sagte zu Kanne, mir käme das freilich als ein seltsamer Appetit vor, daß man mich zum Prinzenerzieher gewählt habe, der aber meinte: eben weil der Appetit so seltsam ist, muß man ihn respektiren und befriedigen: du hast recht gethan, daß du auf die Sache eingegangen bist. Eben so wie Kanne, dachten der alte Burger und Schöner.

Manche andere Freunde und Bekannte, denen ich meinen Entschluß mittheilte, urtheilten freilich anders darüber als Kanne und Burger. Der verständige Hegel machte ein ernstes, bedenkliches Gesicht, als ich ihm sagte, daß ich in Hoffnung, Direktor an einem Schullehrerseminar zu werden, in's Ausland gehen wolle. Die mir sichere Aussicht als Professor an einer Universität auch ein Lehrer künftiger Lehrer zu werden, schien ihm vor jener anderen der Berücksichtigung werth. Mein edler, wohlwollender Freund, der Generalcommissär von Lerchenfeld, den ich noch im vorhergegangenen Jahre in dieser seiner Stellung im Würzburg gesehen und besucht hatte, der aber jetzt im Begriffe stand, in seine neue ehrenvolle und einflußreiche Stellung als Minister einzutreten, besuchte mich noch auf seiner Durchreise durch Nürnberg und suchte mich für Bayern zu halten; ich aber konnte nicht mehr anders, ich mußte bei Dem bleiben, was über mich beschlossen schien und auch war. Schelling, welcher überall, wo ihm dieser begegnete, den Ernst eines redlichen Willens achtete, ließ mir diesen meinen Willen, er wünschte mir Glück und Segen zu meinem Schritte, ohne über diesen zu urtheilen. In ähnlicher Weise verhielten sich Schweigger und Pfaff.

In meiner damaligen inneren Stimmung, hatte ich das Seil abgehauen, das mein Fahrzeug an dem Ufer festhielt; ich hatte meinen eigentlichen wissenschaftlichen Beruf und sein Wirken aufgegeben, wollte von keinem Stillstande mehr wissen. Selbst meine so mühsam, durch vieljährigen Fleiß zusammengebrachte Bibliothek, die nicht ohne inneren Werth und Gehalt war, erschien mir als unnöthiger Ballast auf meiner Weiterfahrt nach dem vorgesteckten Ziele; ich drang dieselbe meinem Freunde, dem Dr. Osterhausen (S. 284), wenn man so will, als Geschenk auf, eigentlicher aber als Bezahlung einer Schuld, für sein mehrjähriges unentgeldliches ärztliches Bemühen in meinem Hause und für gar viele andere uns erwiesene Freundlichkeit und Hülfeleistungen in der Noth. Nur jenen kleineren Theil der Bücher, der mir für meinen neuen Beruf förderlich schien, behielt ich noch zurück.

Freilich wurde uns Beiden der Abschied von dem lieben Nürnberg, je näher er kam, desto schwerer. Am meisten meiner guten Frau, welche in der uns verschwägerten Familie Irmisch aus Plauen (S. 335) nicht nur leibliche, sondern geistige Verwandte gefunden, und mit noch so manchen anderen edlen, guten Familien sich innig befreundet hatte. Sie äußerte es oft: daß ihr das Scheiden aus Nürnberg und seiner Nähe noch schwerer ankomme, als das aus dem Elternhause. Und war nicht auch mir Nürnberg in einer noch anderen, bedeutungsvolleren Beziehung ein Elternhaus: eine zweite Geburtsstadt gewesen? Aber die Zeit des Stillstehens war vorüber; es mußte geschieden sein.

Ich blieb bei meinem Amte bis zum Ende des Winterhalbjahres, dann übernahm der redlich treue Professor Dr. Erhardt (S. 434 u. f.) meine Stelle als Rektor. Er, wie die anderen Collegen mußten die Anstalt, die wir seit län-

ger als sechs Jahren gehalten, noch hinsterben sehen. Denn der Trieb zum Auswandern hatte, seitdem die nahe bevorstehende Auflösung unserer Schule zur Gewißheit geworden, mit den Lehrern zugleich auch die Schüler ergriffen, deren größere Zahl schon an Ostern die Anstalt verließ, so daß von den 14 Schülern, welche die Oberklasse noch im ersten Halbjahre zählte, nur 5, von den 11 der 2. Klasse und den 12 der 3. Klasse ebenfalls in jeder nur 5 bis zum Ende dieses letzten Studienjahres (im Herbste 1816) den Unterricht benutzten.

Die Worte, die ich in der letzten Stunde meines Lehramtes in jeder der einzelnen Klassen zu meinen Schülern sprach, werden wohl manchen von diesen in der Erinnerung geblieben sein. Sie waren gut gemeint und wurden so wie sie gemeint waren aufgenommen und verstanden.

Als am letzten Tage vor unserer Abreise ein armer frommer Bürger der Stadt, der unserem Hause dankbar ergeben war, mit seiner Frau, zu uns kam und uns versicherte, er habe die Ueberzeugung, und manches Vorzeichen dazu, daß wir bald wieder aus der Fremde zurückkehren würden, da wollte mir zwar diese seltsame Vorahnung nicht sonderlich einleuchten. Dennoch regte sich auch in mir, so sehr mein Verstand ihm widersprach, ein Vorgefühl davon, als sei das, was uns jetzt das Herz schwer mache, kein Scheiden für immer oder selbst nur auf lange Zeit. Und dennoch, so kurz die Zeit bis zum Wiedersehen war, glich dieses dennoch dem Wiedersehen einer Lagerstätte, an welcher gestern noch die Wanderzelte, bewohnt und belebt von den fröhlichen Genossen der Wanderschaft aufgeschlagen stunden, die aber heute verlassen und vereinsamt ist; denn die Zelte sind abgebrochen und hinweggeführt, die Hüter der Wachtfeuer sind fortgezogen.

Wohin waren, nach so wenig Jahren, fast alle die Lehrer an der gesammten Realstudienanstalt in Nürnberg gekommen? Als wir uns am letzten Tage unseres Zusammenseins noch einmal brüderlich die Hand reichten, da waren wir, mit dem Gesanglehrer, Schreiblehrer und zweiten Zeichenlehrer*) unserer fünfzehn, scheinbar lebensfrische Häupter. Und wie wenig vereinzelte von diesen fand ich bei meiner Rückkehr aus Norden, noch an derselben Stätte. Kanne und Pfaff, Schweigger nur noch auf kurze Zeit vor seiner Berufung nach Halle, waren nach Erlangen, Erhardt nach Heidelberg, der französische Sprachlehrer Müller nach Landshut gezogen; der stille, treue Zeichendirektor Zwinger war bald nach unserem Abschied zu seiner Ruhe eingegangen, der Lehrer an der Oberrealschule: Dr. B. Durst, dem ich, wenn er noch lebt, in Liebe die Hand drücke, hatte seinen Wohnsitz am Rhein aufgeschlagen; der ehrenwehrte Mathematiker Ahrens, Lehrer an der dritten Klasse der Realschule war einem Rufe nach Soëst gefolgt und nur M. Gast, mit seinem Herzen voll Liebe und ernster, gewissenhaften Treue, stand noch fest an seinem Posten, auf welchem er kräftig und im Segen fortwirkte bis an sein Ende. Auch von den übrigen Mitlehrern, noch mehr aber von dem Kreise der anderen Freunde und Bekannten, hatten indeß einige ihren Erdenlauf vollendet, unter diesen war vor Allen auch der theuere Vater Schöner.

Mehrere unserer Freunde und Collegen, so wie einige meiner lieben Schüler, in Gesellschaft des theuren Baron Buirette von Oehlefeld, gaben uns für einen Theil der ersten Tagreise das ehren- wie liebevolle Geleite. Wir verließen unser gutes Nürnberg am 28. März 1816 und

*) Zösinger, Bauer, Bierlein.

kamen, nach einem kurzen Verweilen in Plauen, am letzten Tage des Monates im Elternhause an.

Das schöne Lied von Aug. Herm. Francke: „Gott Lob, ein Schritt zur Ewigkeit ist abermals vollendet" sprach damals wohl recht lebendig das aus, was ich nicht nur am Schlusse dieses letzten Reisetages im Hause der Eltern, sondern im Rückblicke auf die ganze zuletzt zurückgelegte Strecke meines Lebensweges empfand.

Ende des zweiten Bandes.

Druck v. Junge u Sohn.